

Braunschweig im Bombenkrieg

**50 Jahre danach
Den Opfern des Krieges gewidmet**

Band I

**– Dokumente zur Ausstellung –
28. 9. - 31. 10. 1993**



Herausgeber:
Frieder Schöbel Heinz Friedrich

Friedenszentrum Braunschweig e. V.
Goslarsche Straße 93
38118 Braunschweig

Wissenschaftlicher Verlag Berlin

wvb

Bibliografische Informationen Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Schöbel, Frieder und Heinz Friedrich (Hrsg.):

Braunschweig im Bombenkrieg - Band 1. Dokumente zur Ausstellung.

Braunschweig 1993

4., verbesserte Auflage 2004

Interviewer und Helfer:

Silke Böhme, Hartmut Bolte †, Gabriele Canstein, Wolfgang Ernst, Peter Former, Heinz Friedrich, Ingeborg Gerlach, Daniela Kleemann, Andreas Linhardt, Manfred Kemper, Renate Schöbel, Tilo Schöbel, Sören Schöbel, Brigitte Schulze, Brigitte Süßner-Greve, Anja Wrede.

Titelbild: Heinrich Römisch, Braunschweig

ISBN 3-86573-004-3

© 2004 Wissenschaftlicher Verlag Berlin
Olaf Gaudig & Peter Veit GbR
www.wvberlin.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, auch einzelner Teile, ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Dies gilt insbesondere für fotomechanische Vervielfältigung sowie Übernahme und Verarbeitung in EDV-Systemen.

Vorwort zur vierten Auflage

50 Jahre nach den Bombardierungen unserer Stadt (1993-95) erschienen drei Bände unserer ZeitzeugInnen-Dokumentation. Wegen des ziemlich plötzlichen Interesses für den ersten Band wurden schon kurz nach Erscheinen Neuauflagen nötig (insgesamt von Band I und II bisher je 1200). Wir erhalten ständig weitere Anfragen. Die in den letzten Jahren ausbleibenden Zuschüsse der Stadt und das vorrangige Engagement gegen die neuen Kriege haben die Arbeit des Friedenszentrums sehr verändert und Neuauflagen verzögert.

Neben der gemeinsam mit der Volkshochschule seit vielen Jahren durchgeführten Vortragsreihe **WEGE ZU EINER KULTUR DES FRIEDENS** stand für das Friedenszentrum in den vergangenen Jahren die Schaffung von Gedenkstätten in Braunschweig im Vordergrund. So konnten 2003 die Gedenktafel vor der AOK (also 70 Jahre nach den Geschehnissen) und die Gedenkstätte Erschießungsstelle Buchhorst endlich verwirklicht werden.

Doch gibt es bis heute keinen politischen Willen im Rat der Stadt, die Schaffung von weiteren Gedenkpunkten in die Hand zu nehmen. Die Verantwortlichen vertrösten mit dem Hinweis auf finanzielle Möglichkeiten im Rahmen der „Kulturhauptstadt 2010“, deren Realisierung allerdings noch völlig zweifelhaft ist. Auch im Rahmen der Umgestaltung des Schlossparks zu einem weiteren Einkaufszentrum ist von Gedenken an Kriege und NS-Staat nicht die Rede.

Mit Ausnahme der Gräberfelder auf dem Friedhof an der Helmstedter Straße und einiger Gedenkstätten am Stadtrand fehlt in unserer Stadt immer noch eine zentrale Erinnerungsstätte in der Stadtmittle für alle Opfer. Das Friedenszentrum hat hierfür vor vielen Jahren die Nordseite der Andreaskirche vorgeschlagen.

Der durchgesehene und verbesserte Band I der Dokumentation möge eine gute Aufnahme in der Öffentlichkeit finden. Band II (1994) ist noch erhältlich, die Wiederauflage von Band III (1995) ist geplant.

Frieder Schöbel

Luftangriffe auf Braunschweig

Wer erinnert sich?

Im September 1993 jährt sich zum 50. Mal der erste schwere Luftangriff auf Braunschweig. Speziell zum Thema „Braunschweiger Luftkrieg während des Zweiten Weltkrieges“ wurde in der Reihe der Braunschweiger Werkstücke im Jahre 1955 das Buch „Der rote Hahn über Braunschweig, Luftschutzmaßnahmen und Luftkriegsereignisse in der Stadt Braunschweig 1927 bis 1945“ von Rudolf Prescher veröffentlicht.

Eine Ergänzung zu diesem Buch wäre die Darstellung der

Erfahrungen der betroffenen Menschen, dokumentiert in Interviews mit entsprechendem Bildmaterial. Daher sucht das Friedenszentrum Braunschweig e.V. Menschen, die diese schreckliche Zeit der Luftangriffe in Braunschweig erlebt haben und Auskunft geben können, zum Beispiel über die damalige Lebensmittelversorgung, über Kontakte zu Kriegsgefangenen, über den damaligen Schulunterricht, über das damalige Stadtbild sowie über persönliche Erlebnisse und Gefühle. Auch persönliches

Bildmaterial oder Briefe wären von hoher Bedeutung.

Mit den Interviews soll so bald wie möglich begonnen werden. Ziel der Arbeit ist eine Ausstellung, die in Schulen und Gemeinschaftshäusern der verschiedenen Stadtteile gezeigt werden könnte sowie eine Veröffentlichung der zusammengetragenen Daten.

Wer sich angesprochen fühlt sollte sich mit Frau Canstein unter der Telefonnummer 89 34 95 oder mit Herrn Schnöbel unter 35 11 47, jeweils ab 18 Uhr, in Verbindung setzen.

Braunschweig-Report, 16.9.1992
Braunschweiger Zeitung, 14.2.1992

Wer hat Luftangriff im September 1943 erlebt?

Eine Ausstellung zu den Luftangriffen auf Braunschweig im Zweiten Weltkrieg plant das Friedenszentrum Braunschweig für September 1993. Dann jährt sich zum 50. Mal der erste schwere Luftangriff auf die Stadt.

Zu diesem Thema wurde bereits

1955 das Buch „Der rote Hahn über Braunschweig, Luftschutzmaßnahmen und Luftkriegsereignisse in der Stadt Braunschweig 1927 bis 1945“ von Rudolf Prescher veröffentlicht.

Menschen, die diese Zeit der Luftangriffe erlebt haben und Auskunft

darüber geben können, zum Beispiel über die damalige Lebensmittelversorgung, Kontakte zu Kriegsgefangenen, Stadtbild, persönliche Erlebnisse und Gefühle, können sich mit Frieder Schöbel, Telefon 35 11 47, täglich ab 18 Uhr in Verbindung setzen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur vierten Auflage	3
Einleitung	6
Aus den Tagebüchern des Bomberkommandos vom 15. Oktober 1944	8
Liste Braunschweiger Bombenangriffe	9
Liste Opfer (Zeitungsartikel)	10
Die Situation bei Kriegsende in Deutschland	12
Kurze Literaturliste zum Bombenkrieg	13
Berichte, Briefe, Tagebuchaufzeichnungen	14
Pastor Heinrich Klapproth (1896 - 1984) »So weit sind wir gekommen«	15
Günter Karsten (geb. 1931) »Uns war zum Weinen, aber das durfte man beim Jungvolk nicht!«	16
Kurt Gerschler (geb. 1928) »Der totale Einsatz ... mit der Milchflasche eingegeben ... wir kannten es ja gar nicht anders« Als Hitlerjunge im Einsatz bei den Bombenangriffen	17
Renate Ahrens (geb. 1933) »Was macht die Mama? Was ist zu Hause los?« Als Kind im Bombenkrieg in Braunschweig	19
Marliese Abeken (geb. 1920) »Wie grausam ein Krieg für alle Menschen wirklich ist, begriff ich erst im 2. Weltkrieg«. Erinnerungen an die letzten Kriegsjahre in Braunschweig	23
Rosemarie Vogt (geb. 1928) Bombardierung Braunschweigs - meine persönlichen Erlebnisse	27
Rosemarie Rümenapf-Sievers (geb. 1929) »Die Bomben prasselten herunter wie der Hagel auf das Dach eines Glashauses« Ein Bericht	36
Hedwig Witte (geb. 1915) »Wir haben diesen schrecklichen Krieg erlebt ... Wer ein bisschen nachdachte, ... der machte sich seine eigenen Gedanken«	37
Haide Gerloff (1892 - 1981) »Was taten wir, daß Du es zulässt, ... uns ... in den Abgrund zu führen?« Ein nachgeschriebenes Tagebuch	41
Luise Kassel (1886 - 1960) »Dass das überhaupt ein Mensch noch aushalten kann« Tagebuchaufzeichnungen	55
Trude Oppelt (1894 - 1987) »Schickt mir doch diesen Brief wieder, es ist wohl ganz interessant, wenn man alles später mal wieder liest.« Briefe	70
Erlebnisse einer jungen Ukrainerin in Braunschweig »Freiwillig wäre ich nicht nach Deutschland gegangen.«	80
Aus der Sicht einer Schülerin	84
Ein Gedanke: Frieden!	85
Sport im Krieg	86
Eine Kriegsnacht	87

Auszüge aus Interviews	88
Fragenkatalog zur Bombardierung Braunschweigs	89
Luftschutzmaßnahmen	90
Verdunkelung, Leuchtplaketten, Luftschutzkeller und Bunker	90
Luftschutzwarte.....	90
Splitter- und Schutzgräben.....	91
Luftlagemeldungen, Drahtfunk, Feindnachrichten, Fliegeralarm.....	92
Luftangriffe auf Braunschweig	93
In der Rüstungsfabrik Miag	96
In den Schutzräumen (Keller/Bunker)	97
Schöppenstedter Straße 31	104
Bombenangriffe während des Schulunterrichts.....	106
Nach den Angriffen.....	108
Tote und Schäden.....	110
Versorgung der Bevölkerung, der Ausgebombten	112
Einsatz in der Hitlerjugend (Jungvolk, Jungmädels, HJ, BDM)	113
Kinderlandverschickung (KLV), Evakuierungen	114
Kriegsgefangene, Zwangs- und FremdarbeiterInnen in Braunschweig.....	115
Juden in Braunschweig, Widerstand	117
Empfindungen und Gefühle während der Angriffe und danach	118
Beispiele für das Verhalten in Ausnahmesituationen	119
Von deutschen Luftangriffen auf andere Länder und Städte gewusst/nicht gewusst	121
Spätfolgen der Bombenangriffe	122
"Verordnung gegen Volksschädlinge".....	124
Friedenszentrum Braunschweig - Unsere Arbeit, unsere Ziele	125
Bildteil	126
Verzeichnis der AutorInnen (Interviews, Berichte, Briefe)	141
Übersicht Ausstellung des Friedenszentrums Vor 50 Jahren – Braunschweig im Bombenkrieg.....	142
Wolfgang Borchert: Dann gibt es nur eins!.....	144

Einleitung

Der Braunschweiger Bombenkrieg war in diesem Jahrhundert das wohl einschneidendste Ereignis in der Geschichte unserer schönen Stadt, aber auch ein Stück Geschichte der Familien, die ihn erleiden mussten.

Begreifen lässt sich noch kaum, was damals geschehen ist. Es zu beschreiben, kann nur ein Versuch sein, angesichts der heutigen Tragödien in Bosnien, in einigen Kaukasusstaaten und in vielen anderen Teilen unserer Welt, an unsere eigene Vergangenheit zu erinnern. Aber dieser Versuch muss immer wieder unternommen werden, und zwar von denen, die das alles miterleben, mitmachen und miterleiden mussten.

Nur sie können das glaubhaft vermitteln.

In Braunschweig erlebten die Menschen das, was vor ihnen die Menschen in Warschau (1939), in Rotterdam, London und Coventry (1940) unter den Bomben der deutschen Luftwaffe erleiden mussten und was nun in vielfacher Weise auch über andere deutsche Städte hereinbrach, über Köln, Hamburg und Dresden, um nur einige zu nennen.

Dieser Wahnsinn des letzten Krieges fand erst mit den verbrecherischen Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki seinen schrecklichsten Höhepunkt.

Was die Menschen in Braunschweig erleben mussten, haben wir in dieser Dokumentation zusammenzutragen versucht. Auch einige historische Dokumente über diese Zeit haben wir aufgenommen, um die weit über das Einzel- oder Gruppenerlebnis hinausgehende apokalyptische Dimension dieser Ereignisse aufzuzeigen.

In diesem Zusammenhang verweisen wir auf die Veröffentlichung von Rudolf Prescher »Der rote Hahn über Braunschweig, Luftschutzmaßnahmen und Luftkriegsereignisse in der Stadt Braunschweig 1927 bis 1945«. Dieses Buch wurde 1994 völlig unverändert neu herausgebracht.

Auf unseren Aufruf in der Braunschweiger Zeitung und im braunschweig-report haben sich 72 Personen bzw. Nachfahren als Zeitzeugen gemeldet und ihre Bereitschaft mitgeteilt, mitzuhelfen, die Zeit »Braunschweig im Bombenkrieg« zu dokumentieren. 37 von ihnen kommen in dieser ersten Ausgabe zu Wort, die anderen erhalten ihren Platz in der nächsten Ausgabe.

Als loses Gerüst für mögliche Aussagen hatte die Arbeitsgruppe des Friedenszentrums einen Fragenkatalog entwickelt, den wir den Zeitzeugen vorgelegt und den sie jeweils beantwortet haben. Mehrere Tagebücher und Briefe aus dieser Zeit sind uns zur Verfügung gestellt worden. Einige Zeitzeugen haben auf Grundlage unseres Fragebogens komplette Berichte angefertigt, die wir als Ganzschriften mit wenigen Auslassungen, die jeweils mit ... gekennzeichnet sind, veröffentlichen. Einige Texte haben wir mit Zwischenüberschriften versehen.

Weitere 24 Interviews haben wir nach bestimmten Schwerpunkten auszugsweise zusammengefasst.

Die Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und Berichte vermitteln durch ihre zusammenhängenden Darstellungen tiefe Einblicke in Tages- und Zeitabläufe, in Entwicklungen persönlicher Lebensbedingungen und in die allmähliche Veränderung der Einstellung und Gemütsverfassungen unter dem immer stärker werdenden Druck durch die zunehmenden Bombenangriffe.

Der II. Teil ist eine Sammlung mehrerer Aussagen zu einem bestimmten Bereich, Ereignis oder Ort.

All diese teils nüchtern wirkenden und doch so erschütternden Dokumente sind Aussagen von Menschen, die das infernalische Grauen hautnah miterlebt haben, die aus ihrer häuslichen Geborgenheit plötzlich herausgerissen und in eine grausame und unberechenbare Zerstörungsmaschinerie hineingezogen worden sind.

Mit einigen Ausnahmen gehören die meisten Zeitzeugen den Jahrgängen 1927 bis 1935 an. Sie waren während des Krieges zwischen 10 und 18 Jahre alt und damit zwangsweise Mitglieder der Hitlerjugend (Jungvolk, Jungmädels, Bund Deutscher Mädchen, Hitlerjugend), und als solche waren sie im Sinne des Nationalsozialismus erzogen und auf den Führer eingeschworen (»Wir kannten es ja nicht anders«). Über die Art, wie diese jungen Menschen auch mit den Grausamkeiten des Bombenkrieges umgehen lernen mussten, finden sich in den unterschiedlichen Aussagen Hinweise, die uns heute erschüttern.

Mit Sicherheit haben die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen ihre historische Aussagekraft, wenngleich sich in ihnen zwangsläufig auch sehr subjektive Wertungen und Betrachtungsweisen wiederfinden. Aber gerade darin liegt die Stärke und Unbestechlichkeit dieser Aussagen.

Anders ist es bei den später und zum größten Teil jetzt erst verfassten Berichten und bei den Interviews, die meistens erst in diesem Jahr gemacht worden sind.

Heute kennt jeder die größeren Zusammenhänge, in denen sich die persönlichen Erlebnisse damals ereignet haben. Dafür können aber Details und Einzelheiten des damals erlebten verloren gegangen oder aber nur verschwommen in der Erinnerung vorhanden sein, sofern sie nicht Auslöser oder Schlüsselerlebnisse für später gewonnene Einsichten und Einstellungen waren und geworden sind.

Es ist denkbar, dass Daten, Abläufe und Zahlen, z. B. von Bombern und Opfern, nicht mehr richtig in Erinnerung sind oder nie genau erfahren wurden. Selbsterlebtes, Gehörtes, Wahres und z. T. auch Falsches können in der Erinnerung wie in einem bösen Traum verwischt und zusammengefließen sein.

Nicht jeder der Berichtenden ist so rede- und schreibgewandt, dass er mit seiner Aussage immer genau das trifft, was seit nunmehr 50 Jahren in ihm nur noch als traumatische Erinnerung lebt - oder auch verdrängt worden ist. Das mindert die qualitative Authentizität der Aussage nicht im geringsten. Es zeigt vielmehr, wie das damals Erlebte noch heute in denen, die das damals erdulden mussten, weiterlebt - in welcher Weise auch immer.

Wichtig ist, dass alle Aussagen zusammengenommen in ihren Einzelheiten, in ihrer Tiefe und ihrem Umfang weitestgehend das wiedergeben, was der damaligen Wirklichkeit entspricht.

Es berichten Menschen, die in dieser Zeit Verwandte, Freunde, und Bekannte verloren haben, deren Häuser und Wohnungen vernichtet worden sind, die erlebt haben, wie ganze Straßenzüge in Trümmern lagen, die selbst verschüttet waren, die evakuiert wurden oder aber Ausgebombte aufgenommen haben, die halfen, wo und wann Hilfe nötig war, die in Luftschutzkellern und -bunkern voller Ängste auf das Ende der Angriffe gewartet haben, die Leichen geborgen haben und Trauernde trösten mussten - als Kinder, Jugendliche oder Erwachsene.

Ihnen gilt unser Mitgefühl und unsere Achtung, unser Dank für diese Dokumentation.

Die z. T. bisher unveröffentlichten Fotos geben einen kleinen Teil von dem wieder, was an Zerstörung angerichtet worden ist. Wir danken für die Leihgabe dieser Bilder. Wir danken aber auch den vielen Mitgliedern und HelferInnen des Friedenszentrums für die geleistete Mitarbeit.

Diese heute vorliegende erste Zeitzeugendokumentation über Braunschweig im Bombenkrieg soll der Anfang einer größeren und weitergehenderen Dokumentations-Sammlung zu diesem Thema sein. Die Zeit zwischen dem 29. September 1933 (1943) und dem 15. Oktober 1944 (1944), dem ersten größeren und dem ganz großen Bombenangriff auf Braunschweig, wollen wir für das Sammeln weiterer Zeitzeugenaussagen nutzen. Die zweite und ergänzte Dokumentation soll dann im Oktober 1994 erscheinen.

Desgleichen soll die am 29. September 1993 im Altstadtrathaus eröffnete Ausstellung nur der Anfang einer Sammlung von originalen Gegenständen, Dokumenten und Bildern aus dem Bombenkrieg sein.

Geplant ist eine weitere Ausstellung im Oktober 1994. Auch dafür erbitten wir die Mitarbeit und Mitwirkung der Bevölkerung Braunschweigs.

Diese Dokumentation sollte in die Hände möglichst vieler, besonders auch junger Menschen gelangen. Vielleicht, so ist unser Wunsch, trägt sie zum besseren Verständnis der heute über Sechzigjährigen bei, die das alles erleben mussten, was hier geschildert ist, und die dann den Weg des Aufbaus, des Friedens, der Verständigung und Aussöhnung mit den ehemaligen Gegnern und der Achtung der Würde aller Menschen auf dieser Welt gegangen sind.

Wir widmen dieses Dokument allen Opfern von Kriegen jeder Art, von Gewalt in jeder Form und von Hass gegen andere Menschen.

Was damals in Braunschweig und in anderen Städten und Ländern geschehen ist, darf nicht vergessen werden. Die Erinnerung daran muss uns die Kraft und die Stärke geben, Unrecht und Gewalt für uns nicht mehr hinzunehmen, aber auch für andere nicht mehr zuzulassen.

Friedenszentrum Braunschweig e. V.

Heinz Friedrich

Frieder Schöbel

Aus den Tagebüchern des Bomberkommandos vom 15. Oktober 1944

Übersetzung aus: »*The Bomber Command War Diaries*« (Übersetzung: Frieder Schöbel)

14. / 15. Oktober 1944

Das Bomberkommando konnte nicht nur mehr als 2.000 Einsätze in weniger als 24 Stunden auf Duisburg fliegen, sondern es gab noch Kapazitäten für die »5 Group«, Braunschweig mit 233 Lancasters und 7 Mosquitos anzugreifen. Die verschiedenen Ablenkungsmanöver und die Jägerunterstützung, für die vom Bomberkommando gesorgt wurde, waren so erfolgreich, dass bei diesem Angriff nur eine Lancaster verloren ging.

1944 hatte das Bomberkommando bis dahin viermal versucht, Braunschweig zu zerstören, und dieses Ziel erreichte die »5 Group« schließlich in dieser Nacht, indem sie ihre eigenen Markierungsmethoden benutzten. Es war Braunschweigs schlimmster Luftangriff dieses Krieges, und das alte Zentrum wurde vollständig zerstört. Ein Bericht von dort sagt: »Die ganze Stadt, sogar die kleineren Bezirke, wurde besonders hart getroffen.«

Die dortige Verwaltung schätzte, dass 1.000 Bomber den Angriff ausgeführt hätten. Verlässliche Statistiken über den Schaden sind spärlich; anstatt die normale Zahl der zerstörten Gebäude anzugeben, wurde die Zerstörung in Hektar gemessen (man erwähnt 150 Hektar der historischen Stadtfläche). Man geht von 561 Toten aus, aber es gab eine geradezu wunderbare Rettung, als 4 Stunden nach dem Angriff Feuerwehrleute den ersten von 8 großen öffentlichen Luftschutzräumen erreichten, die im Stadtzentrum im »Flammenmeer« abgeschnitten worden waren. Schätzungsweise 23.000 Leute waren in diesen Schutzräumen, und bis auf etwa 200 wurden alle gerettet. Unter diesen Hilfsmaßnahmen, die für die 80.000 Ausgebombten von außen kamen, war der »Hilfszug Bayern«, ein Zug aus dem fernen Bayern mit technischen Hilfsmitteln und Küchen für Massenverpflegung. Braunschweig wurde vom Bomberkommando nicht nochmals bombardiert.

Liste Braunschweiger Bombenangriffe

Datum	Zeit	Stärke des Angriffs	betroffene Stadtteile und -bezirke	Todesopfer	
				seinerzeit bekanntgeg.	standesamtl. beurkundet
1940	17. August	nachts Einzelwürfe	Schrebergarten Mastbruch	2 (=2)	7
1941	10. Februar	21.30 Einzelwürfe	Innenstadt, Petritor	-	17
	11. Februar	22.30 leicht	Wilhelmitor	2	
	2. Mai	? Einzelwürfe	Hagen	-	
	14. August	? Einzelwürfe	Eisenbahnziele	- (=2)	
1942	7. Januar	? Einzelwürfe	Petritor	-	100
	13. August	? Einzelwürfe	Hagen	-	
	24. August	? Einzelwürfe	Querum	-	
1943	27. September	22.50 mittelschwer	Riddagshausen, Gliesmarode, Stadtpark, Hagen	63 (=63)	218
1944	11. Januar	? Einzelwürfe	?	-	1900
	14. Januar	19.00 leicht	Gartenstadt, Rünigen, Altewiek	14	
	30. Januar	11.40 mittelschwer	Gartenstadt, Rünigen, Melverode, Altewiek, Stadtpark, Riddagshausen	-	
	8. Februar	21.40 Einzelwürfe	Hagen	14	
	10. Februar	11.30 schwer	Innenstadt, Petritor, Hagen, Stadtpark	193	
	11. Februar	? ?	?	?	
	20. Februar	13.30 mittelschwer	Wilhelmitor, Petritor	28	
	21. Februar	15.30 leicht	Querum, Hagen	26	
	29. Februar	11.30 leicht	Lehndorf	14	
	15. März	10.25 mittelschwer	Petritor, Wilhelmitor	23	
	22. März	13.00 leicht	Wolfenbütteler Straße, Lehndorf	?	
	23. März	11.00 leicht	Altewiek	17	
	29. März	13.15 mittelschwer	Petritor, Wilhelmitor	20	
	8. April	14.00 schwer	Wilhelmitor, Altewiek	116	
	23. April	01.16 schwer	Altewiek, Stadtpark, Innenstadt, Mascherode	44	
	26. April	09.30 schwer	Hagen, Siegtriedviertel, Ölper	24	
	29. April	11.00 leicht	Ölper		
	8. Mai	11.00 mittelschwer	Altewiek, Stadtpark, Hagen, Querum	24	
	19. Mai	12.30 schwer	fast alle Stadtbezirke	206	
	23. Mai	01.18 Einzelwürfe	Wilhelmitor, Altewiek, Stadtpark		
	5. August	13.15 schwer	Petritor, Wilhelmitor, Hagen, Rühme	37	
	13. August	nachts schwer	gesamte Stadt	?	
	18. August	00.30 schwer	Innenstadt, Stadtpark	99	
	24. August	11.30 mittelschwer	Querum, Rühme, Hagen	24	
	9. September	23.15 leicht	Querum, Hagen	4	
	17. September	02.30 leicht	Petritor, Wilhelmitor, Hagen, Ölper, Altewiek	34	
	18. September	22.30 Einzelwürfe	Querum		
	28. September	22.00 leicht	Melverode	2	
	2. Oktober	13.00 Einzelwürfe	Gliesmarode		
	2. Oktober	20.00 leicht	Veltenhof		
15. Oktober	01.50 schwer	gesamte Stadt bis auf wenige Bezirke	561		
22. Oktober	15.00 mittelschwer	Altewiek	18 (=1542)		
1945	2. Februar	20.00 Einzelwürfe	Wilhelmitor	14	663
	3. März	10.30 schwer	Innenstadt, Petritor, Wilhelmitor, Stadtpark, Veltenhof	76	
	11., 13., 16., 30. März	? ?	weitere Angriffe	?	
	31. März	vormitt. schwer	Altewiek, Mascherode	69	
	10. April	? Einzelwürfe	Stadtpark	12 (=171)	
Todesopfer insgesamt				1780	2905
davon Ausländer					1286



Dem schweren Terrorangriff auf die Stadt Braunschweig in der Nacht zum 15. Oktober fielen zum Opfer:

- | | | | |
|---------------------------|----------------------------|-------------------------|----------------------------|
| Ahlers, Agnes | Fritsch, Robert | Küchenenthal, Ella | Ringleb, Anna |
| Ahlers, Ursula | Fröling, Elisabeth | Kückelhahn, Hilde | Risch, Klara |
| Ahrens, Alfred | Gebbert, Fritz | Kunze, Hermann | Roloff, Hans |
| Ahrens, Ernst | Gehrke, Bernd | Kurfürst, Martha | Roloff, Irmgard |
| Anikowiak, Günther | Germer, Gustav | Kurtrist, Willi | Roloff, Hans-Eckart |
| August, Wilhelm | Gies, Mathilde | Kühner, Anna | Rosenthal, Erika |
| Badtshner, Meta | Gies, Walter | Küster, Irmgard | Robbach, Eduard |
| Baumgärtner, Gertrud | Giese, Hermann | Küster, Julius | Ruhe, Kurt |
| Baumgarten, Hermann | Glume, Hermann | Küthe, Karl | Sander, Wilhelm |
| Bausch, Otto | Glume, Marie | Küthe, Marie | Scheller, Adolf |
| Bausch, Wilhelm | Göbel, Ferdinand | Lambrecht, Anna | Scheller, Wolfgang |
| Beck, Annesophie | Göbe, Gertrud | Lambrecht, Otto | Schilling, Minna |
| Becker, Christoph | Göbe, Henry | Lange, Auguste | Schilling, Paul |
| Becker, Frieda | Götte, Elfriede | Lauenroth, Annemarie | Schinkel, Auguste |
| Behrens, Helma | Graulich, Albin | Lehmann, Helmut | Schmidt, Arthur |
| Bergner, Meta | Gropp, Frida | Lehmann, Johanne | Schmidt, Bruno |
| Bertram, Berit | Gropp, Horst | Linde, Auguste | Schmidt, Hanibal |
| Bewig, Adolf | Grotzian, Heinrich | Linde, Erich | Schmidt, Johanne |
| Boyer, Franz | Gruber, Mila | Losch, Mathilde | Schmidt, Klara |
| Blankenburg, Margarete | Gruawald, Emma | Lorenz, Paul | Schmidt, Lisa |
| Blankenburg, Hans-Henning | Gruß, Frida | Lücke, Else | Schmitt, Helene |
| Blkmann, Ferdinand | Gruß, Hermann | Lücke, Inge | Schmitt, Irmgard |
| Beck, Berta | Hebermann, M. | Lühge, Erich | Schmitt, Alfred |
| Beck, Fritz | Hagemann, Dora | Ludwig, Hedwig | Schober, Otto |
| Böhme, Anguste | Hanielmann, Else | Lupprian, Hermann | Schober, Reinhard |
| Böhme, Fritz | Handerek, Josef | Maempel, Walter | Schröder, Heinrich |
| Böhm, Wilma | Hahn, Friederike | Malsch, Irmgard | Schröder, Gertrud |
| Borchert, Irma | Harms, Frida | Malsch, Johanna | Schulzick, Johann |
| Borchert, Joachim | Härtig, Moritz | Mangold, Anna | Schwabke, Emma |
| Borbenhagen, Gertrud | Härtig, Eise | Marwede, Ruth | Schwabke, Heinrich |
| Borbowski, Erwin | Helms, Heldemarie | Markowski, August | Seeber, Anna |
| Borbowski, Franz | Helmsmeyer, Elisabeth | Markworth, Hermine | Seylarth, Harald |
| Bornemann, Hedwig | Helmsmeyer, Johanne | Markworth, August | Siemann, Anna |
| Bosse, Heinrich | Heise, Albert | Maß, Helene | Siemann, Walter |
| Böthe, Emil | Heimrich, Karl | Mattner, Otto | Sievers, Theodor |
| Böthje, Robert | Heise, Marie | Märtens, Irmgard | Solbrig, Karl |
| Böhnen, Karl | Heise, Erich | Märtens, Robert | Söldner, Hans |
| Brand, Helde | Himstedt, Margarete | Meier, Gerda | Stellen, Marianna |
| Brandt, Eduard | Himstedt, Heinrich | Meier, Karl-Heinz | Syring, Hermann |
| Brandt, Hans | Hoff, Hedwig | Meier, Liselotte | Speoth, Helene |
| Brandes, Otto | Hoffmann-Berger, Charlotte | Meier, Ottilie | Speoth, Peter |
| Bretter, Max | Hoffmann, Lotte | Mennicke, Anneliese | Speoth, Wolfgang |
| Bruwette, Anguste | Hoffmann, Franz | Mertens, Alfred | Spiel, Dora |
| Buchholzer, Marie | Hoffmann, Hermine | Meyer, Käthe | Steger, Hans-Georg |
| Buchholz, Frida | von Holwede, Ingeborg | Meyer, Richard | Steinwede, Hedwig |
| Buchholz, Marie | Hoppenworth, Olga | Morgenstern, Adele | Stich, Kurt |
| Burgler, Karl | Hoppenworth, Fritz | Müller, Otto | Tappe, Martha |
| Calder, Josef | Holopp, Elvira | Mügge, Marie | Teller, Emma |
| Cornelius, Friederike | Hum, Georg | Münchberg, Klaus-Dieter | Thiele, Emilie |
| De Looz, Martha | Hunze, Alwine | Nagel, Lucie | Tietzsch, Helene |
| Dangler, Helene | Hunze, Margarete | Neefler, Fritz | Timp, Dorote |
| Dangler, Hermone | Jergas, Johann | Neumann, Paul | Trus, Fritz |
| Drechsler, Pauline | Jocmann, Horst | Neuhirshen, Hoo | Typel, Karal |
| Droier, Maria | Jocmann, Lieboth | Neuhirshen, Karl-Walter | Ustfeld, Elvira |
| Droier, Hannel | Jonas, Irmgard | Niebuhr, Heinrich | Vesterling, Viktoria-Luise |
| Dübenhept, Walter | Jörges, Wilhelm | Noack, Ernst | Vierlich, Reinhold |
| Ebers, Karl-Helm | Junge, Anna | Oelighoff, Günther | de Vries, Adolf |
| Ebeling, Martha | Kalma, Meta | Oelighoff, Helene | de Vries, Anguste |
| Van den Boden, Edward | Kanis, Anna | Oelighoff, Luise | de Vries, Detlof |
| Bilberger, Wilhelm | Kanis, Walter | Ohm, Marie | de Vries, Werner |
| Bilber, Minna | Kanngöber, Johanne | Opitz, Gustav | Weckernagel, Richard |
| Birlich, Meta | Kassel, Minna | Oppermann, Luise | Wächter, Helene |
| Birlich, Ursula | Kellner, Anna | Pandorf, Oskar | Wächter, Rudolf |
| Birlich, Herbert | Kempe, Ella | Pasow, Karl | Wardenbach, Margot |
| Birlich, Willi | Klabatz, Hildegard | Pestrich, Martha | Warnecke, Johanne |
| Bogell, Franz | Kloemann, Fritz | Peters, Eise | Warnecke, Kath-rine |
| Borert, Berta | Kloemann, Helene | Petersen, Beld | Weber, Seelä |
| Brl, Eise | Kloemann, Wilhelm | Philippig, Franziska | Wechs, Hedwig |
| Brl, Herbert | Klinge, Berta | Pisepchik, Marie | Wegmann, Nannke |
| Bulhousen, Emil | Klitzmann, Elisabeth | Pohlmann, Frida | Weller, Wladimir |
| Fenner, Käthe | Klerer, Karoline | Pöhl, Minna | Wils, Karl |
| Fenner, Wilhelm | Knoche, Lot'se | Pömpel, Hans-Joachim | van der Werf, Friedrich |
| Fenstering, Erich | Knoel, Emma | Putzbach, Dora | Westerth, Wilhelm |
| Fenstering, Irma | Köhler, Heboth | Räha, Wilhelm | Wichmann, Anne |
| Fewerbahn, Dieter | Köbler, Fritz | Rann, Friedrich | Wichmann, Wilhelm |
| Fewerbahn, Irma | Kösel, Berta | Rapenhard, Hermann | Wiegmann, Wilhelm |
| Fels, Otto | Kösel, Eise | Reiboth, Elisabeth | Wies, Paul |
| Fleiter, Arthur | Köthe, Pauline | Reichert, Robert | Wippermann, Berta |
| Frenzel, Hans | Kolaf, Paul | Reiers, Artur | Witt, Adolf |
| Frenzel, Margarete | Korutold, Emil | Reiers, Ingeborg | Witt, Othlio |
| Frische, Marie | Krichel, Martha | Reimann, Claus-Dieter | Wolawa, Julie |
| Frische, Robert | Kroya, Adolf | Reimann, Gertrud | Zech, Marie |
| Frische, Ingeborg | Krüger, Otto | Reiche, Karoline | Zech, Ursel |
| Fridhoff, Lisa | | Richter, Dorothee | Ziegenberg, Emilie |
| Fritsch, Martha | | Richter, Willi | Zimlau, Friedrich |

Sie sind — ebenso wie die Volksgenossen, deren Identifizierung nicht möglich ist — im Freiheitkampf ihres Volkes gefallen für den Sieg und damit für die Größe unseres Reiches. Ihr Opfer ist ihr Vermächtnis, das wir Lebenden zu erfüllen haben. Die ganze Liebe und Betreuung der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft gehört den Hinterbliebenen unserer Toten. Wir werden die Gefallenen niemals vergessen.

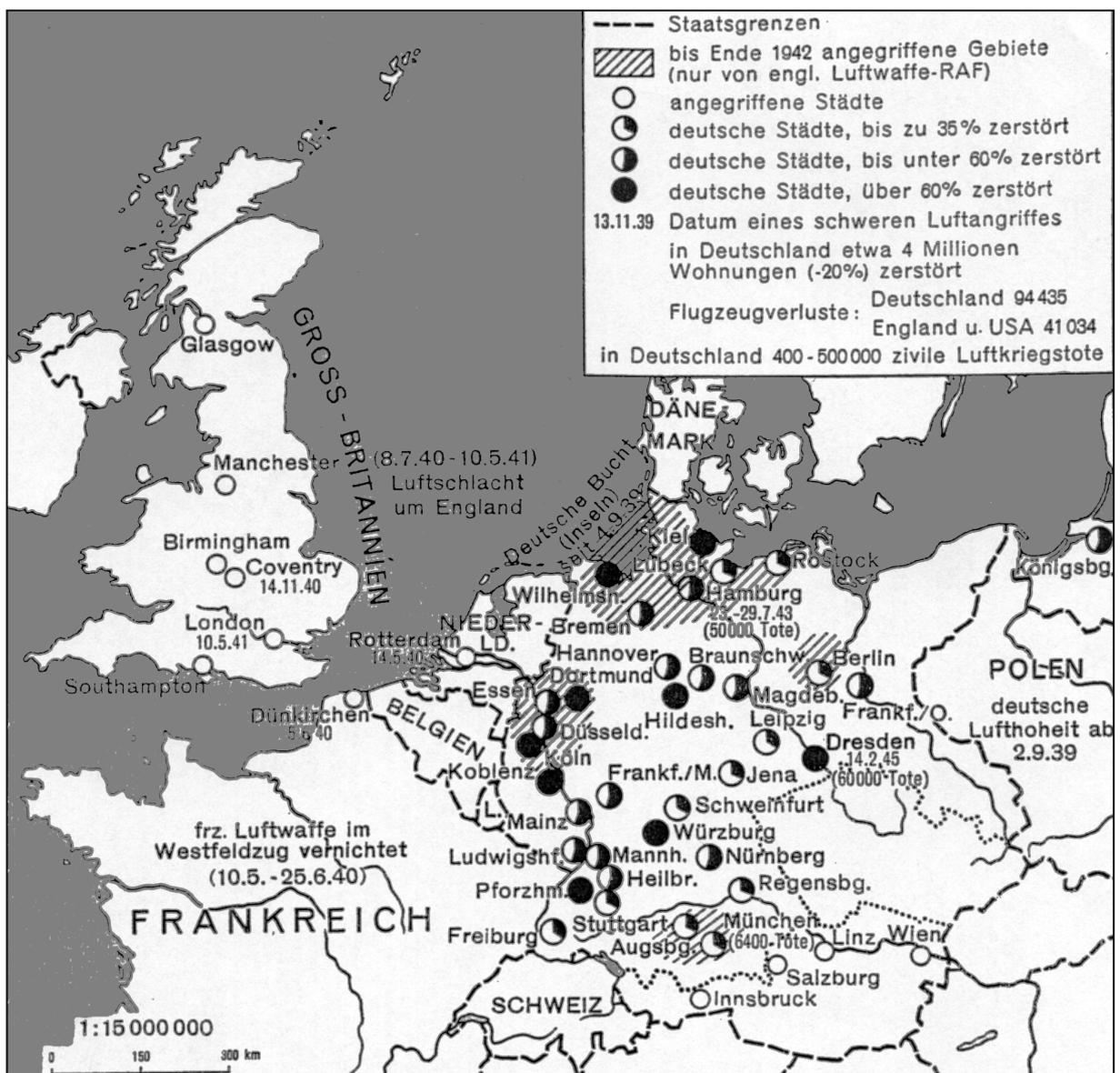
LAUTERBACHER, Gauleiter
für die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei und Volksgemeinschaft
des Gaues Südhannover-Braunschweig.



Vorstehende Seite: Opferliste der Braunschweiger Tageszeitung nach dem 15.10.1944. Sie enthält nur 340 Namen der wohl über 600 Toten, keine AusländerInnen - obwohl insgesamt fast die Hälfte aller Getöteten AusländerInnen waren. Dafür erscheint der Name des Gauleiters umso größer und umso schwülstiger seine militaristische Sprache.

Der Luftkrieg in Europa
(Eine Teildarstellung)

aus: Unsere Geschichte - unsere Welt III 1964, S. 183



Die Situation bei Kriegsende in Deutschland

Am Ende des Zweiten Weltkrieges war die Infrastruktur Deutschlands nahezu zerstört. Ungefähr 7 ½ Millionen Menschen waren dem Krieg zum Opfer gefallen: als Soldaten, als Bombenopfer oder in Konzentrationslagern ermordet. 12 Millionen deutsche Flüchtlingen befanden sich zur gleichen Zeit auf dem Weg von Ostpreußen, Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn nach West- und Mitteldeutschland. Im August 1945 strömten täglich 25.000 bis 30.000 Flüchtlinge durch Berlin. Fast alle größeren deutschen Städte waren von Bombenangriffen stark beschädigt. Millionen Menschen waren obdachlos. So lebten z. B. in Köln von rund 730.000 Einwohnern der Vorkriegszeit nur noch 40.000 in Kellern und notdürftig ausgebauten Häusern. Die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung war zusammengebrochen; Schulen, Universitäten, Theater und Kinos gab es nicht mehr. Der Schwarzmarkt blühte, die Kriminalität wuchs an, Seuchen bedrohten die Bevölkerung. Die Menschen lebten am Rande des Existenzminimums: häufig erhielten sie weniger als 1000 Kalorien pro Tag (Normalverbrauch ca. 2500).

Die Reichsmark hatte ihre Funktion als Zahlungsmittel weitgehend eingebüßt. Zum Maßstab der Warenwerte wurden amerikanische Zigaretten, deren Gegenwert ca. 5 - 15 Reichsmark betrug. Auf dem Schwarzmarkt selbst tauschte man nur Naturalien aus.

Von rund 13.000 Streckenkilometern waren im Mai 1945 in der Britischen Zone nur noch 1000 km der Schienenwege befahrbar. Keine einzige dauerhafte Brücke führte über den Rhein; Wracks und Brückentrümmer blockierten fast alle Wasserwege.

Während jedoch Häuser, Infrastruktur und Konsumgüter zu etwa 65 bis 80 % zerstört waren, betrug die Zerstörung der Industrieanlagen nur 10 - 15 % der Anlagen.

Regine Rosenbach: Zur Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland II, in: Ernst-Heinrich v. Bernwitz (Hg.), Wirtschaft und Politik verstehen. Rowohlt Reinbek 1978.

Kurze Literaturliste zum Bombenkrieg

Allgemein

- Bailey, Ronald H.: Der Luftkrieg in Europa, Amsterdam 1981
- Brunswig, Hans: Feuersturm über Hamburg. Die Luftangriffe auf Hamburg im Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen, Stuttgart 1978, 8. Auflage 1987
- Hampe, Erich: Der Zivile Luftschutz im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt am Main 1963
- Hillgruber, Andreas/Hümmelchen, Gerhard: Chronik des Zweiten Weltkrieges. Kalendarium militärischer und politischer Ereignisse 1939-1945, Düsseldorf 1978
- Holmsten, Georg: Kriegsalltag 1939-1945 in Deutschland, Düsseldorf 1982
- Piekalkiewicz, Janusz: Luftkrieg 1939-1945, München 1978, Lizenzausgabe Eltville am Rhein 1989
- Whiting, Charles/Gehendges, Friedrich: Jener September. Europa beim Kriegsausbruch 1939, Düsseldorf 1979
- Wolf, Werner: Luftangriffe auf die deutsche Industrie 1942-45, München 1985
- o.V.: Berliner Antikriegsmuseum/Friedensbibliothek, Bartholomäuskirche, Berlin o.J.

Braunschweig

- Bein, Reinhard: Im deutschen Land marschieren wir. Freistaat Braunschweig 1930-1945, Braunschweig, 6. Auflage 1992
- Erdmenger, Manfred/Meyer, Helmut: Die Schuntersiedlung, Braunschweig 1987
- Grote, Eckart: Braunschweig im Luftkrieg. Alliierte Film-, Bild- und Einsatzberichte der US-Air-Force/British-Royal-Air Force aus den Jahren 1944/1945 als stadtgeschichtliche Dokumente, Braunschweig 1983
- Grote, Eckart: Braunschweig im Zweiten Weltkrieg. Dokumente einer Zerstörung – Stunde Null – Neubeginn, Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum Braunschweig 49, Braunschweig 1985
- Günther, Hermann: Die Berufsfeuerwehr Braunschweig im Vorfeld der Luftangriffe von 1944. Planung, Aufbau und Einsatz des Zivilen Luftschutzes 1926-1943, hrsg. u. mit einem Vorwort versehen von Andreas Linhardt, Goslar/Braunschweig 1992, 2. Auflage 1993
- Krause, Karl-Joachim: Braunschweig zwischen Krieg und Frieden. Die Ereignisse vor und nach der Kapitulation der Stadt am 12. April 1945, Braunschweig 1994
- Neumann, Peter: Braunschweig als Bombenziel. Aus Aufzeichnungen der Jahre 1944 und 1945, in: Braunschweigisches Jahrbuch, Bd. 65, Braunschweig 1984, S. 139-157
- Prescher, Rudolf: Der rote Hahn über Braunschweig. Luftschutzmaßnahmen und Luftkriegsereignisse in der Stadt Braunschweig 1927 bis 1945, Braunschweiger Werkstücke. Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt, Bd. 18, Braunschweig 1955, 2. Auflage 1994
- Siebert, Rolf: Bomben auf Querum vor 50 Jahren. Den Toten des 21. Februar und 8. Mai 1944 zum Gedenken, Braunschweig 1994
- Starke, Günter K. P.: Das Inferno von Braunschweig, Cremlingen 1994, 5. Auflage 2004
- Traupe, Karl: Der Kreisbefehlsstand in Braunschweig und andere Kriegsbauten im Nußberg, Braunschweig 1988 (maschinenschriftliches Manuskript)
- Wille, Manfred: Der Himmel brennt über Magdeburg. Magdeburg 1995

Berichte, Briefe, Tagebuchaufzeichnungen

Es mag Zeiten geben, in denen wir zu machtlos sind, um **Ungerechtigkeiten** vorzubeugen. Aber es darf nie eine Zeit geben, wo wir nicht protestieren. Der Talmud erzählt uns, dass der Mensch, wenn er das Leben eines einzigen Menschen rettet, die ganze Welt retten kann. Wir mögen zu wenig Kraft haben, um alle Gefängnisse zu öffnen und alle Gefangenen zu befreien, aber wenn wir unsere Solidarität mit einem Gefangenen erklären, klagen wir alle Kerkerwächter an. Niemand von uns ist in der Lage, den **Krieg** auszurotten, aber unsere Pflicht ist es, ihn zu denunzieren und bloßzustellen in all seiner Abscheulichkeit. Krieg hinterlässt keine Sieger, nur Opfer.

Elie Wiesel 1967

geboren 1928, ab 1944 im KZ, Schriftsteller (Paris, USA), 1986 Friedensnobelpreis

Pastor Heinrich Klapproth (1896 - 1984)**»So weit sind wir gekommen«**

In Wahrheit verstärkte sich die Unruhe der Menschen von Stunde zu Stunde. Es gibt nur noch ein Gesprächsthema! Mehr noch, die Menschen wagen es hier und da, trotz aller Bedrohung, ihre helle Empörung über dieses »Spiel mit dem Feuer« laut werden zu lassen. Man zweifelte nicht, dass wenn es zum Kampf kommt, die Stadt oder das, was von der Stadt noch steht, auch der Vernichtung preisgegeben ist, wie es dem Gerücht zufolge in Hameln geschehen ist. Indes heißt es sich vorsehen, da überall Spitzel herumlaufen und jede Meinungsäußerung schärfstens unterdrückt wird. Strafen gibt es nur noch eine einzige: Strang oder Kugel. So weit sind wir gekommen.

Inzwischen lassen uns die Einflüge weder bei Tag noch bei Nacht zur Ruhe kommen. Der Luftschutzkeller in der Schule wird für einen Großteil der Lehndorfer Bevölkerung zum ständigen Aufenthaltsort. Wer mehr Sorge um sein Leben hat, begibt sich schon morgens in einen Bunker im städtischen Weichbild. Hier draußen hat man vergessen, für den Schutz der Bevölkerung zu sorgen. Großangriffe, wie wir sie seit einem Jahr kennen, kommen zwar nicht, aber Tiefflieger sind fortwährend über uns und schrecken die Menschen fast noch mehr als die schweren Angriffe vorher. Niemand entfernt sich ohne Grund weit von einer Schutzstelle. Andererseits hat der dauernde Schrecken auch schon viele gleichgültiger gemacht. Man bleibt in Betten, wenn es sich nur um »Einzelflugzeuge« handelt, trotzdem diese »Einzelnen« ab und an Bomben und Minen herablassen und erhebliche Zerstörung verursachen.

Am Abend - es ist der letzte vor der Einnahme - müssen wir alle in den Schutzkeller flüchten. Die feindliche Artillerie fängt an, die Stadt zu beschießen. Schon am Tag sind alle möglichen Sachen, Proviant usw. in den Keller gebracht. Die Einschläge, die uns bald nicht mehr vor die Tür sehen lassen, liegen in der Mehrzahl nicht, wie von uns erwartet, in den Randbezirken, in Lehndorf und der Siedlung, sondern gelten anscheinend den wenigen Batterien in und um Braunschweig. Wir verbringen eine ängstliche Nacht im vollgestopften Keller. Einige haben wenigstens eine Schlafstätte, die übrigen sitzen stumpfsinnig auf der Bank und bemühen sich vergebens, bei

dem fortwährenden Kommen und Gehen eine Stunde zu schlafen. Da sich das Feuer gegen Morgen eher verstärkt, wird im Keller, dem leider das elektrische Licht durch Beschuss genommen ist, bei kläglicher Kerzenbeleuchtung Kaffee gekocht und gegessen. Dann lässt das Feuer einstweilen nach, und man wagt es, noch einmal nach der Wohnung zu gehen, das Vieh zu melken und sonstige Verrichtungen zu erledigen. Doch findet sich alles sehr bald wieder auf dem Schulplatz ein, da aufs neue mit dem Tageslicht die Tiefflieger erscheinen und Bomben im Sturzflug auf bestimmte Ziele herabwerfen. Wir können sie vom Kellerausgang aus genau bei ihrem Vorgehen beobachten. Da wir uns nicht in die Wohnungen trauen, so essen wir auf dem Schulhof unser Mittagsbrot. Nachrichten gibt es nicht mehr, da mit dem Aussetzen des Stromes auch die Rundfunkgeräte verstummt sind.

Seltsamerweise tritt gegen Nachmittag wieder Feuerstille ein. Es wird zwar noch geschossen, und wir hören das aus dem Feldzug genugsam bekannte Heulen der Granaten, aber da sie verstreut kommen und weit hinten in der Stadt niedergehen, so denkt keiner groß an Gefahr. Als daher plötzlich das Gerücht umgeht, das Heeresbekleidungsamt stoße seine Sachen an die Bevölkerung ab, so machen wir uns auch mit unseren Rädern auf den Weg und werden so Zeuge einer maßlosen Ausräuberung des betreffenden Amtes, wo ganze Ballen von Leder und anderem Schuhzeug, dazu alle möglichen seit Jahren der Bevölkerung entzogenen Dinge, sowie endlich Stoffe, die zum Teil schon zugeschnitten daliegen, auf Rädern und Karren fortgeschleppt werden. Jeder greift nach Belieben nach den begehrten Dingen und sucht unter den heulenden Bogen der Geschossbahnen wieder das Weite.

In der Schule beginnt ein lebhaftes Tauschen, da der eine dies und der andere jenes ergattert hat und in der Eile dann doch oft das Beste vergessen hat. Plötzlich setzt das Artilleriefeuer auch auf Lehndorf ein, und da wieder Tiefflieger wüten, so kommen die letzten atemlos und abgehetzt zurück, froh, dem Tode entronnen zu sein, der überall fürchterlich sein Zepter erhebt. Sowie es etwas ruhiger wird, gehen wir auf den Boden der Schule, um Ausschau zu halten.

Günter Karsten (geb. 1931)**»Uns war zum Weinen, aber das durfte man beim Jungvolk nicht!«**

Ich habe schon immer in diesem Haus, Wendenturm 4 in Rühme gelebt. Als ich 10 war, kam ich zum Jungvolk. Da wurde ich, zusammen mit zwei Schulkameraden, als Luftschutzmelder eingeteilt. Das war so eine Art Auszeichnung. Weshalb man gerade mich genommen hat, weiß ich allerdings nicht.

Bei Angriffen mussten wir zum großen Bunker nach Rühme fahren. Deshalb hatten wir als einzige noch Bereifung an unseren Fahrrädern. Die anderen haben uns deshalb beneidet, aber den Job machen wollten sie lieber nicht. Dort oben auf dem Bunker war ein kleiner Turm, auf dem standen wir mit dem Fernglas und beobachteten die ankommenden Flieger. Wir mussten während des ganzen Angriffs oben bleiben. Im Bunker gab es eine Befehlsstelle, die gab dann die Meldungen (Zahl und Richtung der Flugzeuge) weiter an den Bunker am Nußberg oder an den am Alten Bahnhof.

Wenn der Strom ausfiel, mussten wir mit dem Fahrrad losfahren, um Meldung zu machen. Das war besonders schlimm beim großen Angriff im Oktober 1944. Da wurden wir zu zweit losgeschickt. Ich musste zum Nußberg und mein Kamerad zum Alten Bahnhof. Die Straßen waren voller Trümmer, überall waren brennende Balken, wir hörten die Leute schreien. Man sah überall Explosionen, das waren die Phosphorbomben, die viel abgeworfen worden waren. Am Hagenmarkt trennten wir uns. Als wir uns später wiedergesehen haben, sind wir uns um den Hals gefallen. Uns war zum Weinen, aber das durfte man beim Jungvolk nicht. Wir hatten solche Angst gehabt. Leichen hatten wir auch gesehen. Übrigens ist keinem von uns dreien während des Krieges etwas passiert.

Am Nußberg gab ich einen Brief ab und bekam einen anderen Brief, den ich zurückbringen musste zum Bunker nach Rühme. Was darin stand, war geheim. Das waren Anweisungen und Befehle von der Partei.

Im Bunker Rühme mussten wir die Luftturbinen mit der Hand drehen, wenn der Strom ausfiel. Zum Bunker kam ein ganzer Kindergarten aus der Stadt, die kamen mit dem Bus.

Vom Dach des Bunkers hatte man freie Sicht. Da konnte man auch den Flughafen sehen. Die Luftkämpfe dort habe ich selbst beobachtet. Ich glaube, das war 1944. In der Nimo wurden die Flugzeugmotoren hergestellt, deshalb warfen die Engländer viele Bomben in die Wiesen und Felder.

Auf dem Flughafen lagen drei Jagdmaschinen, Me 109, die wurden angegriffen. Sie wollten noch fliehen, aber eine hat es nicht mehr geschafft. Erst neulich stand in der Zeitung, dass man Reste eines amerikanischen Flugzeugs, das dabei auch abgeschossen wurde, gefunden hat. Bei der Erweiterung der A2 muss das ganze Gelände rechts und links nach Minen abgesucht werden. Da hat man jetzt erst Teile einer Maschine gefunden, die damals abgeschossen wurde. Das habe ich vom Bunker aus beobachtet. Die oberirdischen Teile wurden mit einer Plane abgedeckt und dann wegtransportiert. Das andere hat sich in den weichen Boden gebohrt, das hat man damals nicht gefunden. Die Deutschen sollten ja auch nicht erfahren, dass auch unsere eigenen Maschinen abgeschossen wurden.

Von deutschen Angriffen auf England war mir nichts bekannt. Das Radio funktionierte nicht richtig, nur Volksempfänger. Sonntagsmorgens mussten wir ins Kino, aber dann kam oft Alarm, da musste ich wieder zum Bunker und verpasste die Wochenschau.

Wir hatten auch sehr viel schulfrei. Ein Schüler war abgestellt zur Autobahnauffahrt Nord, der meldete dann immer an die Schule, wenn Angriffe aus Hannover durchgegeben wurden. Dann fiel bei uns die Schule aus. Die Schule, ich ging dann später in die Nibelungenschule, wurde an einer Ecke getroffen, als man wieder die Nimo bombardieren wollte. Es wurde aber niemand verletzt.

Ich war Melder bis zum letzten Tag. Nachgedacht, auch über den Endsieg, habe ich nicht, man war auch viel zu abgestumpft. Die Bilder von damals verfolgen mich auch noch heute. Ich habe viel Schlimmes gesehen, das taucht immer wieder vor meinen Augen auf.

Kurt Gerschler (geb. 1928)

»Der totale Einsatz ... mit der Milchflasche eingegeben ... wir kannten es ja gar nicht anders«

Als Hitlerjunge im Einsatz bei den Bombenangriffen

Ich sollte nach einem Bombenangriff, ich war damals mit 15 Jahren Melder, zum Ritterbrunnen, Polizeirevier 5, Bescheid sagen. Da habe ich die erste Bekanntschaft mit einer ziemlich großen Bombe gemacht, direkt am Rathaus, gegenüber, wo die Kanonenkugel am Dom ist. Da am Rathaus lief ich im Dunkeln lang, stolperte und flog lang hin. Als ich mich dann umdrehte, sah ich, dass da so ein schöner Blindgänger aus der Erde rausguckte. Da habe ich natürlich gemacht, dass ich wegkam.

Wir waren im Bunker. Nach den Angriffen, wenn Meldungen gefahren werden mussten, dann sind wir raus. Das konnte auch während der Alarmzeit sein. Aber grundsätzlich saßen wir im Bunker. 14 Tage lang nach dem Oktober-Angriff 1944.

Manchmal sind uns Dachziegel um die Ohren geflogen. Stahlhelm auf und mit dem Krad los. Wir haben es manchmal nicht geschafft, über die Straße zu kommen.

... Die linke Hälfte der Kleinen Burg war total ausgebrannt, so dass der Luftschutzkeller dann in die andere Seite der Schule verlegt.

Mit 16 Jahren machte ich meinen Führerschein und wurde dann zur Luftschutzpolizei eingesetzt. Die Luftschutzzentraleitung war im Bunker Madamenweg. Von dieser Zeit an musste ich bei Tag und bei Nacht, bei jedem Fliegeralarm, dort in Uniform hin, um bereit zu sein, wenn was war. Mit dem Krad. Die Uniform war braun, wahrscheinlich von irgendwelchen ausländischen Sachen, die man gefunden hatte.

Gleich am Anfang des Krieges, 1939, wurden wir von der Schule ausgebildet und darauf hingewiesen, dass Bombenangriffe kommen könnten und dass wir dann mithelfen sollten. Die Jungen in meinem Alter machten Erste-Hilfe-Kurse, die fanden auf der Breiten Straße im Martino-Katharineum statt. Da mussten wir diverse Male hin. Dann die Ausbildung als Melder, dass man allezeit bereit war mitzutei-

len, wo Bomben sind, wo Brände sind ... eben der totale Einsatz. Das ist uns ja schon mit der Milchflasche eingegeben worden, wir kannten es ja gar nicht anders.

Dann war ich als Kradmelder im Einsatz. Nach der Motorradausbildung. Nach einem großen Angriff wurden wir eingesetzt, weil das Nachrichtennetz zerstört war. Der schlimmste Angriff, den ich miterlebt habe, war der Oktoberangriff. Ich war im Einsatz. Zuerst musste ich zum Franzschen Feld hin, und von dort aus sollte ich zum früheren SS-Führer Mitte, was Schriftliches überbringen, das war unten im Schloss. Ich bekam den Umschlag und hatte ihn dahin zu bringen.

Ich bin dann vom Theater den Steinweg runter, der brannte rechts und links, mit dem Motorrad. Möglichst in der Mitte. An verschiedenen Stellen musste ich immer wieder ausweichen und über auf der Straße querliegende brennende Dachbalken hinweg. Das war nicht gerade einfach. Die Hitze! Eine Hand am Lenker, die andere Hand schützend vor das Gesicht gehalten. Dann mussten beide Hände wieder an den Lenker, um über so ein brennendes Hindernis noch rüberzukommen. Und die Angst dabei, dass durch die Hitze der Benzintank in die Luft fliegt!

Den Steinweg runter bis zum Bohlweg, links ab und dann auf den Schloßplatz. Da habe ich zum ersten Mal kennen gelernt, was ein Feuersturm ist. Die Leute vom Bohlweg, die ihre Habe rausgeholt hatten aus dem Häuserblock, hatten alles auf den Schloßplatz gelegt und versuchten immer wieder die aufflackernden Feuer zu löschen. Etwa 1 m über dem Erdboden war ein Funkenflug, ich möchte es mal als brennende Holzkohle bezeichnen. Durch die Hitze stieg die Luft nach oben, von der Seite kam die Luft, der Sturm, deswegen Feuersturm, und der riss die ganzen Funkenpartikelchen mit raus, so dass ein richtiges Funkenmeer entstand. So stell ich mir ein Meer mit Leuchtkäfern vor, wenn das Meer glüht. Nur dass der ganze Schloßplatz davon erfüllt war.

In Augenhöhe lauter brennende Funken, die da über den Platz fegten, auf das Feuer zu, von dem anderen Feuer her. Das ging hoch, kreiste runter und kam immer wieder zurück.

Alptraum

Zurück auf den Steinweg zu fahren ging nicht. Jetzt kommt eine Begebenheit, die ich nach Jahren immer noch im Alptraum erlebe: Ich war auf dem Bohlweg, Richtung Steinweg. Die Hitze war derartig hoch, dass der Teer auf der Straße aufgeweicht war. Also, ich konnte nur auf den Straßenbahnschienen möglichst schnell durchrennen. Ein ganzes Stück hinter mir kam noch einer hinterher, vielleicht 20, 30 m später, und als ich genau Ecke Steinweg/Bohlweg war, direkt auf der Kreuzung, da hörte ich ein Grullern und Bullern, und da, wenn ich Richtung Theater guckte, auf der linken Seite, war damals die Braunschweiger Tageszeitung, dieses Haus kam auf mich zu! Mit tollem Getöse kam das rüber über die ganze Straße, direkt über die Kreuzung.

Der andere kam nicht mehr durch. Ich bin dort an der Stelle um mein Leben gerannt.

Das Motorrad musste ich stehen lassen, Panne. Durch die Hitze waren die Reifen kaputt gegangen. Ich war noch ein ganzes Stück gefahren, da war der Schlauch rausgekommen, von der Kette zerrissen. Sie wollten mich vor das Kriegsgericht stellen, weil ich damit noch ein Stück gefahren war. Na, jedenfalls, ich bin dann gerannt, das brennende Haus kam direkt auf mich zu, und ich sagte immer nur zu mir: »Ja nicht daneben treten, sonst kriegst du den Fuß nicht mehr los«.

Ich bin dann das Stückchen bei meiner Mutter vorbeigegangen, das Haus stand noch. Domplatz nennt sich das ganze zwischen Dom und der Staatsanwaltschaft. Da lag, wo die große Dom-Linde ist, so ein großes Bündel Stabbrandbomben, die waren nicht geteilt worden, d. h. wenn die abgeschmissen wurden, drehten sie sich, das Band löste sich und schmiss sie auseinander, eine Streuung erfolgte. Da hat wohl das Getriebe vom Propeller blockiert. Das ganze Zeug ist dann aufgeknallt und liegengeblieben und hat nicht gebrannt. Die sind dann später irgendwann abgeholt worden. Da ist nichts passiert. Aber Casparstraße und so, das war alles weg, zerstört.

Wie ich dann zum Madamenweg gekommen bin, weiß ich nicht.

Brandbombenblindgänger waren immer ein Risiko. Wir waren inzwischen darauf geeicht: Eine Brandbombe fing an zu brennen, wenn sie aufschlug. Blindgänger haben wir oft weit

weggeschmissen und ausbrennen lassen. Mit Wasser durfte man nicht rangehen. Das hätte nichts genutzt. Nur mit Sand, denn mit Wasser fingen die Magnesium-Stabbrandbomben erst richtig an zu brennen. Wenn man mit Wasser ranging, war es aus.

Ohne Befehl durfte nicht gelöscht werden

Ich war 16 Jahre und bekam 10 Zigaretten pro Tag. Bei Fliegeralarm hatte ich Einsatz bei der Luftschutzpolizei am Madamenweg. Ich hatte immer zu erscheinen, egal, was los war. Im Gegensatz zur normalen Polizei, die ihren Bunker in der Münzstraße hatte.

Für das Bergen von Leuten waren wir nicht da. Wir mussten losfahren, der Feuerwehr, die da irgendwo wartete, den Auftrag bringen, wo sie zu löschen hatte. Bei der Katastrophe war, wie gesagt, das Meldewesen zusammengebrochen. Auf der Celler Straße, weiß ich noch, standen mehrere Löschzüge der Feuerwehr, die Häuser brannten, und die Bewohner kamen an: »Helft uns doch, helft uns doch!« Und die durften nicht helfen, die mussten auf den Befehl warten. Ohne Befehl durfte nicht gelöscht werden.

Ein Kamerad, der das nicht überlebt hat, Wehrkollege Hänschen Räuber, war genauso wie ich bei der Luftschutzpolizei im Einsatz. Er hat auf der Frankfurter Straße einen brennenden Hausgiebel auf den Kopf gekriegt. Es war Hochsommer, die Beerdigung konnte so schnell nicht stattfinden. Ich war noch am Grab, musste den Sarg runterlassen. Wir konnten uns vor Fliegen kaum retten, weil so eine Affenhitze und Glut war. Der vergammelte Körper war durch das Feuer ganz entstellt ... Auch von Hänschen Ahrens habe ich nie wieder etwas gehört. Wo der geblieben ist?

Renate Ahrens (geb. 1933)**»Was macht die Mama? Was ist zu Hause los?«****Als Kind im Bombenkrieg in Braunschweig****»Da war das noch nicht ganz so schlimm.« - In Lehdorf**

Ich habe auf der Saarstraße in Lehdorf gewohnt, das ist gegenüber der Schule des Saarländers Jakob-Johannes, so hieß die Schule damals. Dort wurde ich eingeschult. Ich kann mich jetzt eigentlich nur an die letzten Jahre erinnern, als der Krieg heftiger wurde. Zu Anfang war das noch nicht ganz so schlimm mit den Bomben, da haben wir noch viel vor der Haustür gestanden und uns angesehen, wie die feindlichen Flieger »Christbäume« gesetzt haben, so nannte man das ja damals. Da kamen erst Flugzeuge, die diese Gebiete ausleuchteten, die bombardiert werden sollten. Das war immer so Richtung Peine und Salzgitter gewesen. Da haben die wahrscheinlich die Peiner Walzwerke erst mal im Auge gehabt, das konnte man in der Richtung ganz gut sehen.

Und dann fing das an, dass sie wohl die Miag bombardieren wollten und die Mühle Rünigen, auch die Roggenmühle in Lehdorf. Es gingen ja ganz komische Gerüchte rum seinerzeit in Braunschweig. Also da hieß es, Braunschweig wird bei Bombenangriffen verschont, von Churchill die Großmutter wohnt in Braunschweig. Das waren alles solche dusseligen Parolen, die stimmten gar nicht.

Miag und Nimo als Ziele

Dann bombardierten sie die Miag oder wollten sie bombardieren. Im Kralenrieder Gebiet die Nimo stellte Motoren her. Wir nehmen an, dass sie die Fabriken bombardieren wollten, und dann sind wohl Bomben abgetrieben auf die Siedlung Lehdorf. Da wurde die Roggenmühle zum Teil zerstört und auch einige Wohnhäuser in Lehdorf, Saarstraße runter und noch viele Straßen, in der Ensdorfer war auch was passiert und Homburgstraße, also mehrere Straßen.

Es war zu Anfang noch so, dass man hinging und guckte: Gott, wie sieht das denn da aus, und was ist denn da nun passiert und so. Und wir Kinder, wir freuten uns dann noch, im gewissen Sinne, dass wir nicht so früh ins Bett brauchten. Immer, wenn Fliegeralarm im Anzug war, aufbleiben, Klamotten anbehalten, und dann ging's in den Keller.

Schutzmaßnahmen im Keller - und unser Luftschutzwart

Da wurde unter den Häusern der Keller ausgebaut, als Luftschutzraum. Es wurden dicke Balken als Streben reingebracht und auch unter die Decke dicke Balken, und ein paar Luftschutzbetten. Auf der Saarstraße waren Häuser mit vier Familien in jedem Eingang. Und dann mussten wir in diesen Keller rein, wenn Alarm kam. Da gab es auch immer den Luftschutzwart, der ging während des Angriffs gucken, von Haus zu Haus, ob alle Vorschriften befolgt wurden.

An den Luftschutzwart kann ich mich noch erinnern. Das war der Herr Künne, der wohnte ein paar Häuser von uns entfernt, und nach seinen Kontrollgängen haben wir ihn immer gefragt, was draußen los ist. Wir durften nicht raus, trauten uns auch gar nicht, weil ja die Angriffe immer mehr zunahmen.

Die Angriffe wurden immer schlimmer

Es hörte sich immer so grausig an, wenn die Bomben runterkamen und die Flak von der Miag ballerte, als wenn man das mit'm Kochlöffel in einem leeren Topf macht. Ein scheußliches Geräusch war das.

Ja, wie gesagt, die Angriffe wurden immer schlimmer. Wir waren nicht mehr so fröhlich, dass wir aufbleiben durften, sondern wir haben manches Mal geweint, weil wir nicht mehr groß zum Schlafen kamen. Das ging ja pausenlos so, hauptsächlich Ende 43/44, da war am allerschlimmsten, dass Lehdorf noch was abbekommen hat. Aber im Nachhinein, im Vergleich zu den anderen Ortsteilen, ist eigentlich Lehdorf noch gut weggekommen.

Doch etliche Tote hatten wir auch in Lehdorf. Ein tragischer Fall passierte auf der Saarstraße. Da war eine Familie im Keller gewesen, und da ist ein kleines Kind getötet worden. Wir durften gar nicht erst groß gu-

cken, es war abgesperrt. Da hingen Teile im Baum von dem Kind, von der Bekleidung und von dem Haus. Das war schlimm. Die Eltern sind nicht zu Tode gekommen. Ich kannte die Familie, und die Älteste war eine Schulkameradin von mir. Die Mutter ist über Nacht durch diese Geschichte wirklich grau geworden. Das war ein Schock gewesen. Das kann man sich vorstellen, wenn man so was erlebt ... Dann war da noch mal was Schlimmes, woran ich mich auch noch erinnere: Einen Angriff kriegte die Schule Lehndorf-Siedlung ab, wo ich auch manchmal im Luftschutzkeller war. Die Turnhalle der Schule bekam einen Volltreffer. Die war total weg. Ob da Menschen zu Schaden gekommen sind, daran kann ich mich nicht entsinnen.

»Wir waren schon richtig trainiert darauf«

Oftmals war Voralarm, und manchmal ging es dann so schnell, da war dann gleich Vollalarm. Wir hatten immer so ein Klappstühlchen und einen Rucksack, wo immer das Nötigste drin war, und einen Brustbeutel mit Geld griffbereit am Bett. Wir waren schon richtig trainiert darauf. Erst ruck-zuck anziehen, dann alles schnappen und los. Wir sind oftmals zum Bunker Okerstraße gelaufen, wenn das noch ausreichte, weil unser Vati meinte, da hätten wir einen besseren Schutz als in einem Keller. Und da sind wir manches Mal nur mit letzter Kraft hingekommen.

Das ist ein gewaltiger Luftzug, wenn eine Mine abgesetzt wird. Wir sind dadurch manches Mal noch die Treppe halb runter geflogen, und der Luftschutzwart hat uns schnell einkassiert und uns einen Platz gegeben, neben dem Bunkereingang.

Am Ostersonnabend 1944 im Bunker Steinstraße

Ostersonnabend 1944. Ich war 10 Jahre alt und allein in der Stadt und wollte mir für die Schule was besorgen. Ecke Sophienstraße war der Bus gerade, wollte eigentlich in die Goslarsche Straße, da war Alarm, also gleich Vollalarm. Und dann mussten die Busse ja stehen bleiben und die Straßenbahnen. Nichts fuhr mehr weiter. Alles hastete irgendwie in die Häuser oder, wenn nun ein Bunker in der Nähe war, alles in den Bunker.

An diesem Ostersonnabend bin ich mit der Masse mitgelaufen in den Bunker Steinstraße. Wir sind auch gerade noch so reingekommen, alle, und dann fielen schon die ersten Bomben. Es wurde in der Innenstadt wirklich viel um diesen Bunker rum zerstört. Und das war so schlimm, weil der Bunker selbst Bomben abbekommen hat und anfing zu schwanken. Also, das war ein ganz scheußliches Gefühl, so wie Seegang, so'n bisschen. Und wir saßen alle auf den Bänken, die Lichter gingen aus. Es leuchteten nur die Notlampen, und wir knallten mit unseren Bänken um und lagen dann völlig durcheinander in dem Bunker. Frauen schrieten, Kinder schrieten. Das war schlimm und hat sich fürchterlich angehört, wenn man da so drinsitzt und in unmittelbarer Nähe fallen die Bomben.

Nach Entwarnung durften wir nicht gleich raus. Man hatte einen Blindgänger am Bunker gehabt, und der musste erst entschärft werden, erst dann konnten wir raus. Ja, und dann die Frage: Was ist zuhause los? Was macht die Mama? Ich hatte noch eine Schwester. Was ist mit ihr los? Sie waren zuhaus, ich war alleine. Und meine Mutter, die hatte natürlich auch Angst um mich gehabt.

Zurück nach Lehndorf – »Also das ist so eine Erinnerung«

Ich bin zu Fuß dann von der Steinstraße, das ist 'ne ganze Strecke, nach Lehndorf gelaufen, an der Roggenmühle vorbei. Da konnte ich sehen, die Häuser am Anfang der Saarstraße waren in Schutt und Asche, durch Sprengbomben, total kaputt. Da hab ich natürlich furchtbare Angst gekriegt und habe gedacht: Oh wei, hier schon alle Häuser kaputt und wie sieht's zuhause aus? Aber bei uns war es noch gut abgegangen. Es war nicht so viel passiert. Also, das ist eine schlimme Erinnerung, wenn man als Zehnjährige alleine laufen und sich in Sicherheit bringen muss.

Phosphor - »Gelee oder Glibberkram«

Nach einem anderen Bombenangriff, auch 1944, durften wir unser Haus nicht betreten. In unseren Hauseingang war eine Bombe gefallen, die mit Phosphor gefüllt war. Alles klebte am Haus und an den Fensterscheiben, es hat so ausgesehen wie Gelee oder Glibberkram. Da

kam jemand von einem Amt, die haben das erst mal gesäubert. Es stank fürchterlich nach Benzin.

Mein Wellensittich war dann auch tot, Tiere durfte man nicht mit in den Bunker nehmen, das war nicht erlaubt. So war es auch mit den Fremdarbeitern.

Es wurde dann immer schlimmer mit den Bombenangriffen, die Schule fiel immer aus. Also Schule gab's gar nicht mehr. Die Schulen wurden dann auch zum Teil evakuiert.

Evakuierung nach Groß-Döhren

Wir ließen uns dann auch evakuieren. Unser Vati bestand darauf, dass wir aus Braunschweig weg sollten. Vati war Techniker, Tragflächenbauer bei der Firma U., und die wurde ausgelagert nach Goslar. Die arbeiteten ja weiter. Es war doch Rüstung. Wir bekamen zwei Zimmer mit Küche in Groß-Döhren. Das muss im Mai gewesen sein, denn ich kam mir vor wie im Himmel. Wir hatten in Lehndorf vieles verloren, und die Innenstadt war auch schon ganz schlimm kaputt. Und jetzt kamen wir auf das Dorf, mit Obstgärten. Und da blühten zu dem Zeitpunkt gerade die Bäume. Nach diesen schrecklichen Erlebnissen in Braunschweig auf einmal so eine Wiese mit so schönen Bäumen, das war ein Eindruck.

Die Sirenen haben dort auch geheult, bloß, Bomben fielen keine. Wir hatten unsere Sachen immer bereit, gingen nicht ins Bett, wenn wir hörten, dass die Sirenen gingen, und konnten dann von unserem Haus aus, das am Ortsausgang lag, sehr gut nach Braunschweig sehen, wenn Braunschweig brannte. Ganz schlimm war es dann vom 14. zum 15. Oktober, dieser große Angriff, da konnten wir auch die ganze Nacht nicht schlafen. Es ging pausenlos, dass die Flugzeuge geflogen sind, und das haben wir alles mitgekriegt: Dieser große Feuerball, es brannte ja wahnsinnig. Da haben wir gedacht, jetzt ist wohl das Ende gekommen.

Wenn man überlegt, wie viele Bomben ein Flugzeug hatte - ich denke, das sind schon so zwischen 20 bis 40 gewesen. Und wenn man das dann mal 240 nimmt, dann sind das schon 8000. Das ist schon eine Menge. Uns wurde erzählt, dass der Asphalt gebrannt hat in den Straßen. Da sind die Menschen steckengeblie-

ben und sind dann verkohlt, nur kleine Reste sind übergeblieben.

Das Haus meines Urgroßvaters, ein großes altes Fachwerkhaus, ist auch zerbombt worden.

Der »rote Tommy«

Gegen Ende des Krieges geisterten immer die Tiefflieger herum. So z. B. der »rote Tommy«. Viele Flieger hatten im Krieg Maskottchen dran, dieser war ganz rot. Den Spitznamen hatte ihm die Bevölkerung gegeben, denn überall wo er auftauchte, hat er nur die Menschen gejagt und reinen Terror betrieben. Bomben hatte er keine an Bord.

Eines Tages sind wir auf der Landstraße gewesen und wollten nach Hause, da tauchte er plötzlich am Himmel auf. Die Landstraße hatte rechts und links Chausseebäume, Apfel- und Birnbäume. Dann hat er uns beschossen. Er hat das aber gemein gemacht: Ich hatte das Gefühl, dass er uns nicht direkt treffen wollte, der hat uns immer direkt vor die Füße geschossen. Wir konnten gerade so eine große Feldscheune erreichen. Als er drehte, sind wir auf die andere Seite, und er hat uns dann herumgejagt, bis wir die Tür fanden, wo wir rein konnten. Er hat sich so'n richtigen Spaß daraus gemacht.

Ein andermal ist er zum Dorf selber gekommen, das war nachmittags. Ich habe auf dem gegenüberliegenden Hof gespielt mit den Kindern, und meine Mutti und die Bäuerin, die haben sich unterhalten, da tauchte er plötzlich auf. Die haben sich alle an den Misthaufen geschmissen, und meine Mutter hat mich geistesgegenwärtig in einen Wasenhaufen geschubst. Wasen ist Holz, woraus man die langen Reiserbesen macht.

Die Schule in Lehndorf und Groß-Döhren

Als der Alarm, die Angriffe noch nicht so viele waren, wurde noch unterrichtet. Der Hausmeister hatte ein Radio und wusste immer, wenn »Flugzeuge im Anflug« waren. Dann raste er gleich von Klasse zu Klasse und sagte den Lehrern Bescheid. Entweder konnten wir gleich nach Hause, oder wir mussten in den Keller, wenn es schon zu spät war. Wir haben nie geübt, wie man sich im Keller verhält.

Blöde war immer, wenn irgend so'n Sieg gewesen war. Dann mussten wir uns auf dem Schulplatz aufstellen. Da wurden an Fahnenstangen die Fahnen hochgezogen und verkündet: »Unser Führer hat da und da gesiegt.« Das fand ich immer so bescheuert. Sich da hinzustellen, so richtig blöd.

Nachdem wir evakuiert wurden, kam ich in die Dorfschule. Da musste ich ganz schön lernen und vieles nachholen durch den Unterrichtsausfall. Morgens zu Schulbeginn musste immer einer ein Zitat von Rommel oder einem der großen Generale bringen. Dann wurde noch gesungen.

Die Schule war einklassig. Ich kam gerade in das vierte Schuljahr. Die Tochter des Lehrers hatte die Schüler vom ersten bis zum dritten Schuljahr. Und es ging hervorragend mit dem Lernen. Das war nicht so wie heute. Wir kriegten alle Aufgaben, wurden beschäftigt. Und wehe! ... Ich hab' mal hochgeguckt, da kriegte ich schon ein paar ins Genick, mit der flachen Hand. Meine Zöpfe, ich hatte zwei dicke Zöpfe, hatte der Lehrer einfach hochgenommen mit dem Spruch, den ich immer noch kann: »Ein paar Schläge auf den Hinterkopf erhöhen das Denkvermögen.«

Wieder zurück nach Lehndorf

Als wir nach dem Krieg von Groß-Döhren wieder nach Hause durften, mussten wir bis Klein-Mahner zu Fuß gehen, ehe wir mit der Bahn fahren konnten. Meine Mutti hatte irgendwo für mich noch ein paar Schuhe erstanden. Aber auf dem Weg zum Bahnhof fingen meine Füße dermaßen an zu bluten, dass das Blut aus den Schuhen kam und die Schuhe verdorben waren.

Dann kamen wir hier an, in Braunschweig auf dem Hauptbahnhof. Wir haben uns auf den Koffer gesetzt und waren erschüttert. Man konnte vom Bahnhof bis hoch zum Radeklingt gucken, bald bis zur Goslarschen Straße, fast durch ganz Braunschweig durch, alles nur Trümmer! Da mussten wir uns erst mal hinsetzen und konnten gar nicht mehr. Wir waren fassungslos, und uns kamen die Tränen beim Blick auf diese Zerstörung.

Nachher, von unserer Kellertür aus, konnten wir bis zur Miag sehen. Wir hatten auch nicht mehr damit gerechnet, unsere Wohnung heile wiederzufinden. Doch wir hatten ein ziemliches Glück gehabt. Es wohnten zwar

Ausgebombte drin, und man hatte die restlichen Möbel von uns, die wir nicht mitnehmen konnten, alle in einem Zimmer zusammengestellt. Erst hatten wir nur ein Zimmer. Später kriegten die irgendwo eine Wohnung, so dass wir unsere Wohnung wieder ganz bekamen.

»Dann konnte ich vor Ruhe nicht schlafen«

In den ersten Jahren nach dem Krieg habe ich immer, wenn Flugzeuge kamen, so ein komisches Gefühl gekriegt. Ich hab immer gefroren, musste an die Flugzeugangriffe denken. Und manchmal überkommt mich das seltsamerweise immer noch so, wenn ich im Garten bin und die Flugzeuge hier vom Flughafen Waggum so tief geflogen kommen. Dann merke ich, dass ich meinen Kopf einziehe, da erwisch' ich mich manchmal dabei. Einen Schreck bekomme ich auch z. B., wenn die Sirenen losgehen ...

Als das alles zuende war, haben wir auch Zeit gebraucht, das zu verkraften, weil dieses ewige Geheule der Sirenen und wenn die Bomben runterkamen, das war ein Bärenkrach gewesen. Es hat eine Weile gedauert ...

Dann konnte man erst vor Ruhe nicht schlafen, so ungefähr, sich erst mal sagen: »Mensch, es ist Ruhe, kannst schlafen, brauchst nicht aufzustehen.«

Unbekannter Soldat - 12 solcher Gräber gibt es auf dem Katharinenfriedhof - ohne Sterbedatum. Zeitzeugen berichten, dass hier in der Buchhorst erschossene Deserteure verscharrt wurden. Wer weiß mehr?



Marliese Abeken (geb. 1920)

»Wie grausam ein Krieg für alle Menschen wirklich ist, begriff ich erst im 2. Weltkrieg«

Erinnerungen an die letzten Kriegsjahre in Braunschweig

Aus Braunschweig täglich als Lehrerin nach Lebenstedt

1944 hatte ich nach Weihnachten den Schuldienst in Lebenstedt begonnen. 10 Tage nach meiner Ankunft aus Bremen in Braunschweig fielen am Vormittag Bomben auf die Stadt. Nach der Schule sahen mich meine Kollegen bedauernd an. Es könnte ja schon wieder meine neue Bleibe in Sack 3 zerstört worden sein. Es hätte einen Angriff auf die Innenstadt gegeben. Wir sahen die Rauchsäulen über der Stadt und hörten von kaputten Fenstern. Die Bahnlinie war auch getroffen, so dass wir uns per Anhalter nach Braunschweig durchschlagen mussten. Es war in den kommenden Monaten immer das gleiche Bild. Wenn die Gleise repariert worden waren, konnten wir mit dem Zug nach Broistedt kommen. Später fuhr ich mit dem Rad, da die Bahnunterbrechungen immer öfter vorkamen.

Die Schule war in einer Baracke untergebracht. Man hatte Arbeitskräfte aus den überrollten Ostgebieten für die Hermann-Göring-Werke in Watenstedt und Salzgitter geholt. (Wir nannten sie respektlos die »Beutedeutschen«). Es wurden Wohnungen aus dem Boden gestampft. In Reihenhausketten waren Kleinstwohnungen entstanden. Das kleine schöne Dörfchen Lebenstedt war eine hässliche Stadt geworden, in der man Läden, Schulen und andere Gebäude, die für ein funktionierendes Gemeinwesen unerlässlich sind, vergessen hatte zu planen, geschweige denn zu bauen. Man half sich mit Zelten und für die Schule musste eine Holzbaracke genügen. Es war nicht einfach, dort zu unterrichten. Diese Kinder hatten schon einmal eine ganz andere Art miteinander umzugehen, als ich es gewohnt war. In der Pause prügeln sich die Jungen nur und wälzten sich kämpfend auf dem schmutzigen Schulhof. Ich erlebte, wie ein Bub einem 14-Jährigen mit einem Stein ein Auge ausgeworfen hatte. Zum Anziehen hatten

die Buben die Hosen ihrer erwachsenen Brüder. Die Hosenbeine mussten mehrmals umgekrempt werden. Schuhe trugen diese Kinder nur im Winter.

Die Eltern konnten kein Deutsch, und Entschuldigungen schrieben sich die Kinder selber, unter die die Eltern dann ihr Kreuzchen machten. Sie konnten nicht an der Schule interessiert sein und ihren Kindern irgendwie eine Motivation geben. So hatte ich z. B. ein 4. Schuljahr mit 40 Kindern. Nicht ein Junge war reif für das Gymnasium.

In einem 2. Schuljahr waren die Bänke in drei Abteilungen aufgestellt. In der linken Abteilung saßen die Buben von 10 bis 14 Jahren. Sie waren über das 2. Schuljahr nicht hinausgekommen (Hilfsschulen gab es im 3. Reich nur wenige. »Die Deutschen haben keine Kinder, die eine Hilfsschule besuchen müssten«). In der mittleren Abteilung saßen die Zweitklässler, die normal nach dem 1. Schuljahr versetzt worden waren. In den Bänken der 3. Abteilung saßen die 8-10-Jährigen. Bei ihnen bestand noch geringe Hoffnung, dass sie vielleicht ein oder zwei Klassen weiterkommen würden.

Als die Heultöne der Alarmsirenen den Unterricht immer häufiger unterbrachen, entstand auch in Lebenstedt ein Bunker. Der Unterricht sollte darin weitergeführt werden. Bei schlechtem Wetter war das ein unmögliches Unterfangen. Die Betonwände waren so hellhörig, dass man alle Klassen gleichzeitig hörte. Bei gutem Wetter saßen wir draußen im Gras. Da blieb natürlich bei den Kindern auch nicht viel hängen. Sie konnten sich nichts aufschreiben. Kam z. B. Alarm (meistens flogen die Bombenverbände nach Berlin), war die Schule aus. Ich bin oft nach der 1. oder 2. Stunde wieder heimgefahren, über mir das Dröhnen der Flugzeugmotoren. Kam ein Jagdflieger, sprang ich vom Rad und duckte mich in den Graben. Man hatte an den Straßenrändern Ein-Mann-Löcher gegraben, die Schutz boten. Die Jagdflieger schossen auf alles, was sich bewegte.

Meine Erlebnisse am 14./15. Oktober 1944 im Zentrum Braunschweigs

Frau Westermayer, die mich in ihrer Familie aufgenommen hatte, wohnte in ihrem Elternhaus Sack 3, Ecke Neue Straße, über dem Zigarrengeschäft Lauenroth, das ihr Vater

gegründet hatte. Neben uns war das Jugendstil-Haus von Spitzen-Hoffmann. Daneben hatte man einen Betonbunker gebaut. (Nach dem Krieg wurde der Bunker Flüchtlingen aus Schlesien und anderen von den Russen besetzten Gebieten zur Verfügung gestellt). Später wurden in 2-jähriger nerventötender Pressluft-Bohrarbeit Fensterlöcher aus dem Beton herausgebrochen. Das Textilgeschäft Lambrecht konnte es beziehen. Kaum einer vermutete hinter den Glasschaufenstern einen Eingang zum Luftschutzbunker. Frau Westermayer, ihre Mutter, die Tochter Ulrike und ich sind oft in den Bunker gelaufen, wenn es Alarm gegeben hatte.

Das Haus Sack 3 gehört heute den Nachkommen des Firmengründers Lauenroth. Sie haben es herausgeputzt, so dass man es zu den schönsten Häusern Braunschweigs zählen kann. Es ist ein Fachwerkhaus, das schon vor langer Zeit gebaut sein muss. Die Wände bestehen aus Holzflechtwerk, mit Lehm abgedichtet zwischen dem Fachwerk. Das Fachwerk war damals schon nicht sichtbar, da das ganze Haus verputzt war.

Vor dem verschlossenen Bunker

Ich kann aus dem Zentrum Braunschweigs den Angriff schildern, wie ich ihn am 14. Oktober 1944 erlebte: Es war gegen Abend, als es Alarm gab. Frau Westermayer und ich waren allein zu Haus. Ich war ohne Angst. Alarm gehörte schon 5 Jahre in Bremen zum Alltag. Ich überredete Frau Westermayer, nicht in den Bunker gleich nebenan zu gehen: »Wenn es gefährlich wird, können wir immer noch hinüberlaufen!«

Ich hatte mich geirrt. Plötzlich hörten wir Jagdflieger mit Maschinengewehren schießen. So liefen wir in den Keller, der in dem alten Haus aus vier Gewölberäumen bestand. Es krachte um uns herum. Ich, jung wie ich war, hatte den Humor nicht verloren. Es war wohl mehr Galgenhumor: »Wenn wir die Bomben pfeifen hören, sausen sie vorbei und treffen uns nicht«. Diese unheimliche Situation dauerte knapp 20 Minuten. Dann war Totenstille. Nun wollten wir schnell in den Bunker laufen. Der war aber mit Stahltüren verschlossen. Wir sahen es in der stockfinsternen Nacht an vielen Stellen brennen. Das Dach der Burg Dankwarderode hatte schon Feuer gefangen. Es sah gespenstisch aus. Die Kirchturmspitzen glüh-

ten in der Dunkelheit wie überdimensionale Kerzen über der Stadt. Es war phantastisch und unheimlich zugleich.

Wir konnten nicht wissen, was man im Inneren des Bunkers verkündete, nämlich dass alle Straßen, die zum Zentrum und zum Sack-Bunker führten, durch Brände unpassierbar geworden wären. Nur die Schuhstraße sei noch ein Fluchtweg. Dort brenne es zwar auch schon auf einer Seite. Alle Bunkerinsassen sollten so schnell wie möglich auf diesem Weg den tödlichen Kessel verlassen.

Das Inferno im Zentrum

Ich vertraute auf die Pumpe, die in der Neuen Straße stand, und den an der Ecke Neue Straße / Sack aufgestellten Betonwasserbehälter. Wir sahen hinten links in der Neuen Straße nur ein Haus brennen. Das würden wir schon löschen können! Wir halfen vier oder fünf Menschen, die wohl auch nicht im Bunker gewesen waren und nicht wissen konnten, in welcher Falle wir saßen. Mit einer Eimerkette versuchten wir den Brand zu löschen. Wir hatten den Brand fast unter Kontrolle, als wir merkten, dass uns gegenüber am Sack / Ecke Neue Straße in dem Hof des Gebäudekomplexes Schuchhard Brandbomben gefallen sein mussten. Das Haus war abgeschlossen und keine Brandwache zurückgeblieben. Langsam, aber sicher breitete sich der Brand aus.

Im Sack, uns gegenüber, stand das Karstadtthaus, 2 Stockwerke höher als unseres. Im Kaufhaus waren alle Schaufenster schon mit Holz vernagelt. Glasschaufenster gab es in der ganzen Stadt schon lange nicht mehr. Oben in 2 Mansardenfenstern sahen wir es brennen. Wir alarmierten den Hausmeister, der es noch nicht gemerkt hatte. Aber er konnte auch nicht überall gleichzeitig sein. Neben Karstadt links stand ein sehr schönes altes Fachwerkhaus. Ich glaube, darin war die Gaststätte »Zur Sonne« gewesen. Das schön geschnitzte Fachwerk leuchtete rotgolden. Es glühte zwischen den Steinen in wunderhübschen Formen, leider nur kurze Zeit, dann brach alles zusammen und war nur noch ein brennender Scheiterhaufen. Inzwischen stand das Karstadtthaus bis zum Erdgeschoss in Flammen. Die hölzernen »Schau«fenster kippten aus den Rahmen und Papierrollen, Matratzen und gestapelte Regale fielen brennend aus den Öffnungen auf die Straße.

Retten, was zu retten ist - Sack 3

Für uns war es ein Vorteil, dass der Sack eine breite Straße war. Die Hitze war aber trotzdem so groß, dass ich fürchtete, unsere Fenster könnten zerspringen. So hängte ich im ganzen Haus alle Fenster aus und nahm die Gardinen ab, damit sie kein Feuer fangen konnten. Zum Glück war in unserem Hause die Waschküche im 3. Stock und auch das Badezimmer. Vorsorglich waren der Waschkessel und die Badewanne immer voll Wasser. Es hätten ja auch in unserem Haus die Brandbomben die Zerstörung beginnen können. So hatte ich genügend Gelegenheit, immer wieder eine Milchkanne mit Wasser zu füllen, meinen Kopf in die Badewanne zu stecken, um mich aus dem Fenster lehnen zu können und das Wasser am Hause hinunterzugießen. Das Fachwerk war zwar verputzt, aber die Hitze hätte die Balken bestimmt in Brand gesetzt, besonders von der gegenüberliegenden Seite in der Neuen Straße.

Die Neue Straße brannte nun von dem ersten in Brand geratenen Haus an beiden Seiten. Wir mussten entsetzt und hilflos mit ansehen, wie sich der Brand immer weiter ein Haus nach dem anderen holte und auch die bis dahin noch gut funktionierende Pumpe unbrauchbar machte. Auch kam auf unserer Seite das Feuer bedenklich näher. Ich hatte aber immer noch den Mut nicht verloren, und es gelang mir, Frau Westermayer zum Bleiben zu überreden mit dem Argument: »Wenn die Fassade zu brennen anfängt, können wir immer noch die Treppen hinunterkommen.« Das Treppenhaus befand sich an der hinteren Wand.

Wir trugen die Sachen in den Keller, die wir retten wollten, holten sie aber später wieder rauf, als das Karstadthaus ganz abgebrannt war und wir von dort keine Gefahr mehr befürchteten. Wir schufteten mehr als 24 Stunden. Dann kam die Feuerwehr. Wir fassten neuen Mut. Aber schnell wurde unsere Hoffnung zerstört, tatkräftige Hilfe zu erhalten. Die Schläuche reichten nicht bis zum Kohlmarkt. Dort war ein Löschteich angelegt worden für diesen Ernstfall. Man rief uns zu, wir sollten das Haus verlassen und uns in Sicherheit bringen, da man nicht helfen könne. Es waren schon ein paar Leute zurückgekommen, die uns halfen, mit Eimern Wasser ein wenig das Feuer aufzuhalten, das uns von der Neuen Straße her bedrohte.

Wir hatten alle Hände voll zu tun, das Haus zu begießen und die jeweils zu rettenden Ge-

genstände an den, wie wir meinten, sichersten Platz zu stellen. Wir hatten sie wohl dreimal vom Keller zur Straße und wieder zurückgetragen. Am 3. Tag war die Feuerwehr mit genügend langem Schlauch zurück. Sie konnte helfen, dass diese Ecke Braunschweigs Mitte nicht auch noch ein Raub der Flammen wurde.

Wir erlebten dann, wie völlig erschöpfte Menschen sich durch den Sack schleppten, um im Bunker Hilfe zu finden. Sie hatten den Angriff im Keller des Hans-Schemm-Hauses erlebt und mussten ausharren, bis alles rund herum abgebrannt war, da ihnen Sprengbomben den Ausgang unpassierbar gemacht hatten. Von dem völlig ausgebrannten Geschäftshaus Schuchhard, an dessen Stelle später Hertie sein hässliches Kaufhaus hinstellte, waren durch das Eingreifen der Feuerwehr viele angekohlte Balken übriggeblieben, die wir nach dem Kriege unter Einsturzgefahr herausholten, um es im Winter warm zu haben.

Der Krieg sinnlos für alle - aber Angst

Im Jahre 1945 sahen wir, dass nun wirklich der Krieg sinnlos für alle geworden war. Man durfte es nur nicht laut sagen. Man musste im Luftschutzbunker immer mit Spitzeln rechnen, die ihre Ohren offen hielten und meinten, sie seien verpflichtet, einzelne Bürger, deren Meinungen den Durchhaltewillen der Bevölkerung aufweichen könnten, der Partei zu melden.

Zug der gequälten jüdischen Frauen

Unvorsichtige wurden schnell in Konzentrationslagern mundtot gemacht. Die Angst davor, die auch ich hatte, ließ uns schweigen, auch dann noch, als wir den Zug der gequälten jüdischen Frauen, die täglich an unserem Haus vorbeigetrieben wurden, entsetzt ansehen mussten. Diese armen Juden hatten die braunen Menschenhinder aus den besetzten Ländern des Balkan und der Tschechoslowakei herausgeholt. Es hieß, sie seien in Unterküften am Rande der Stadt untergebracht. Drei Frauen hätten sich auf dem kalten Betonboden eine Decke teilen müssen. Es war bitterkalt, und ich sah sie in dünnen Kleidern auf der Straße in Vierer- oder Fünfer-Reihen täglich. Sie sollten die Steine aus Ruinen aussortieren, die die Sprengbomben und der Brand heil gelassen hatten. Ihre Hände und Füße hatten sie

zum Teil mit Zeitungspapier umwickelt. Es war verboten, sich dem Zug zu nähern. Einmal sah ich, dass jemand einen Kohlstrunk zwischen die Frauen warf. Sie stürzten sich wie verhungerte Tiere darauf, wurden aber schnell von den Wachmännern mit Gewehrkolben auseinandergeschlagen. Auch als eine Frau vor Entkräftung hinfiel, sah ich, wie man auf sie einschlug.

Am Ende des Krieges, es war Februar/März 1945, sah ich solche Ungeheuerlichkeit, die zum Hass erzogene Menschen fertig brachten. Ich wollte es nicht glauben, dass es auf Hitlers Befehl geschehen ist. Dass er, der uns die Edelmütigkeit der deutschen Rasse predigte, deutsche Menschen dazu gebracht hatte, jegliche Menschlichkeit zu missachten.

Ich hätte die Berichte der Alliierten von den befreiten Konzentrationslagern bestimmt als Hasspropaganda abgetan und nie und nimmer das geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte.

Ich hörte später, dass diese armen Menschen noch kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner ermordet worden waren.

Vom Ausland falsches Bild

Ich hatte nie die Möglichkeit gehabt, unzensurierte Nachrichten zu erfahren. Vom Ausland hatten uns alle ein falsches Bild vermittelt. Es war nicht möglich, sich eine eigene Meinung zu bilden. Heute, da wir Gelegenheit haben, über die eigenen engen Grenzen hinwegzusehen, und wir mit Radio und Fernsehen an vielen Formen menschlichen Lebens teilhaben dürfen, ist es wohl nicht mehr so leicht, die Menschen so zu belügen. Ich kann jetzt erkennen, dass es schon immer und in allen Völkern Grausamkeiten gegeben hat, die von einigen wenigen Menschen erdacht wurden, um ihre Macht zu festigen. Diese Menschen haben nie mit offenen Karten gespielt und es verstanden, andere sich hörig zu machen.

Meine letzte Fahrt nach Lebenstedt

Ich fuhr in den letzten Monaten des Krieges nur noch mit dem Fahrrad nach Lebenstedt. Der Fahrradmantel war schon lange durch umwickelte Bindfäden ersetzt. Man musste erfinderisch sein. Zu kaufen gab es nichts mehr.

Die Autostraßen waren schon gebaut, die den Verkehr zu den Hermann-Göring-Werken in Watenstedt und Salzgitter sicherstellen sollten. Es waren rechts und links daneben Radwege angelegt. Der Volkswagen konnte zwar schon gebaut werden, aber die Autos wurden im Krieg gebraucht. So waren wenigstens die Radwege nützlich.

Meine letzte Fahrt endete an der Kanalbrücke von Thiede nach Üfingen. An der Kanalbrücke waren deutsche Soldaten damit beschäftigt, Sprengsätze anzubringen, um die Brücke beim Herannahen der Feinde in die Luft zu jagen. Da fürchtete ich, dass ich nach der Schule nicht mehr nach Hause kommen könnte.

Das Kriegsende

Wir hatten uns im Keller Sack 3 häuslich eingerichtet, um bei den zu erwartenden Kämpfen sicher zu sein. Wir hatten unten ein Radio und hörten die Wehrmachtsberichte und die Meldungen über die Flugrichtung der Bomberverbände. Wir hörten auch den verbotenen Londoner Sender. Dort wurde in deutscher Sprache der Siegeszug der Alliierten und die Befreiung der Konzentrationslager geschildert und vieles für uns Unfassbare mehr.

Als die Front näher kam, hörten wir die Schießereien. Wir wagten uns nur noch nach oben, wenn wir auf die Toilette im 1. Stock mussten. Dort hörten wir die Schießereien, als wenn die Artillerie vor der Tür stünde.

Durch die Nachrichten, die uns über den Londoner Sender erreichten, wussten wir, wann Braunschweig kapituliert hatte. Wir wagten uns nach oben und sahen amerikanische Panzer durch die Neue Straße kommen. Erst stutzten wir. Es waren doch deutsche Uniformen! Die Amis hatten die deutschen Soldaten, die sich gefangen gegeben hatten, als Kugelfang auf ihre Panzer gesetzt.

Frau Westermayer und ich machten uns dann auf den Weg, um die Tochter Ulrike zu suchen. Sie war 17 Jahre und in der Abiturklasse von der Parteiführung dienstverpflichtet worden, um im Kreisbefehlsbunker der Parteiführung Dienst zu tun. Dieser Befehlsstand sollte den in Hannover befindlichen Gaubefehlsstand ersetzen, wenn der durch einen Luftangriff einmal ausfallen sollte. Von dort wurde die Bevölkerung über die jeweilige Luftlage informiert. Es kamen auch Durchhal-

teparolen über das Radio ins Haus. Der Kreisleiter selber hatte vor der Kapitulation den Bunker verlassen, um sich vor den Amerikanern außerhalb der Stadt zu verstecken. Es war ihm egal, dass er 17-jährige Mädchen schutzlos den Besatzern überließ!

Es war Ulrike nichts geschehen, und Frau Westermayer konnte ihre Tochter wieder glücklich in die Arme nehmen.

Kurze Zeit nach dem Einmarsch der Amerikaner waren die rund um Braunschweig angelegten Kriegsgefangenenlager und die Arbeitslager, in denen man die Verschleppten aus den östlichen Ländern untergebracht hatte, aufgelöst worden. Es sollen dort zum Teil KZ-ähnliche Foltermethoden angewendet worden sein.

Wir sahen vom Fenster aus hasserfüllte Männer (Sie schrieten immer: »Bosch, Bosch«), die den uns gegenüberliegenden Lebensmittel- und Gemüseladen stürmten. Ich schaltete schnell, und mit Frau Westermayer schufen wir in Windeseile unten im Zigarrenladen eine heillose Verwüstung. Wir kippten Stühle um und zerbrachen die in den Regalen vielfach vorhandenen leeren Zigarrenkisten. (Die Wohnung und auch das Zigarettenlager waren im 1. Stock untergebracht.) Wir warteten mit furchtbarer Angst im Nacken, ob diese plündernden Horden sich täuschen lassen würden. Es dauerte nicht lange, da hörten wir sie grölend und schimpfend durch den Laden poltern.

Uns verschonten sie.

Ich erinnerte mich später noch an die uns völlig fremde soldatische Dienstauffassung der Besatzungsmacht. Vor der Hauptpost z. B. stand ein Liegestuhl. Darin räkelte sich ein Wachsoldat in der Sonne!

Als mein Mann im Juni 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft heimkam, war er überrascht, mitten in dem zerstörten Braunschweig das Haus Sack 3 heil und bewohnt vorzufinden.

Rosemarie Vogt (geb. 1928)

Bombardierung Braunschweigs - meine persönlichen Erlebnisse

Wie es tatsächlich bei einem Angriff zugeht, konnten wir uns ... nicht vorstellen - und dann kam der 27. September 1943

Den ersten schweren Bombenangriff am 27. September 1943 auf Braunschweig erlebte ich im Luftschutzkeller Pestalozzistraße 5. Ich wohnte dort mit meiner Mutter in der 1. Etage. Mein Vater war Soldat.

Wir kannten aus dem Rundfunk die Berichte über Luftangriffe auf andere Großstädte mit ihren schrecklichen und verheerenden Folgen, hofften aber, dass wir verschont blieben. Besonders über Hannover hörten wir von schlimmen Zerstörungen und Menschenverlusten. Meine Tante, selbst in Hannover ausgebombt, erzählte von furchtbarer Angst und wirkte verstört. Wie es tatsächlich bei einem Angriff zugeht, konnten wir uns trotzdem nicht vorstellen.

Wir befolgten die Luftschutzanordnungen und gingen bei Alarm in den Luftschutzkeller, was aber nicht alle Hausbewohner taten. Leichtfertig blieben sie im 4. Stock in der Wohnung. Bei Voralarm in der Nacht standen meine Mutter und ich auf, zogen uns in Windeseile an und hörten den Luftwarndienst vom Gau Südhannover-Braunschweig. Meistens fühlten wir uns noch sicher, wenn von einzelnen Kampfflugzeugen die Rede war. Wurde ein großes Kampfgeschwader gemeldet, glaubten wir, Berlin wäre das Ziel. Ein Kofferchen und einen Rucksack hielten wir bereit. Darin waren die wichtigsten Papiere, Schmuck, einige Kleidungsstücke und Lieblingsgegenstände.

In den Luftschutzkeller strebten wir erst bei Hauptalarm, ohne jede Hektik. Im Keller begrüßten sich alle Bewohner freundlich und gelassen. Es wurden dort nie Panikgeschichten erzählt, sondern fröhliche Begebenheiten, wahrscheinlich, um eine innere Unruhe zu verdrängen. Es wurden neue Sparrezepte zum Kochen und Backen ausgetauscht, manchmal eine Probe vom Kuchen verteilt, über Strickmuster und Mode gesprochen oder Witze erzählt, oft sogar harmlos politische.

In dieser Nacht hörten wir plötzlich das Gersurre der englischen Maschinen über uns. Der Ton war unverkennbar. Die Fenster der Luftschutzkeller waren von außen mit Erdwällen angeschüttet, die Metalltüren waren verschlossen, und Säulen stützten das Deckengewölbe ab. Durch diese Sicherung drangen die Geräusche nur gedämpft in den Keller.

Der Motorenlärm wurde lauter und intensiver. Wir wurden unruhig und still, setzten uns tief gebeugt hin - es war unheimlich. Da setzte ein Flakfeuerwerk ein, wie wir es noch nie erlebt hatten. Das Dröhnen der Geschütze drang in den Keller, es war ein ständiges Ballern. Plötzlich flackerte das Licht, dann ging es aus. Die Mitbewohner aus dem 4. Stock klopfen an den Luftschutzkeller und begeherten Einlass. Sie berichteten, dass Braunschweig angegriffen würde. Am Himmel wären die Scheinwerfer der Flakstellungen zu sehen, und sie hätten das Heulen und die Einschläge der Sprengbomben gehört. Im Keller gingen diese Geräusche durch die Knallerei der Flakgeschütze unter. Nun hatten wir Angst. Ich kann nicht mehr sagen, wie lange der Luftangriff gedauert hat. Da verlässt mich mein Erinnerungsvermögen. Nach der Entwarnung gingen wir verstört in die Wohnung. Ehe wir uns ins Bett legten, guckten wir vom Balkon und aus dem Fenster. Wir konnten, wegen der hohen Häuser, keinen Feuerschein sehen, obwohl die Bomben gar nicht weit von uns in der Zimmer- und Göttingstraße gefallen waren.

Am nächsten Tag waren wir natürlich neugierig, was geschehen war. Als junger Mensch (Ich war damals knapp 15 Jahre) zeigt man auch etwas Sensationslust. Meine Freundinnen und ich besuchten die betroffene Wohngegend, um die Schäden anzusehen. Von den Wirkungen der Sprengbomben waren wir tief betroffen. Unsere Gedanken kreisten um den Punkt: Waren Luftschutzkeller überhaupt sicher? Würde Braunschweig nun häufig das Ziel von Bombenangriffen sein? Doch man schiebt trübe Gedanken schnell beiseite. Die Schule forderte unsere ganze Kraft. Kino- und Theaterbesuche lenkten uns ab.

... weil wir einfach nichts Unangenehmes wollten

Zu diesem Zeitpunkt (27. September 1943) hatten wir nicht mit einem Angriff gerechnet. Genau kann ich es heute nicht mehr begründen, vielleicht, weil wir einfach nichts Unan-

genehmes wollten. Wir haben uns innerlich dagegen gestäubt. Auch glaubten wir, nur größere Städte gälten als Angriffsziel.

Erst Angst und Hass, dann Neugier

Beim ersten Angriff - wie später bei allen Angriffen - hatten wir natürlich Angst, die jedoch nicht in Panik ausartete. Auch Wut und Bitterkeit fühlte man. Warum musste gezielt die Zivilbevölkerung getroffen werden?

Zur Wut und Bitterkeit breitete sich nach dem schlimmen Angriff am 14./15. Oktober 1944 Hass aus, Hass gegen unsere Regierung, die den Krieg entfesselt hatte, Hass gegen unsere damaligen Feinde mit ihrer Grausamkeit gegen Frauen und Kinder.

Nach dem ersten Angriff legte sich verhältnismäßig schnell die Angst. Am folgenden Tag brachen also die Neugier und die Sensationslust durch, und wir rannten zu den betroffenen Straßen. Nach künftigen Bombenangriffen war das vorbei; denn als Mitglieder der Hitlerjugend mussten wir Jugendlichen uns nach jedem Angriff bei den entsprechenden Stellen melden, um Hilfsdienste zu leisten.

Wir hielten Bunker für besonders sicher

Ich war beim ersten Luftangriff im Keller. Das blieb so bis nach dem Angriff am 10. Februar 1944. Danach hatte ich soviel Angst, dass ich mit meiner Mutter den Bunker am Inselwall (Bosselgraben) aufsuchte. Wir hielten ihn für besonders sicher, weil die jetzige Berufsschule damals als Lazarett mit einem Roten Kreuz versehen war.

Vom Hauptalarm bis zur Entwarnung im Keller

Wir hörten tagsüber ständig den Luftschutzwarndienst im Radio, der rechtzeitig den Einflug von Kampfverbänden ansagte. Flogen die Flugzeuge im Raum Südhannover-Braunschweig ein, wurde Voralarm gegeben. Wir haben den Keller immer erst bei Hauptalarm aufgesucht. Als wir im Bunker Schutz suchten, nahmen wir bei Voralarm unser Handgepäck und rasten zum Bunker. Dort blieben wir bis zur Entwarnung, wie früher auch im Keller.

Fluggeräusche, Flakgeschosse, Heulen der Bomben, Detonationen - »beängstigender Druck in den Ohren«

Im Luftschutzkeller waren die Fluggeräusche zu vernehmen, wenn die Maschinen über der Stadt waren. Die englischen hatten ein helles surrendes Geräusch im Gegensatz zu den amerikanischen, die einen dunklen Brummtönen erzeugten. Wir hörten das »Wumm-Wumm« der großen Flakgeschosse.

Nach meiner Erinnerung setzte die Flakabwehr nur bei einem Angriff ein, um den Verband nicht zu stören und die Flugzeuge über der Stadt nicht zu veranlassen, »Irrläufer« abzuwerfen.

Bei den schweren Angriffen (10. Februar und 15. Oktober 1944), die ich hautnah erlebte, hörten wir das Heulen der Sprengbomben, ehe sie mit einem furchtbaren Knall detonierten. Das ergab so einen entsetzlichen Krach, der sich in Wellen auf das Ohr übertrug und einen beängstigenden Druck erzeugte. Wir hielten uns unwillkürlich die Ohren zu. Man hatte uns auch erzählt, wenn man die Bomben heulen hörte, schlugen sie nicht direkt im Haus ein. Ich weiß bis heute nicht, ob das stimmt.

Aber auch die Menschen gaben im Keller bei Gefahr kurze Schreie von sich, oder sie seufzten und stöhnten mal tief. Das gab wohl Erleichterung.

Im Bunker konnte man die Außengeräusche nicht immer hören, weil bei Gefahr die Luftklappen geschlossen wurden.

Im Bunker harmlose Gespräche, politische Witze hinter vorgehaltener Hand zum Ablenken

Bevor überhaupt Luftangriffe stattfanden, war die Stimmung im Luftschutzkeller recht fröhlich und unbeschwert. Es gab damals noch keine Veranlassung, am Sieg Deutschlands zu zweifeln, hatten wir bisher doch nur Siege errungen. Die Grundstimmung war positiv. Meine Mutter jedoch hatte nach dem Überfall auf Russland nicht mehr an den Sieg geglaubt. Sie war schon anti-Hitler eingestellt. Nach Stalingrad war ihre erste Handlung, das Hitlerbild zu verbrennen. Ich hatte manchmal Angst, dass sie sich falsch äußern würde; denn unser Luftschutzwart war »hundertprozentig«.

Es wurden eher harmlose Gespräche zum Ablenken geführt oder manchmal Briefe von Soldaten an der Front vorgelesen. Alarm hatte es ja schon oft gegeben, und die Menschen waren in Eile in den Keller gestürzt. Davon kursierten die tollsten Erzählungen. Manche Menschen wären nur im Schlafanzugoberteil im Keller aufgetaucht, andere hatten den Kohleneimer statt des Handgepäcks genommen usw. Diese Geschichten machten die Runde. Vielleicht waren sie frei erfunden, um die Menschen aufzuheitern. Durch die häufigen Gespräche im Keller hatte sich eine echte Gemeinschaft gebildet. Jeder nahm am Geschick des anderen teil, wir waren füreinander da, wir konnten uns gegenseitig auf Hilfe verlassen.

Ab Februar 1944 suchte ich mit meiner Mutter den Bunker am Inselwall auf. Er war vor allem für die Bewohner der Altstadt (Gebiet Wendenstraße, Reichstraße, Nickelkulk usw.) gebaut, weil es dort keine Luftschutzkeller gab. Deshalb waren die Menschen aus der Gegend sehr abweisend, häufig sogar feindlich den Neulingen aus der sogenannten vornehmen Wohngegend gegenüber. Sie fürchteten um ihre Plätze und schrieten uns an: »Ihr habt doch Keller für unser teures Geld!« . Sie brachten auch den halben Hausrat mit in den Bunker, Riesenkartons, Betten usw. Da die Menschen nicht besonders sauber und gepflegt waren, fürchteten wir uns vor Ungeziefer.

Die Menschen von dort waren lauter, grober, drängelten und redeten viel, auch politisch. »Volksgenossen« war eines ihrer Lieblingswörter. Der Führer war ihr Ein und Alles. Sie hatten das Gefühl, er hätte für die Armen gesorgt.

Nach dem 15. Oktober änderte sich das Milieu im Bunker wesentlich. Die Bewohner der Altstadt wurden in andere Gegenden verpflanzt; denn das Wohngebiet war dem Erdboden gleichgemacht. Nun suchten ihn die Menschen aus der Gaußberggegend auf: Bammelsburger Straße, Huttenstraße, Pestalozzistraße, Wendenmaschstraße usw. Die Häuser dort waren größtenteils ausgebrannt und die Keller nicht mehr sicher. Jeder hatte im Bunker seinen festen Platz, es gab keinen Streit mehr, die Unterhaltung floss ruhiger, und hinter vorgehaltener Hand wurden bei guten Bekannten auch politische Witze erzählt. Wir hatten das Gefühl einer neuen kleinen Gemeinschaft.

Bei Bombenangriffen verhielten sich die Menschen im Bunker sehr diszipliniert. Dann flackerte das Licht, oder es ging ganz aus, und der Bunker schwankte bei Sprengbombeneinschlägen durch den elastischen Beton. Es herrschte eisiges Schweigen, um den Sauerstoffbedarf zu reduzieren.

Gedanken und Gefühle

Hoffentlich ist das Wohnhaus nicht zerstört!
 Hoffentlich sind keine Bekannten umgekommen!
 Hoffentlich bleibt der Tag oder die Nacht ohne weiteren Alarm!
 Endlich an der frischen Luft!
 Wäre doch der Krieg zu Ende!
 Endlich ins Bett, um etwas schlafen zu können.

Wenigstens noch etwas Schlaf

Wenn kein Angriff erfolgt war, hetzten die Menschen nach Hause, zur Arbeit, zur Schule im gleichen Tempo wie zum Bunker. Nachts wollte man wenigstens noch etwas Schlaf haben. Wir fühlten uns ständig gejagt.

Nichts sehnlicher als den Frieden

Die ständig hetzenden Menschen, die Folgen eines Angriffs, die gesamte Kriegslage haben natürlich unsere Einstellung zum Krieg beeinflusst. Die anfangs leichtfertige war vorüber, wir wünschten uns nichts sehnlicher als den Frieden. Meine Mutter und ich glaubten seit Stalingrad sowieso nicht mehr an den deutschen Sieg.

Zum Hilfeinsatz melden

Wenn in der Nacht der Fliegeralarm zu Ende war, hatten wir Hunger. Wir stillten ihn mit einem Löffel Rübensaft, den wir ausreichend hatten, weil wir Verwandte auf dem Lande hatten. Wir legten uns ins Bett, in der Hoffnung, bis zum Morgen durchzuschlafen zu können. Am Tage gingen wir der gewohnten Tätigkeit nach. Je nachdem, welche Uhrzeit es war, musste ich zur Schule in der Kleinen Burg und meine Mutter zur Kaserne in der Humboldtstraße, wo sie in der Nähstube arbeitete. Hatte es einen Angriff gegeben, musste

ich mich in den entsprechenden Stellen zum Hilfeinsatz melden.

Aufgaben der Luftschutzwarte

Im Hause und im Bunker hatten die Luftschutzwarte die Aufgabe, die Menschen zu beruhigen. Bei Angriffen musste jedes Gespräch unterbleiben. Ein Luftschutzwart hatte Kontrollgänge durchzuführen, ob im Hause alles in Ordnung war. Nach Angriffen hatte er dafür zu sorgen, dass Löscharbeiten durchgeführt wurden. Er hatte es gelernt, mit den kleinen Luftschutzspritzen umzugehen und sollte eigentlich die ersten Handgriffe beherrschen, was leider nicht immer der Fall war. Der Luftschutzwart musste betroffenen Menschen helfen, ihr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Er kannte die Stellen, wo es nach einem Angriff Verpflegung, Pappe, Kerzen usw. gab.

Im Bunker hatten die Luftschutzwarte verschiedene Aufgaben. Für jedes Stockwerk war einer zuständig. Einer passte auf, dass das Begehen reibungslos verlief. Im Inselwall gab es einen Rundgang, und die Menschen verteilten sich auf die verschiedenen Stockwerke. Dieser Wart musste als letzter in den Bunker gehen und die Türen fest verschließen. Er hielt sich während der Alarmzeit an der Tür auf. Auch beim Verlassen kümmerten sich die Luftschutzwarte um Ruhe und Ordnung. Im Bunker sorgten sie dafür, dass die Menschen ihre Plätze einnahmen. Im Bunker Inselwall gab es dabei keine Probleme. Der Wart war bei einem Angriff dafür verantwortlich, dass die Luftklappen geschlossen wurden. Er übermittelte die Meldungen über die Luftlage, denn im Bunker existierte nur ein Radio. Gab es gesundheitliche Probleme, musste der Wart die betroffene Person zum Sanitäter geleiten, der auch im Bunker war.

Ich habe nie erlebt, dass von den Luftschutzwarten Durchhalteparolen verbreitet wurden.

Meine Erlebnisse beim Luftangriff in der Nacht vom 14./15. Oktober 1944

Ständige Nervenanspannung

Als die dunkle Jahreszeit begann, wurde die Bevölkerung sehr unruhig. Wir hatten das Gefühl, dass irgend etwas Schreckliches in der

Luft lag, obwohl wir in den letzten Wochen keinen größeren Angriff erlebt hatten. Alarme gab es mehrmals täglich und in der Nacht. Durch diese ständige Nervenanspannung waren wir übermüdet und erschöpft. Inzwischen schliefen meine Mutter und ich, wie so viele Menschen, mit der gesamten Unterbekleidung, um rasend schnell den Rock bzw. die Trainingshose und den Mantel anzuziehen. In manchen Familien gab es einen Wachdienst, der die Luftlagemeldungen verfolgte, um die Angehörigen und die Hausbewohner schon rechtzeitig vor dem Voralarm zu wecken.

Meine Mutter und ich schliefen seit der erhöhten Gefahr im Zimmer nach der Straße. Dann hörten wir bereits vor der ersten Warnung das Getrappel der Menschen, die zum Bunker strömten, und wir konnten uns vor der Vorwarnung zum Abmarsch rüsten.

Erst beim Hauptalarm schreckten wir hoch

In dieser Nacht zum 15. Oktober gab es zweimal Alarm. Meine Mutter und ich waren jedes Mal zum Bunker geeilt. Es waren nur kurze Zeiten, und es handelte sich offensichtlich um Störflüge, wie so oft schon in den letzten Wochen, um die Bevölkerung zu verunsichern und mürbe zu machen.

Wir legten uns in dem Glauben wieder ins Bett, für den Rest der Nacht Ruhe zu finden. Deshalb waren wir wohl so fest eingeschlafen, dass wir weder das Getrappel noch die Vorwarnung gehört hatten. Sie muss kurz nach 1 Uhr gewesen sein. Erst bei Hauptalarm schreckten wir hoch, hörten im Luftwarndienst: »Einzelne Kampfflugzeuge kreisen im Raum Diepholz und am Dümmer See.« Unser erster Gedanke war: »Dann ist es noch Zeit für den Bunker!« Auf der anderen Seite hofften wir auf einen kurzen Störflug wie vordem. Ich persönlich war völlig kaputt und durcheinander.

Aber was war das? Ein unheimliches Motorengerumm über uns, und als wir vom Balkon blickten (aus den Fenstern ging es nicht, sie waren wegen der Verdunklung mit dunklem Papier abgedichtet), war es taghell. Die sogenannten Christbäume hatten unsere Stadt wie zu einem Fest illuminiert! Der Hauptalarm war also zu spät erfolgt! Die Kampfgeschwader hatten das Luftwarnkommando irreführt. Eine Bombardierung stand bevor! Nur ab in

den Luftschutzkeller! Dort wurden wir von den Mitbewohnern erstaunt gefragt: »Nanu, nicht im Bunker?«

Dann war die Hölle los

Während wir noch im Treppenhaus waren, hörten wir außer dem Fluglärm die Flakgeschütze; doch nicht lange. Die Flakabwehr sah bei der gewaltigen Übermacht der Flugzeuge wohl keine Chance mehr, den Angriff abzuwehren und stellte die Schießerei ein.

Wir saßen kaum im Keller, da flackerte das Licht und erlosch sofort. Dann war die Hölle los, die sich aus der Erinnerung gar nicht so beschreiben lässt, wie sie wirklich war. Die Sprengbomben heulten durch die Luft. Schwere Detonationen erschütterten das Haus. Eine Sprengbombe musste ganz in der Nähe eingeschlagen haben; denn die Glassplitter flogen uns, trotz der Erdanschüttung vor dem Fenster, um die Ohren! Erst später merkte meine Mutter, dass sich ein Glassplitter dicht beim Herzen in ihren Mantel eing bohrt und ein tiefes Dreieck gerissen hatte. Wir rutschten nun auf die Knie, um tief auf dem Boden zu kauern, und hielten uns schützend die Arme über den Kopf. Immerzu dieses Heulen, Pfeifen, Krachen und Rauschen, das, glaube ich, von den Stabbrandbomben ertönte, dazu das Motorengesurre! Ein nasses Tuch für Mund und Nase hatten wir in der Eile auch nicht zur Hand, so dass das Atmen schwerfiel. Die Luft war voller Staub und Brandgeruch! Wann war nur dieses entsetzliche Inferno zu Ende? Eine Zeitvorstellung hatten wir nicht. Wir erfuhren erst am nächsten Tag, dass die Bombardierung 40 Minuten gedauert hatte.

Mit dem Leben davongekommen – ein Chaos von Dreck, Splittern, Feuer!

Ich weiß nicht, ob Entwarnung ertönte oder ob wir nach oben ins Haus stürzten, als der Motorenlärm verstummt war. Der Anblick war grauenhaft, aber wir waren mit dem Leben davon gekommen! Das Dachgeschoss und die linke Seite der 3. Etage brannten. Im Garten standen ein langes Bootshaus mit Boot darin und die Gartenlaube lichterloh in Flammen, so dass uns der Weg zur Oker abgeschnitten war, um Löschwasser zu holen. Diese beiden brennenden Fackeln verursachten einen sprühenden Funkenregen und konnten einen weiteren

Brand in den unteren Etagen entfachen. Deshalb rissen wir die Gardinen einfach herunter, ob sie zerrissen oder nicht.

Alle Fenster waren zersplittert, die Türen waren aus den Angeln gehoben und lagen quer im Zimmer, Blumentöpfe waren heruntergerissen, Stühle umgeschmissen, Geschirr zerdepert - ein Chaos von Dreck, Splittern, Feuer! Eigentlich kann man sich so etwas nicht vorstellen, man muss es erlebt haben.

Ein furchtbarer Brand! Hilflos standen wir da!

Wir rannten nach oben, um beim Feuerlöschen zu helfen. Bei uns im Hause waren nur zwei Männer, sonst nur ältere Frauen. Meine Mutter (Anfang 40) und ich gehörten zu den Jüngeren und damit zu den Tatkräftigen. Der Luftschutzwart befand sich aus familiären Gründen gar nicht im Haus. Vier Personen standen nur hilflos herum und waren durch den Schock völlig gelähmt und zu keiner Handlung fähig. Ein Mieter aus der oberen brennenden Wohnung versuchte, mit dem Feuerhaken die Balken einzureißen, und wir Frauen schütteten die vorhandenen Sandsäcke darauf, um den Brand zu ersticken. Erfolglos! Das Wasser, das aus der Luftschutzpumpe spritzen sollte, war längst versiegt! Es war vorbei! Kein Wasser! Kein Sand! Ein furchtbarer Brand! Hilflos standen wir da, rußgeschwärzt im beißenden Rauch! Es half wohl nur noch, sich selbst irgendwie in Sicherheit zu bringen.

Wir blickten uns um. Alle Häuser rundum in der Pestalozzistraße brannten. Ein rasender Feuersturm entfachte sich, die Flammen knisterten, der dunkle Qualm verursachte Hustenreiz - es war ein Hexenkessel! Was sollten wir tun? Da erschienen französische Kriegsgefangene, die in der Pestalozzischule stationiert waren! Sie wurden als Hilfe für die Bevölkerung eingesetzt. Die Verständigung klappte reibungslos, weil sich die Gefangenen seit

dem Feldzug 1940 in Deutschland aufhalten mussten. Sie machten uns deutlich, dass ein längeres Verweilen im Hause lebensgefährlich wäre. So griffen wir unser Handgepäck und ließen uns in den Keller der Schule Pestalozzistraße führen.

Ausmaß der Verwüstungen in unserer Nähe

Erst jetzt sahen wir das ganze Ausmaß der Verwüstung in unserer Nähe. Schräg gegenüber war eine Sprengbombe detoniert, die bei uns im Keller gewiss den starken Druck verursacht hatte. Die Wände hatten wirklich extrem gebebt. In allen Häusern brodelndes Feuer, und durch den extremen Feuersturm und den Funkenregen griffen die Flammen schnell auf andere Häuser über. Glühende Balken ragten bizarr in den glutroten Himmel, immer wieder verdunkelt durch schwarze Rauchschwaden. Ständig stürzten brennende Gebäudeteile herunter, und man befürchtete, davon erschlagen zu werden. Wir klammerten uns fest an die Hände der Franzosen, die umsichtig und freundlich waren, und tasteten uns durch die Straßenmitte bis zur Schule. Der tobende Feuersturm verursachte einen starken Sog und zerterte uns schier davon.

Endlich hatten wir, völlig erschöpft und mit brennenden, gequollenen Augen, die Schule erreicht! Unruhig und ermattet verbrachten wir dort einige Stunden im Keller. Welchen Anblick werden wir wohl verkraften müssen, wenn wir im Morgengrauen nach draußen gingen? An Schlaf war nicht zu denken. Meine



Mutter eilte beim ersten Hellwerden zum Wohnhaus. Ich musste auf das Handgepäck aufpassen. Sie kehrte schnell zurück, um die übrigen Hausbewohner zu holen, denn sie meinte, der Brand im Hause wäre zu löschen. Inzwischen war der Weg zur Oker freigeworden, Boots- und Gartenhaus waren völlig niedergebrannt. Doch alle Hausbewohner hatten Angst und blieben zurück. So eilten meine Mutter und ich alleine zum Haus, wieder durch die Trümmerwüste und die brennenden Häuser. Manchmal erkennt man in der Not gar nicht die tatsächliche Gefahr!

Alleine hatten meine Mutter und ich keine Kraft zum Löschen. Deshalb schleppten wir Teile unseres Inventars aus der Wohnung auf die Straße und in den Garten. Stühle, kleine Tische, Bücher, Wäsche, Geschirr. Den größten Teil unseres Mobiliars hatten wir aufs Land evakuiert.

Feuerwehr stand tatenlos da

Da erschien die Feuerwehr! Sie hatte sich über Trümmerhaufen, einstürzende Mauerteile und Funkenregen mühsam bis an das Haus Pestalozzistraße 4 herangearbeitet! Meine Mutter rannte hin und erklärte, wenn das Haus Nr. 5 sofort gelöscht würde, wäre es bis zum 2. Stock noch zu retten. Und die Feuerwehr? Es war und ist uns heute noch unvorstellbar! Sie stand tatenlos da! Die Feuerwehrmänner erklärten, sie hätten keinen Einsatzbefehl! Woher sollte er auch kommen? Fassungslos und heulend standen wir da!

Da ertönte die Sirene! Erneut Fliegeralarm! In panischer Angst rannten meine Mutter und ich mit dem Handgepäck zum Bunker, der brechend voll wurde. Wie oft war ein weiterer Angriff erfolgt! Gott sei Dank gab es keine Bombardierung, und der Alarm dauerte auch nicht lange. Trotzdem waren wir zu lange fort; denn bei der Rückkehr löschte die Feuerwehr das Haus Nr. 4, das viel weiter niedergebrannt war als Nr. 5. Die Löscharbeiten begannen eindeutig zu spät! So waren das Dachgeschoss und die 3. Etage völlig ausgebrannt, die 2. Etage und neben uns die 1. Etage wurden unbewohnbar.

»Voller Sorge und Unruhe durch das Haus. Menschen ... irrten umher, suchten Hab und Gut.«

Wir konnten in unserer Wohnung bleiben und nahmen für einige Wochen das Ehepaar aus der 4. Etage, das völlig ausgebombt war, bei uns auf. Wenn es stark regnete, tröpfelte oder floss der Regen direkt in unsere Wohnung. Wir stellten an vielen Stellen Auffangeimer hin. Das Dach wurde erst nach 1946 erneuert, und damit wurden auch die oberen Etagen aufgebaut.

In der Wohnung über uns und nebenan schwelten noch viele Tage die Balken, und ein Brand drohte auszubrechen. Die Franzosen hielten tagsüber Feuerwache, und nachts guckten wir voller Sorge und Unruhe durch das Haus. Wir kamen gut mit den Franzosen aus.

Wie sah es rundum aus? Die Straße voller Trümmerberge. Alle Balkenreste, Scherben, Schutt, kaputter Hausrat landete auf der Straße. Wohin auch sonst damit? Ein schmaler Weg führte mitten hindurch. Die ausgebrannten Häuser ragten gespenstisch in den Himmel. Vom Balkon erblickte ich die Andreaskirche. Der große Turm war seit dem 13. August 1944 ein Stumpf. Die Kuppel war herabgestürzt. Diesmal hatte der kleine Turm gebrannt. Er neigte sich wie eine Zipfelmütze zur Seite, fiel zusammen und war dahingeschmolzen.

Die Menschen wirkten verstört, ängstlich, irrten umher, suchten hier und da nach Hab und Gut. Menschenleben hatte der Angriff in der Pestalozzistraße nicht gekostet, aber in der Bammelsburger Straße, wo dicht neben der Okerbrücke ein Haus durch eine Sprengbombe weggerissen wurde. Der Brandgeruch lag wochenlang, vielleicht sogar monatelang über der Stadt. Der Feuerhimmel war bis Eschershausen im Weserbergland zu sehen, wo unsere Verwandten lebten. Sie erkannten, dass etwas Schlimmes in Braunschweig passiert war.

Verpflegung, Sonderzuteilung, Glas-pappe - wütend über den verdamnten Krieg

Es muss wohl am 17. Oktober gewesen sein, als in der Mensa auf der Pestalozzistraße Verpflegung, Sonderzuteilungen, Pappe, Kerzen und, ich glaube, für ein Fenster im Raum Glas-pappe ausgegeben wurde. Die Mensa war nicht beschädigt worden. Dort trafen wir viele

Bewohner unserer Wohngegend, schweigend, verstört, entsetzt und wütend über den verdammtten Krieg, der soviel Leid brachte. In der Schlange haben die meisten Menschen ihre depressiven Gefühle geäußert. Nur ein Lehrer tönte: »Und wenn alle Städte in Scherben fallen, der Endsieg ist mit unserem geliebten Führer sicher!«. Wir drehten uns um und ließen ihn stehen.

Unser Luftschutzwart - in Galauniform

Aber wir entdeckten auch unseren Luftschutzwart. Er hatte sich bisher nicht bei uns im Hause blicken lassen, obwohl er dazu verpflichtet war. In großer Galaparteiuniform gab er Hinweise, an welcher Schlange man sich anstellen sollte. Aber meine Mutter, resolut wie immer, stellte sich vor ihn hin und schrie ihn an: »Sie hier in Galauniform? Das Haus brennt! Wir können vor Erschöpfung nicht mehr! Ihr Platz ist in Nr. 5, und zwar sofort!« Hinterher haben ihr die Knie gezittert, und ich hatte mal wieder Angst um meine Mutter. Mir hatte sie zu oft ein loses Mundwerk. Der Luftschutzwart half tatsächlich umgehend bei uns im Haus.

Es war ein schlimmes Chaos

Die Aufräumarbeiten in der Wohnung gingen nur mühsam voran. Es war ein zu schlimmes Chaos. Uns blieben nur die Nachmittagsstunden. Meine Mutter war dienstverpflichtet und musste zur Arbeit und ich zur Schule. Hilfe gab es nicht, weil die ganze Stadt zerstört war. Später holten wir uns von oben, dem ausgebrannten Teil, oft Reste der Balken, zersägten sie und brauchten sie als Feuerung.

Nun wohnten nur noch sechs Frauen im Haus. Es war schon recht unheimlich. Überall die entsetzliche Dunkelheit! Auf der Pestalozzistraße hausten wenige Menschen im Keller. Die Straße war wie ausgestorben. Nie haben wir geglaubt, dass sie sich mal wieder zur alten Pracht entfalten würde!

Wut und Hass auf alles, was mit dem Krieg zusammenhing

Wir zeigten nach den zahlreichen Alarmen und vielen Angriffen keine Enttäuschung mehr, sondern Wut und Hass auf alles, was mit dem Krieg zusammenhing, auf unsere Führung, die

ihn entfesselt hatte, und auf unsere damaligen Feinde, die so grausam mit der Zivilbevölkerung umgingen. Wir Jugendlichen fühlten uns um unsere Jugend betrogen.

Am Anfang der Fliegeralarmzeit, als wir alles noch nicht so ernst nahmen, waren wir manchmal enttäuscht, wenn der Alarm nur kurz war. Bei einer bestimmten Alarmdauer in der Nacht - ich weiß sie allerdings nicht mehr - durften wir am nächsten Morgen eine Stunde herausschlagen. Toll fanden wir es natürlich, wenn Mathe oder Physik ausfielen oder wenn eine vorgesehene Arbeit nicht geschrieben werden konnte.

Unser Einsatz als Mitglieder der Hitlerjugend

Als Mitglied der Hitlerjugend (Bund Deutscher Mädel) war ich seit den 27. September 1943 verpflichtet, mich nach jedem Angriff in dem entsprechenden Bezirk zu Hilfstätigkeiten zu melden. Meine Freundinnen und ich haben es immer getan. Es war für uns eine Selbstverständlichkeit, Einsätze zu leisten. Wir waren zum Pflichtbewusstsein erzogen, in diesem Falle nicht nur durch die Hitlerjugend, sondern auch durch Schule und Elternhaus. Die Mädchen packten ebenso zu wie die Jungen. Außerdem waren die Jungen in unserem Alter bei der Flak. Es gab also keine Alternative. Durch die Länge des Krieges war es für uns sowieso natürlich, dass Frauen Männertätigkeiten übernommen hatten. Es gab keine großen Diskussionen darum.

Die Arbeit nach den Angriffen war recht unterschiedlich. Zu schweren Aufräumarbeiten wurden wir nicht eingesetzt. Ich war häufig in der Stadtparkgegend. Einmal war ich im Stadtpark-Restaurant und habe Brötchen belegt und warmes Essen ausgegeben. Für die betroffene Bevölkerung gab es nach Angriffen kostenlos Verpflegung.

Auch wurden wir in Wohnungen gebraucht, in denen Frauen alleine nicht mit Aufräumarbeiten fertig wurden. In der Roonstraße habe ich die zersplitterten Scherben aus den Fenstern geschlagen, alle Scherben zusammengefügt, die Fenster mit Pappe zugenagelt, den Bombendreck runtergetragen, Möbel gerückt usw. Meistens waren wir zu zweit, weil einer allein nicht solche Kräfte hatte.

Einmal sollten wir in der Schefflerstraße eingesetzt werden, ich glaube, es war nach

dem Tagesangriff am 8. Mai 1944; doch da mussten wir flüchten. Die Bewohner, eine sehr arme Bevölkerung, gingen auf uns los mit den Worten: »Schert euch fort! Da kommen die Reichen, um zu sehen, wie es armen Leuten schlecht geht!« Sonst wurden wir aber als Hilfe sehr gerne gesehen.

Eigentlich sollten wir bei unseren Einsätzen Uniform tragen. Ich tat es anfangs, später jedoch nicht mehr. Durch die Einstellung meiner Mutter zog ich die Uniform nur in »dringenden« Fällen an. Ich entschuldigte mich wegen der Dreckarbeit, später gab ich vor, ich wäre herausgewachsen.

Anordnungen befolgt - im geheimen Kämmerlein diskutierten wir, was aus uns werden soll.

Die Anordnungen bei Luftangriffen haben wir befolgt. Sie dienten zur eigenen Sicherheit oder zur Hilfe bei betroffenen Menschen.

Ich erwähnte schon, dass meine Mutter nach dem Überfall auf Russland nicht mehr an den Endsieg glaubte. Sie beeinflusste mich natürlich. Aus Angst vor Strafe wurde nie offen darüber gesprochen. Doch kannten wir viele Bekannte, die wie wir dachten. Mit ihnen wurde im geheimen Kämmerlein diskutiert, was aus uns werden sollte.

Durch die Hitlerjugend und auch durch Klassenkameraden wurde ich anders beeinflusst, so dass ich starke Gewissensbisse bekam. Nach der Schlacht um Stalingrad galt auch für mich der Krieg als verloren. (Mein Vater geriet dort in Gefangenschaft).

Bloß, was sollte aus uns Jugendlichen werden? Uns wurden ja Schreckensbilder gemalt, wie es unter Fremdherrschaft gehen würde. So hofften wir manchmal doch auf die Wunderwaffe zum guten Ende. Wie sollten sich Jugendliche auch sonst verhalten? Wir klammerten uns an kleine positive Lichtblicke.

Bei den Grausamkeiten des Krieges die Luftangriffe nicht vergessen!

Über die Bomberbesatzungen denke ich heute wie über alle Kriegsteilnehmer. Sie mussten ihre Pflicht tun, auch gegen ihren Willen, sonst wären sie vor das Kriegsgericht gekommen. Ich verurteile keinen Soldaten, gleich welcher Nation. Alle haben ihre Jugend, oft ihre Ge-

sundheit geopfert und täglich ihr Leben riskiert. Es ist eigentlich erstaunlich, wie die meisten Menschen, trotz dieser furchtbaren Jahre, ins normale Leben zurückgefunden haben. Jeder hat wieder die Ärmel hochgekrepelt und ganz neu begonnen, am Anfang sogar ohne Perspektive.

Krieg macht die Menschen hart und widerstandsfähig, sonst hätten weder die Soldaten an der Front noch die Zivilbevölkerung diese furchtbaren Zeiten so lange ertragen können. Angst schweißt zusammen, man half sich in jeder Situation.

Rückblickend meine ich noch, dass die Luftangriffe nicht so gezielt auf die Zivilbevölkerung ausgerichtet werden durften. Auch das Abknallen mit Maschinengewehren aus Flugzeugen fand ich grausam. Wie viele arbeitende Bauern wurden getroffen! Hätte man sich nur auf militärische Ziele beschränkt, hätte der Krieg auch nicht länger gedauert.

Wenn heute von Grausamkeiten des Krieges gesprochen wird, sollte man diese Luftangriffe nicht vergessen. Damit hat auch die Gegenseite Schuld auf sich geladen.

Am Anfang des Krieges waren wir natürlich auf die Überlegenheit der deutschen Luftwaffe stolz. Ich weiß, dass in Polen, Holland, Belgien und Norwegen Bombenteppiche gelegt wurden, um den deutschen Vormarsch zu erleichtern. Wir hatten ja keine Vorstellung, wie schlimm es war! Erst bei den Angriffen auf deutsche Städte wurde uns bewusst, wie hilflos wir waren. Selbst Soldaten von der Front berichteten, ein Luftangriff wäre entsetzlicher, als dem Feind gegenüber zu stehen.

So müssen wir als Deutsche die Schuld auf uns nehmen, die Luftkriege begonnen zu haben.

Mich überkommt manchmal heute noch ein Angstgefühl, wenn die Sirenen heulen. Die Schreckensnacht vom 15. Oktober steht vor meinen Augen. In den ersten Nachkriegsjahren hatte ich Angst und Herzklopfen, wenn ich nachts ein Flugzeug hörte. Ich dachte immer an die surrenden englischen Bomber.

Rosemarie Rümenapf-Sievers
(geb. 1929)

»Die Bomben prasselten
herunter wie der Hagel auf das
Dach eines Glashauses«

Wir wohnten in der Maschstraße. 1943 wurde ich im Zuge der Kinderlandverschickung nach Hohegeiß evakuiert (sah von dort aus den Feuerschein des brennenden Braunschweig). Im Frühjahr 1944, mit Eintritt in die 5. Klasse, kehrte ich nach Braunschweig zurück.

Angriff am 13. August 1944, 0.30 Uhr. Als ich am anderen Morgen den Bunker verließ, brannte der Wollmarkt, die Kuppel der Andreaskirche stürzte gerade ein. - In der Wohnung der Eltern waren nur die Scheiben kaputt.

Angriff vom 14./15. Oktober 1944: Abends war schon einmal Alarm, daher hatten alle wenig Lust, noch einmal in den Bunker (Okerstraße) zu gehen, als gegen 24 Uhr die Sirenen erneut heulten. Nur meinem persönlichen Drängen war es zu verdanken, dass die Familie doch in den Bunker ging. Während des Angriffs schwankte der Bunker. Die Bomben prasselten herunter wie der Hagel auf das Dach eines Glashauses. Die Männer mussten den Bunker verlassen, um beim Löschen zu helfen, Frauen und Kinder mussten bleiben. Wilde Gerüchte über einen Feuersturm kursierten; Phosphor fließte die Straße entlang.

Gefühle: Hass auf die Engländer und Amerikaner.

Morgens um 9 Uhr durfte man endlich den Bunker verlassen. Erste Wahrnehmung: es roch scharf nach Holzfeuer. Die Häuser am Petritor waren verbrannt, glühend ging die Sonne über den Ruinen auf.

Der Heimweg: Am Inselwall brannten die Bäume. Auf der Wehrbrücke lagen Blindgänger. Ich versuchte auf einem Umweg nach Hause zu kommen, das ging aber nicht, weil in der Maschstraße alles brannte, dort u. a. ein in der Schule untergebrachtes Möbellager für Evakuierte. Schließlich wagte ich mich doch über die Wehrbrücke, die ganz schwarz war, vorsichtig um die Blindgänger herum. Auf der Brücke lag eine halbverkohlte Ansichtskarte aus dem Besitz meiner Familie, die der Feuersturm hierher geweht hatte. Das Haus selbst war völlig zerstört, nur der Keller war noch heil. Dort sind einige wenige Möbel erhalten

geblieben, darunter Wäsche in tragbaren Truhen. Weil die Kellerdecke glühend heiß war, mussten die Truhen herausgetragen werden. Am nächsten Tag, als der Schock vorbei war, konnte ich die Truhen nicht einmal anheben, weil sie zu schwer für mich waren.

Im Badezimmer war noch ein Balken heil, an dem hing eine unzerstörte Lampe. In einem sonst zerstörten Stockwerk »hing« noch irgendwo ein Gasherd.

Unsere Familie kam notdürftig bei Bekannten am Amalienplatz unter. Für Ausgebombte gab es Essen aus der Gulaschkanone; sie stand dort, wo heute das Georg-Eckert-Institut ist. Außerdem erhielt man einen Bombenschein, für den gab es 2 Betten, 2 Stühle (auch wenn die Familie aus mehr Mitgliedern bestand), ein paar Tassen und Teller und einen Milchtopf.

Das Schlimmste: Die meisten Nachbarn waren nach dem Fehlalarm am Abend kein zweites Mal in den Bunker gegangen, 37 von ihnen waren tot und lagen aufgereiht im Hof der Schule Maschstraße. Darunter ein Ehepaar, an dem ich sehr gehangen hatte. Deren Sohn erhielt Heimaturlaub, und ich konnte ihn nur auf den Schulhof schicken.

Angriff am 3. März 1945 (Tagesangriff): Ich war gerade in der Schule (Kleine Burg). Bei Voralarm wurden die Schülerinnen nach Hause geschickt (Unterricht in 3 Schichten; Lehrer zum Teil fanatisch, Denunziationen). Ich wollte mit dem Fahrrad zum Bunker im Krankenhaus Celler Straße fahren, dort war mein Vater Apotheker, mitten durch die Trümmerlandschaft. Dort, wo wir gar keinen Schutz hatten, wurden wir vom Alarm überrascht. Mit letzter Kraft kamen wir bis zum Krankenhaus. Erst dort wurde mir bewusst, dass der Bunker ja gleich nach dem Alarm geschlossen wurde. Da klopfte ich wie wild an die Tür - und hatte Glück, dass der Bunkerwart sich nicht korrekt an die Vorschriften gehalten hat. Er öffnete noch einmal kurz die Tür, und ich fand in letzter Sekunde Schutz im Bunker.

Am 2. April 1945 war meine Konfirmation. Wir feierten schon am Morgen um 8 Uhr, weil zu dieser Zeit in der Regel keine Angriffe erfolgten. Es musste alles recht schnell gehen, denn schon am Vormittag kamen wieder Tiefleger.

Das Aufräumen nach den Angriffen war meist Sache der Jungen; wir Mädchen wurden nur selten dazu eingesetzt.

Die Luftangriffe auf England, von denen wir gehört hatten, fand ich damals »in Ordnung«.

Feindliche Bomberbesatzungen aus abgeschossenen Flugzeugen habe ich nicht gesehen. Nur einmal habe ich Kriegsgefangene aus dem Lager Langer Damm gesehen und war entsetzt über deren schlechtes Aussehen.

Meine Gefühle bei Kriegsende lassen sich schlecht beschreiben, es war ein Mischung von Erleichterung und ungeheurer Müdigkeit.

Hedwig Witte (geb. 1915)

»Wir haben diesen schrecklichen Krieg erlebt ... Wer ein bisschen nachdachte, ... der machte sich seine eigenen Gedanken«

Ich kam ins Büssing-Werk und wurde als Telefonistin, Überschrift »FLUKO« eingesetzt. Was FLUKO eigentlich heißt, weiß ich heute noch nicht. (Flugwachkommando, Hg.)

Da war ein Raum, den durfte keiner betreten; wir waren Geheimnisträger. Wir haben praktisch nur gearbeitet, wenn Alarm war.

In der zweiten Woche, in der ich alleine war, da ging es los. Ich war im ersten Moment so aufgeregt, dass ich schon nicht mehr wusste, wie ich mich melden sollte.

Mein Meister, Herr Seemann, war Luftschutz-Ingenieur. Der hatte alles unter sich und hat mir eine Karte mit Städtenamen gegeben, weil ich, wenn Alarm war, an einem Trapez alles betätigen musste. Da waren von England über Holland, Spanien, Italien, Rumänien, Russland, alle Städte verzeichnet. Die hatten gelbe Lampen, die Kampfverbände hatten rote Lampen und die Jagdverbände grüne. Dann musste ich jede Meldung schriftlich machen, hatte soundso viele Telefonate, die ich auch noch erledigte, und musste diese Trapezwand immer bearbeiten. Ich war an einer kriegswichtigen Stelle eingesetzt und durfte nicht einmal mit meinem Mann darüber sprechen. Das war im Bunker bei Büssing, ein separater. Da kamen auch nur die Direktoren und diejenigen, die dort arbeiteten, und der Luftschutz-Ingenieur. Dann hatte Büssing eine eigene Feuerwehr. Und der Chef von der Feuerwehr

kam auch. Ab und zu kam von der Kasse ein älterer Herr, der erkundigte sich nach der Luftlage. Das war aber auch schon verboten.

Über Kopfhörer wurde durchgegeben, wo sich im Augenblick feindliche Bomber befanden. Dann hatte ich die Karte mit den Städtenamen, damit ich einigermaßen wusste ... Denn das ging bei den Angriffen so schnell, dass man gar nicht so schnell mitkam, wenn man den Namen nicht gleich verstanden hatte. Ich musste alles schriftlich machen. Wenn ich dann einiges wusste, dann merkte ich schon, aha, den Kurs kommen die, und konnte das hinterher eintragen. Ich musste das weitergeben an den Generaldirektor und an die anderen Direktoren. Und wenn Voralarm und Vorentwarnung waren, musste ich das auslösen. Büssing, Wolfenbüttel, Peine, Lager 21. Das musste minutiös alles eingetragen werden.

Dann gab es bei Büssing Ein-Mann-Bunker für Leute, die auch bei Alarm arbeiten mussten. Da hatte ich eine besondere Nummer, falls Direktanflug auf das Werk war. Dann mussten die erst in diese Ein-Mann-Bunker rein. Ich war dafür zuständig, dass diese Bunker von den richtigen Leuten zur richtigen Zeit besetzt werden konnten.

Als ich einmal Entwarnung gegeben hatte, ist in der nächsten Minute die Frühstückssirene im Werk losgegangen. Und die hatte genau dieselbe Zeiteinteilung und den selben Klang wie Voralarm und Vorentwarnung. Und nach einer Viertelstunde ging die Sirene wieder an. Da war das Frühstück vorbei. Da hat kein Mensch mehr gewusst, was nun los war. Ich bin auch nicht drüber gestolpert. Aber der Luftschutz-Ingenieur, der sagte als erstes: »Zeig mir mal dein Buch.« Und er sah nun die Uhrzeiten und hatte schon den Fehler. Wenn das mein Fehler gewesen wäre, ich wäre nicht lebend rausgekommen. Das wäre doch Sabotage gewesen.

Der Angriff am 10. Februar 1942

Am 10. Februar, ich glaube, das war 1942, habe ich den ersten Bombenangriff erlebt. Da war ich arbeiten und kam erst nach dem Angriff nach Hause in die Griegstraße. Es war alles zusammengefallen.

Ich bin dann gleich wieder los zur Borsigstraße zum Werk, dort arbeitete mein Mann. In der Mittagspause kamen die Arbeiter und wollten wissen, wie es aussah. Ich habe es

ihnen gesagt. Da sind alle gleich weg, runter. Es wurden auch etliche verschüttet. Der Fri-seursalon Wollner am Welfenplatz war eingefallen, und die Leute dort unten waren verschüttet. Die sind auch nicht mehr lebend herausgekommen. Jedenfalls, bei mir war alles weg, ich guckte in den Himmel. Dann haben wir alte Teppiche an die Wandaußenseite geschlagen, Bretter dran, vom Schlafzimmer die Frisierkommode, das Glas, so ein Stück habe ich zwischen die Bretter gemacht, damit ich Licht hatte.

Der Angriff am 15. Oktober 1944

Der schlimmste Angriff war am 15. Oktober 1944. Innerhalb einer Viertelstunde lag ganz Braunschweig in Schutt und Asche! An dem Tag fuhr mein Mann zur Kur nach Bad Gastein und sagte mir noch auf dem Bahnhof: »Du, ich habe das Gefühl, ich nehme das Glück mit.« Er saß die Nacht in Leipzig im Bunker. Weil er wusste, dass ich bei Alarm nie rausging, hatte er unseren Nachbarn Bescheid gesagt, sie sollten mich mit in den Splittergraben nehmen. Um 23.30 Uhr kam Voralarm. Da hieß es dann »Runter!« Wir hatten unsere Taschen immer schon gepackt stehen. Ich sagte: »Ja, ich komme«, bin aber nicht aufgestanden.

Dann kam der Alarm. Ich bin immer noch nicht aufgestanden. Und dann kam ein Nachbar raufgerannt, die Türen waren ja alle offen, riss mir die Decke weg. »Raus! Es brennt, es brennt!« Der hat meine Tasche geschnappt, ich im Nachthemd mit den Klamotten unter dem Arm runter. Dann ging das los. Wir wussten nun wirklich nicht, ob wir im Haus bleiben sollten. Da waren der Luftschutzwart, zwei Nachbarn und ich, die anderen waren weg. Nun hatten wir Angst. Wären wir in den Keller gerannt und es hätte getroffen, wären wir alle weggewesen. Auf der Straße hatten wir evtl. Chancen. Das dauerte aber nur eine Viertelstunde. Die Stadt war ringsum ein Lichtermeer. Und es krachte. Am nächsten Tag war es tagsüber dunkel, die Sonne kam nicht durch. Und morgens um 9.00 Uhr ging der nächste Angriff wieder los. Das war ein so fürchterlicher Tag, den vergess' ich mein ganzes Leben nicht!

Ich habe auch miterlebt, wie das Luftwaffenlazarett angegriffen wurde. Mein Mann und ich waren dort, wie die Bombe da reinhaute. Wir waren in einer Hecke zwischen den Blocks. Da haben wir uns drin verkrochen, weil wir die Mine rollen hörten. Das ist ein

ganz doll rollendes Geräusch. Die 5-Zentner-Mine ist da, wo jetzt die Schrebergärten sind, in die Erde reingehauen. Wenn die losgegangen wäre, wäre die ganze Siedlung weggewesen. Das war ein Blindgänger, hing halb aus der Erde raus und wurde dann ausgegraben. Und da ging das Lazarett los. Es hat erst geknallt, dann kam eine Stichflamme und dann flog alles hoch. Die Patienten haben einen Schutzengel gehabt! Die eine Schwester (die Schwestern wohnten alle oben im Krankenhaus), die den Luftschutzkellerschlüssel hatte, hatte den Schlüssel vergessen, rennt hoch, will den Schlüssel holen, und wie sie oben ist, wird der Keller bombardiert. Sie ist ins Planschbecken geflogen, die anderen auch. Aber dadurch wurden viele Menschenleben gerettet. Die wären sonst alle weggewesen.

Da war alles vorbei, alles kaputt, und ich habe nicht mehr an den Endsieg geglaubt.

Tote

Bei der AOK lagen 90 Tote. Die Stücke, die sollte man sammeln, erkennen. Da bin ich aber nicht hin. Nun hatte ich persönlich auch keine Bekannten. Und warum soll man sich solchem Anblick aussetzen?

Wir hatten mit diesem Angriff nicht gerechnet. Dass uns das hier passieren würde, da sind wir gar nicht drauf eingestellt gewesen. Wir haben der Regierung vertraut. Und der Göring hatte ja gesagt, es kommen keine Feindflugzeuge! Wir waren total überrascht. Uns wurde damals aber von der NSDAP derart geholfen: Es gab kostenlos Essen, wir bekamen Kerzen gebracht; die haben uns alle möglichen Hilfen gegeben. Während dieser Angriffe war ich im Bunker. Das war das einzige Mal, und zwar in der Salzdahlumer Straße. Ich wollte nach Hause und da hat man mich unterwegs festgehalten, weil der Angriff war, und man hat mich gezwungen, in den Bunker zu gehen! Das waren alles kleine Räume, da bekam man Platzangst. Ich kann nicht sagen, wie viele Menschen im Bunker waren. So viele Menschen liefen herum. Von der SA waren immer Kontrollen da. Alle wurden sofort reingeholt, und es kam niemand raus. Als wir dann wieder rausgehen konnten, hatten wir als Gedanken und Gefühle Neugierde. Was war passiert? Was ist los? Dann ist jeder nach Hause gelaufen und sah die Schweinerei.

Draußen: Trümmer. Und es brannte. Das war ein doller Angriff, und der hat noch nicht

einmal voll die Siedlung getroffen. Mein Mann und ich, wir haben etwas später ein Stück Brachland gekauft, in Mascherode, da waren Bombentrichter drin. Auf unserem Stück haben wir zwei Trichter mit Marmeladeneimern zugetragen. Aber wenn der ganze Segen auf die Siedlung gekommen wäre, wäre alles weg gewesen.

Zuhause war die Wohnung zusammengefallen. Die Möbel waren zum Teil kaputt. Die Ziegel auf dem Dach waren weg, Fenster und Rahmen waren raus, die Wände zum Teil weg, die haben wir mit Brettern von außen zugemacht. Dann kamen von der NSDAP gleich Maurer, die haben die Wände hochgezogen, Fenster eingesetzt. Das ging ruck-zuck gleich wieder. Und dadurch haben wir das alles auch gar nicht so tragisch genommen. Wir wussten ja, wenn was ist, uns wird gleich wieder geholfen.

Luftschutz

Luftschutzwarte waren meist für einen Block. Sie mussten kontrollieren und auch helfen, soweit sie konnten. Unsere Haustüren durften wir damals nicht abschließen, die mussten aufbleiben für den Fall, wenn was passiert, dass Hilfe reinkam. Da brauchte man auch nicht Angst zu haben, dass was gestohlen wurde. Das gab es damals nicht. Der Luftschutzwart kannte alle. Musste überall nachgucken, die Verdunkelung kontrollieren und solche Dinge, Löscheimer und Feuerpatschen. Das war alles auf dem Boden, Eimer mit Sand usw. In den Kellern unten waren die Mauern durchbrochen, da waren nur leicht Steine eingelegt, so dass man, wenn ein Keller verschüttet war, in den anderen durchkam, damit man wieder rauskam. Das war alles Vorsorge. Und direkt gegenüber von unserer Straße war ein Splittergraben. Der war ganz schmal, den habe ich im Dunkeln einmal gar nicht gefunden. Mein Mann war drin, und ich wollte wieder beim Angriff rein; ich habe den Eingang nicht gefunden, musste draußenbleiben.

Eine Notunterkunft brauchte ich nicht. Im Gegenteil, die Nachbarn sind zu mir gekommen. Ich hatte noch einen Ofen, ich konnte kochen, dadurch kamen sie dann zu mir. Es war damals eine Nachbarschaft, ein Zusammenhalt. Jeder hat jedem geholfen. Uns war zwar von der Ortsgruppe im Dachdeckerweg ein Zimmer zugewiesen worden, wo wir wohnen sollten. Aber die Vermieterin kam uns derart

frech und unverschämt entgegen, dass wir uns kurzerhand umgedreht und nach Hause gegangen sind. Da hat noch Herr Großpietsch, der war damals Ortsgruppenleiter von der NSDAP, geschimpft. Er sagte, es bestände Einsturzgefahr, wir sollten raus. Wir sind aber trotzdem drin geblieben. Dieser Mann war großartig: Obwohl er Ortsgruppenleiter war, konnte man zu jeder Zeit mit jedem Problem zu ihm gehen, ob man in der Partei war oder nicht. Der Mann war hochanständig.

Tote musste ich nicht bergen, aber ich habe Verletzte im Trichter liegen sehen. Das war schon schlimm. Die wurden einfach weggeholt. Zerfetzt zum Teil. Das war einfach grauenhaft.

Aber ich bin selber auch auf das Dach gestiegen, habe selbst das Dach gedeckt. Mein Mann hat die Dachziegel herangekarrt. Also, was eben war, das musste sein.

Am Anfang waren noch aus Italien freiwillige Arbeiter hier im Ausbesserungswerk. Die kamen sogar und haben mitgeholfen. Da war ein Zusammenhalt da, das gibt es heute nicht mehr.

Zwangs- und Fremdarbeiter, Gefangene und Juden in Braunschweig - und ich

Wo die Fremdarbeiter wohnten, sind jetzt die Aussiedler drin. Da war früher ein Lager von 60 Baracken. In jeder Baracke, in jedem Raum, waren ca. zwischen 40 und 60 Menschen. Ich weiß von zweien, einer Russin und einer Belgierin. Die eine musste in dem Büro, in dem ich war, saubermachen. Ich hatte Nachmittagschicht, da sah ich plötzlich dieses Mädchen mir entgegenkommen. Und wie sie mich sah, sprang sie hinter die Büsche. Ich sagte: »Komm, komm raus. Du hast doch noch gar nicht Feierabend.« « Da fing sie an zu heulen. Ich fragte: »Warum heulst du?« Sie sagte, sie wolle sich mal ganz waschen. In der Baracke wären nur ein Ofen und eine Waschgelegenheit für 60 Frauen. Aber ich dürfte niemandem was sagen, dass sie mir das gesagt hat und dass ich sie gesehen habe. Ich sagte: »O.K., hau ab!«

Wo es runter geht nach Alt-Mascherode, war damals eine Kiesgrube, jetzt ist dort der Heidbergsee, da waren früher große Splittergräben. Ich vermute, dass die Leute dahin gingen.

Ich habe bestehende Anordnungen versucht zu umgehen, wenn es irgendwie ging. Zum Beispiel wie ich in der Reichsjugendakademie gearbeitet habe, da waren zwei Juden, und zwar ein Goldschmied namens Herz, und ein Professor. Mit dem Professor hatte ich weniger Kontakt. Er musste die Wege und die Straßen fegen. Der Herz, er hatte in dem Haus, wo ich arbeitete, unten eine Werkstatt als Tischler. Woher der Mann den Mut genommen hat, weiß ich nicht, er muss wohl irgendwas gemerkt haben, dass ich anders eingestellt war. Er hat mich angesprochen. Es war strengstens verboten, mit denen zu sprechen. Ich habe mit dem Mann gesprochen. Dann hat er mich mal gefragt, ob ich ihm ein paar Kartoffeln besorgen könnte. Wenn das rausgekommen wäre! Ich sagte: »Ich darf ihnen keine geben, aber ich stelle da und da, an den Busch was hin.« Auch mein Mann hat das nicht gewusst. Keiner. Wir selber hatten Kartoffeln geklaut, weil wir auch keine hatten. Und dann habe ich eine Tüte hingestellt. Ein paar Tage später im Vorbeigehen sagte Herr Herz mir: »Ich habe für Sie etwas an den Busch gestellt.« Da war eine große Dose Bratfisch! Da kamen wir überhaupt nicht dran. Ich habe vielleicht gestaunt. Am Abend sagte mein Mann: »Wo hast du denn die her?« Und da habe ich ihm erst erzählt, wo ich die herhabe. Sonst habe ich 100 % das befolgt, was sein musste, sobald ich es mit meinem Gewissen vereinbaren konnte.

Das Schlimmste waren die Gefangenen unter sich selber. Die haben sich gegenseitig bespitzelt, wenn man jemandem helfen wollte, ich habe einmal einem Polen ein Pfund Brotmarken gegeben von meiner Lebensmittelkarte. Die haben den Mann fast totgeschlagen, weil er nicht gesagt hatte, dass er die Marken von mir hatte. Das hat mich damals so erschüttert. Er hatte eine Familie, eine Frau dabei. Wir arbeiteten damals in dem Gummikeller, das war bei Büssing ein Raum unter der Erde, wo die Bereifung repariert wurde. In diesem Raum waren nur Polen und Russen. Da war ich als einzige deutsche Frau. Ich hatte einen kleinen Tisch in der Mitte des Raumes, keine Garderobe, keine Fenster, nichts. Da hatte der Meister mich hingestellt. Nun kam ich da rein und sah in der hinteren Ecke eine Russin, die saß auf einer Kiste und arbeitete. Wie sie mich sah, sprang sie gleich auf. Nun habe ich da an dem Tisch gesessen und hatte eine Sauwut im Bauch. Dann war Arbeitspause. Ich nahm mein Brot raus, und da habe ich diese Russin zu mir

herübergewunken, sie solle sich mit hinsetzen. Ob sie nicht essen würde? Da sagte sie, sie hat nichts. Da habe ich mein Brot durchgebrochen und ihr die Hälfte gegeben. Von da an war ich unter den Leuten anerkannt.

Und in diesem Raum war der eine Pole, der mich mal um etwas Brot gebeten hatte, und dem habe ich ein Pfund Brotmarken gegeben. Und wie er es kaufen wollte, wo, weiß ich nicht, da ist er gefasst und halb totgeschlagen worden. Ich hatte Angst, dass das rauskommen würde.

Der »Endsieg« und die eigenen Gedanken

Im letzten Jahr habe ich nicht mehr an den Endsieg geglaubt, weil ich ja die Meldungen durchbekam. Und wer ein bisschen nachdachte, der kann nicht nur an glorreichen Rückzug denken, der machte sich seine eigenen Gedanken.

An Gerüchten wurden so viele geredet! Ich bekam die Meldungen durch, und ein bisschen denken konnte ich ja nun auch. Ich habe dann schon schwarzgesehen! Mein Mann hat daran bis zum Schluss geglaubt. Der sagte auch immer, ich solle an jedem Ersten auf die Postsparbücher Geld einzahlen. Er fragte immer, ob ich auch eingezahlt hätte. Ich habe aber nichts eingezahlt! Ich habe das alles in die Tasche gesteckt, weil ich das habe kommen sehen. Und wie nun der Umschwung kam, da war schlagartig alles zu. Es gab kein Geld mehr! Sie konnten nichts abheben, nichts einzahlen. Da blühte der Schwarzmarkt, und ich hatte dann Geld! Mein Mann staunte bloß immer, woher ich das Geld hatte ...

Wir haben diesen schrecklichen Krieg erlebt. Wir haben Hiroshima gesehen. Das ist doch Idiotie! Und ich bin auch strikt dagegen, dass die deutschen Soldaten zu irgend einem Kampfwert eingesetzt werden. Unsere Offiziere und Führer damals wurden hingerichtet, weil Krieg geführt wurde. Dann wurden wir gezwungen, dass Deutschland klein bleiben soll. Jetzt soll es auch klein bleiben. Keine Soldaten mehr!

Haide Gerloff (1892 - 1981)

»Was taten wir, daß Du es zuläßt, daß ein verschwindend kleiner Teil der Menschheit es fertig bringt, uns ... in den Abgrund zu führen?«

Ein nachgeschriebenes Tagebuch

Der erste größere Angriff

Im Herbst 1943 war der erste größere Angriff auf Braunschweig. Er hatte in Gliesmarode mehrere Häuser beschädigt, und ich weiß noch, wie erschüttert ich war, als mir Frauen mit geretteten Betten auf dem Arm begegneten und die ersten zerschmetterten Fenster und angeschlagenen Mauern mir Tränen erpreßten. Ach, so viel Elend sollte ich selbst noch erleben! So ganz ungeschoren waren wir schon diesmal nicht davongekommen. Ich hatte von unseren, inzwischen reich mit Nachkommenschaft gesegneten Karnickeln einige Wredes geschenkt, und sie hatten sie in einem Anbau ihres Schrebergartenhäuschens mit Gemüseabfällen schon ganz nett herangefüttert. Da traf eine Brandbombe das Häuschen, und alle Tiere verbrannten. Die Reaktion meiner Schwester war keine Klage über den Verlust, sondern der Ausruf: »Die armen, armen Tiere!«

»Ich war in unbeschreiblicher Angst«

Das Jahr 1944 fing besonders traurig für uns an. Unsere große Schwester, unsere geliebte Lina, erkrankte schwer und mußte, um den ewigen Kellersitzungen zu entgehen, mit ihrem inzwischen pensionierten Mann in den Harz zu Verwandten reisen. Schwester Liese, nun so einsam geworden, war oft bei uns in Kralenriede.

Auch am 30. Januar hatten wir sie zum Essen eingeladen. Gerade, als Diethelm und ich zusammen ein Lied mit Melodie und Oberstimme sangen - er hatte als Kind eine reizende Stimme -, kam ein Bote vom Kaufmann Berlin mit der Weisung von Liese, wir sollten uns keine Gedanken machen, ihr selbst wäre nichts geschehen. Wir waren sprachlos; denn

wir hatten von einem Angriff nichts bemerkt, machten uns nun aber doch Sorge, weil doch Liese hätte kommen müssen, wenn gar nichts sie aufgehalten hätte. Wir packten Mittagessen ein und radelten zu dritt - Hanna, Diethelm und ich - nach Braunschweig, um Liese zu helfen. Welch ein Anblick empfing uns. Der ganze Andreeplatz, also der Zugang zu Wredes Haus war abgesperrt, der Riddagshäuser Weg und der Zugang zu Lieses Haus von Polizisten bewacht und abgeriegelt. Wir versuchten von allen Seiten, an den Platz heranzukommen, keine Möglichkeit - und von Liese keine Spur. Schweren Herzens kehrten wir mit unserem Mittagessen um. Ich war in unbeschreiblicher Angst. In der Dämmerung endlich Klingelzeichen. Wir stürzten alle an die Verandatür. Da stand meine Liese ganz verdattert, ein Köfferchen in der Hand: »Zeitzünder vor meinem Keller! Geht er in der Nacht hoch, bin ich morgen bettelarm.« Das war gewiß maßlos traurig; aber die Hauptsache war doch, daß wir unsere Liese gesund und lebend vor uns sahen. Sie sollte bei uns ihr Heim aufschlagen, es würde sich schon alles finden.

Ja, und der Zeitzünder war losgegangen. Die ganze Nordwand des Hauses war herausgerissen, und alles, was Liese nach dem Herbstangriff 1943 in den Keller gebracht hatte, war nun ein Chaos. Ich richtete gleich das Fremdenzimmer für meine Schwester so wohnlich, wie es unter den schwierigen und immer drohender werdenden Verhältnissen möglich war.

Einsatzbefehl nach Bombenangriffen

Den Dienst konnte sie von uns aus nicht machen, und sie wollte ja auch die Wredesche Wohnung erhalten. Wäre sie ganz zu uns gezogen, hätte man die Wohnung beschlagnahmt, und wo hätte unsere kranke Lina nach dem Krieg bleiben sollen? Es war vor allem diese Fürsorge, die sie veranlaßte, in der Wredeschen Wohnung zu bleiben, aber wir waren fast täglich zusammen.

Wir hatten als Beamte beide Einsatzbefehl nach Bombenangriffen, und da sich die Angriffe jetzt häuften, mußte ich verschiedentlich in die Stadt eilen, um von einem bestimmten Zentrum aus in die verschiedenen Gegenden der Stadt geschickt zu werden. Da mußte man Bombenpässe ausstellen. Für uns war das nicht so einfach. Martin war hilflos und brauchte

Unterstützung. Wenn ich dann wegfuhr, war er mit Hanna allein.

»Vor einer Stunde ist sie tot fortgetragen worden«

Nach diesem 30. Januar folgte ein entsetzlicher 10. Februar. Martin und ich betrauertem unsere junge Nichte Marliese Gerloff, meine einstige Schülerin, die an Tuberkulose gestorben war und am 10. 2. 1944 eingäschert wurde. Da dichtes Schneetreiben herrschte, glaubten wir, es würde ohne Angriff abgehen. Martin und ich trennten uns nach der Trauerfeier. Er wollte noch zu den betrübteten Eltern fahren, ich mit Liese in deren verwüsteter Wohnung Aufräumarbeiten vornehmen.

Da steckte in Lieses Briefkasten eine Karte ihrer Freundin Lori, sie möchte doch die Wäsche abholen, die sie gemeinsam waschen ließen. Sie hatte noch hinzugefügt, man könnte doch in dieser Zeit nicht die Verantwortung für fremde Sachen übernehmen. Und doch hatte gerade sie so fürsorglich Lieses echten Teppich aus dem Schutt geholt und mit einem Soldaten zusammen (Lieses Helfer, von der Ortsgruppe zur Verfügung gestellt) in ihre Wohnung getragen, weil es ihr so leid tat, das wertvolle Stück so unter den Trümmern verkommen zu lassen. Was uns nun begegnete, als Liese und ich die Wäsche abholen wollten, ist so unbeschreiblich schrecklich, daß man's kaum wiedergeben kann.

Von weitem sahen wir Menschengewimmel vor Lores Haus. Aus dem 1. Stock wurden Möbel herausgehievt, also: Angriff. Eine Dame mit einem Arm voll Kleidungsstücken kommt uns aus dem Haus entgegen. Liese fragt nach ihrer Freundin. Ein unsagbar trauriger Blick und die Frage: »Sind Sie verwandt?« Antwort: »Nein, befreundet.« »Vor einer Stunde ist sie tot fortgetragen worden, aber ihre Mutter liegt schwerverletzt im Krankenhaus.« Liese wurde totenbleich und konnte nicht sprechen. An Wäsche und Aufräumen war kein Gedanke. Der nächste Weg führte uns zu der Mutter. Sie lag mit vielen anderen Verletzten, Jungen und Alten, in einem Keller-raum des Marienstiftes. Man hatte ihr gesagt, ihre Tochter wäre am Fuß verletzt und könne im Augenblick nicht zu ihr kommen. Wahrscheinlich sollte das der letzte Trost der sterbenden Mutter sein. Wir ließen sie in dem Glauben. Aber das Schicksal ist unbegreiflich. Sie starb nicht, sondern genas nach langen

Wochen, die sie bei einer anderen Tochter auf dem Lande verlebte. Wie sie sich abgefunden hat - wir wissen's nicht. Ein Schwiegersohn von ihr holte Lieses Teppich und die Wäsche unter Kletterkunststücken aus den Trümmern, von Liese begleitet. Dieser Teppich wurde später in Seesen gestohlen. Liese hatte ihn auf einem von der Post zur Verfügung gestellten Wagen zu Verwandten in Seesen gebracht. Und die gerettete Wäsche? Sie gehörte größtenteils Wredes und verbrannte bei einem Bombenangriff auf Clausthal, wo ja Robert mit der schwerkranken Lina Schutz vor Angriffen auf Braunschweig gesucht hatten.

»Kein Begriff von solchem Erleben«

Eines Tages, als Liese einmal wieder bei uns in Kralenriede war, ging auf dem Exerzierplatz hinter unserem Haus - heute Siedlung Sandwüste - eine Luftmine herunter und verursachte in unserem Haus einen wahren Höllenreigen von Krach, Splittern und Poltern, daß Liese uns das Versprechen abnahm, in Zukunft bei Alarm sofort in den Bunker zu gehen und nicht in dem leichtgebauten Haus zu bleiben. Seitdem aber ging's fast pausenlos täglich in den Bunker, aber wie?

Meistens waren die Angriffe abends oder nachts. Dann setzten wir unseren so schwerbehinderten »Vati« auf den Handwagen, die Koffer daneben, einer zog, der andere schob, und dann ging's in die schwarze Nacht hinaus. Der Schreberweg war damals noch ein Feldweg. Nach Regen oder bei Schneetreiben war es ein Abenteuer, in der Dunkelheit voranzukommen, besonders, da uns aus den Gefangenenlagern Hunderte von Kriegsgefangenen entgegenströmten, die ja nicht den Bunker benutzen durften und nun ins Freie flüchteten, um in ihren Baracken nicht zu verbrennen.

Wer so etwas nicht miterlebt hat, kann sich keinen Begriff von solchem Erleben machen. War tagsüber Angriff, so raste ich von der Schule nach Haus, dann aber radelte Martin zum Bunker, und wir besorgten das Gepäck.

Drei Riesentrichter im Garten

Im Juni 1944 wurde Diethelm mit dem Wilhelmgymnasium evakuiert, glücklicherweise nach Zellerfeld, also nicht weit von Lina und Robert.

Der Abschied war schmerzlich, und doch waren wir froh, ihn in Sicherheit zu wissen. Er wollte auch immer nicht im Bunker eingesperrt sein, blieb oft draußen und fand in der Nähe des Bunkers einen Herrn, der auch bunkerfeindlich war. Sie beobachteten das Ausklinken der feindlichen Bomben. Uns war das gar nicht recht, und so bedeutete der Abschied zugleich Kummer und Erleichterung.

Uns war es gelungen, durch einen Herrn in der Nimo (Niedersächsische Motorenwerke) einen Wagen zu bekommen, der wenigstens einige Möbel und unser Eßzimmer nach Hahausen, meiner Heimat, brachte. Die Gefahr des Angriffs auf unsere Häuser durch die Nähe der Nimo wurde immer drohender, und so hatten wir denn am 5. August die erste Bescherung, nachdem unser Nachbar Fricke bereits ausgebombt war.

Wir fanden bei unserer Rückkehr aus dem Bunker drei Riesentrichter im Garten, so daß wir kaum die Gartenpforte öffnen konnten. Das Dach war zum Teil abgedeckt und fast alle Fenster in Scherben. Der Vater eines Schülers von mir half rührenderweise, das Dach auszuflicken, und mit Pappe statt Glas in den Fenstern halfen wir uns gegen Wind- und Wetterunbill. Das ganz große Unglück, die totale Zerstörung unseres lieben Häuschens traf uns am 24. August 1944. Dieses erschütternde Erlebnis hat meine Lieseschwester so dramatisch geschildert, daß ich hier die Feder aus der Hand lege und sie zu Wort kommen lasse:

**»O, du Schurke, der du uns dies
eingebrockt hast, wie ich dich
hasse«**

»24. 8. 1944 Gerloffs Haus zerstört.

Ich hatte früh von 7-13 Uhr Dienst. Gleich nach dem Frühstück war eine Unruhe unter der Belegschaft. Viele Beamtinnen holten sich ihre Garderobe aus den Schränken, die eine Etage höher untergebracht waren. Es waren unheimlich viele Verbände schwerer Bomber des Feindes eingeflogen. Jeden Augenblick erwarteten wir das Geheul der Sirenen - und richtig, 10.25 Alarm ...!!!

Ich hatte Hauptaufsichtsdienst im Ausweichsamt im Keller. Voller Unruhe prüfte ich meine Leitungen. Mit halbem Ohr war ich immer im Ortsamt, wo die Meldungen der Warnzentren entgegengenommen wurden. Und

da hörte ich dann wiederholt den Namen »Nimo«. Ein kalter Schauer ging mir über den Rücken. Nimo, das war gleichzeitig Haide. Ich zitterte dermaßen vor Aufregung, daß ich meine Hände festhalten mußte. Auch Emmi Ehrlichs Sperenzchen, die mich oft sonst wohl schon abgelenkt hatten, verfehlten heute ihre Wirkung. Mir schwirrte nur der Kopf: »Nimo - Bomben - Haide«.

Wir vernahmen heute die Bombeneinschläge nicht ganz so stark als sonst schon öfter. Mit aller Gewalt riß ich mich zusammen, daß ich nur das Notwendigste im Dienst wahrnahm. Da kam Emmi Witte zu mir und sagte: »Liese, du mußt gleich nach der Kralenriede fahren, draußen ist Gefahr. Ich saß im Luftschutzkeller unter der »Börse« und mit mir ein kleiner Telegrammbesteller, der ist nach Hause gerufen worden - der wohnt nämlich draußen in der Siedlung, es stünde dort alles in Flammen.« Ich konnte mich kaum aufrecht halten bei dieser Nachricht, trat dann meinen Dienst an Lisi Buch ab und sauste mit meinem Rade nach Kralenriede, obgleich noch nicht einmal Vorentwarnung gewesen war. Ich fuhr in den wundervollen Sommertag hinein - wie die Feuerwehr, immer den dick vor mir aufsteigenden Rauchwolken im Norden entgegen. Ich fuhr und fuhr. Nie erschien mir der Weg so lang wie heute.

Als ich nach dem Steinriedendamm kam, sah ich den kleinen Maulesel, ein niedliches Tier, das ich so oft vor einem kleinen Wagen bewundert hatte, auf der Erde liegen. Blut strömte aus Maul und Nase, es war von einem Bombensplitter getroffen worden. Mein Herz drehte sich um vor Mitleid. Arme, unschuldige Kreatur, auch du mußt leiden, gänzlich unverdient! Und dann dachte ich an meine liebsten Menschen - wenn sie nur am Leben sind! Ich fuhr weiter durch die Siedlung, hinten herum durch den Waldweg ging es nicht, ein Riesentrichter versperrte den Weg. Auch vor dem Bunker ein großer Trichter. Hier hatten sie ja gut gehaust. Ich schlängelte mich um ihn herum. Als ich an den Turm (Transistorenhäuschen) kam, sah ich nichts als Flammen und Rauch- und Trümmer. Sämtliche Baracken, der Schandfleck der ganzen Gegend, waren abgebrannt. Und bei Gerloffs - das liebe, vertraute Haus - ein Flammenmeer.

Es würgte mir etwas im Halse, dann aber schrie ich meinen Schmerz laut in die Gegend »O, du Schurke, der du uns dies eingebrockt hast, wie ich dich hasse, hasse, hasse ... Wehe,

wehe, wenn deine Stunde, die Stunde der Abrechnung kommt!!!

»Einen Augenblick setzte mein Herzschlag aus«

Am Feuerteich hielt eine Feuerwehr, aber leider nur für das Werk. Als ich an das Grundstück herangekommen war, fand ich Herrn Zillmer und einen jungen Menschen dort vor, die schon am Werk waren, zu retten, was noch zu retten war. Wahllös schleiften sie den Hausrat heraus aus dem an allen Ecken brennenden Haus. Der ganze Rasen stand voll Geschirr. Ich raste herum mit 2 Eimern und schaffte Wasser zum Löschen heran, aber was sind 2 Regentonnen, ein großer Wasserbottich und eine Badewanne voll gegen Phosphorbomben?! Als das Wasser verbraucht war, rannte ich mit 2 Eimern zum Feuerteich, um neue Zufuhr zu holen, aber auch da hatte ich keinen Erfolg. Die Feuerwehrleute boten mir an, den Eimer unter eine defekte Stelle im Schlauch zu halten - der reinste Hohn! Da sah ich drei Feuerlöschzüge heranrücken. Ich schöpfte neue Hoffnung; aber auch die trog. Sie hielten zwar vor unserem Grundstück, aber sie dachten nicht daran, auch nur einen kleinen Schlauch in die Flammen zu halten, obgleich ich sie kniefällig darum bat. Nicht einmal eine Antwort gaben sie mir auf mein ängstliches Bitten um Hilfe. Achselzuckend fuhren sie wieder ab. Ich traute meinen Augen kaum - hatten sie nun (wie so oft vorher schon) keinen Einsatzbefehl oder kein Wasser? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich in tiefster Verzweiflung zurückblieb.

Nun war ich wohl schon über eine Stunde hier, und immer waren Gerloffs noch nicht zurück aus dem Bunker. Ich hatte bis jetzt noch keine Entwarnung gehört - oder hatte ich's in meiner Aufregung überhört? Da zuckte mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf - wie - wenn Gerloffs gar nicht in den Bunker gegangen waren? Das Feuer war ja bis in den Keller gedrungen. Wehe, wenn sie womöglich in diesem Keller geblieben waren! Einen Augenblick setzte mein Herzschlag aus bei diesem Gedanken. Und dann stürmte ich zur Siedlung, um Gerloffs zu suchen - nur erst Gewißheit haben!! Von Eilers erfuhr ich, daß sie zum Bunker gegangen waren und erst vor kurzer Zeit Entwarnung gewesen war. Im Galopp lief ich zurück. Da sah ich vor mir auf dem Wege Haide. Frau Franz führte ihr Rad

mit dem Luftschutzgepäck. Sie selbst, wurde von 2 Frauen geführt. Schlaff hingen ihr die Arme am Körper herunter - und diese Augen - diese trostlosen Augen; nie werde ich diesen Anblick vergessen. Stumm schlang ich meine Arme um die geliebte Gestalt. Sagen konnte ich nichts ... was sollen auch Worte? Das Verhängnis, das unglückselige, schon lange befürchtete, nun war es da ...

»Es war einfach trostlos«

Zu Hause angekommen, drückte ich sie erst mal auf das unter dem Fliederbusch stehende Sofa. Ihr zitterten die Knie, Martin saß daneben in stummem Grauen. Dann kam Herr Hügel, dem es nun mit seiner energischen Art endlich gelungen war einen Schlauch der Feuerwehr und einige Leute heranzuschaffen. Das Wasser zischte in die Flammen hinein - doch zu spät! Die Decken kamen bereits herunter. Beinahe hätte mich ein brennender herunterstürzender Balken erschlagen. Wir hoben gerade eine Kommode aus dem Fenster des Wohnzimmers. Gerade waren wir einen Schritt vom Hause weg, als der Balken genau auf die Stelle fiel, wo wir vor Sekunden noch gestanden hatten. Auch an die armen Kaninchen hatte ich erst gedacht, nachdem ich schon eine geraume Zeit da war. Mit dem jungen Begleiter Herrn Zillmers ging ich an die brennenden Boxen und holte die verängstigten Tiere heraus. Eins hatte gerade am Tage vorher Junge bekommen, wir brachten sie dann zum Nachbarn Damrow.

Inzwischen war dann ein Hilfstrupp eingetroffen, auch aus der Siedlung war Hilfe gekommen. Wir holten nun alles, was irgendwie möglich war, aus dem Erdgeschoß heraus. Sogar das Klavier und den Elektroherd haben wir noch herausbekommen, aber, was im Obergeschoß stand, ist restlos in den Flammen umgekommen: die Betten alle, Martins schönes Zimmer mit dem Ecksofa und dem schweren Sessel, Bücherschrank, Schreib- und Schachtisch, eine wundervolle antike Kommode, alle Kleiderschränke, die schönen Sessel im Fremdenzimmer, die Liege und, was am allerschmerzlichsten war, die Nähmaschine ... Es ist einfach trostlos.

Später gingen wir dann in den Garten, wenigstens, was ehemals Garten gewesen war, jetzt war es nur noch eine Wüste (3 Riesentrichter). Wir hatten schwere eiserne Munitionskisten gekauft und die besten Sachen, wie

gute Wäsche, wertvolle Bücher, Fotoapparate, Fotoalben und meine mühsam seit 1919 zusammengestellte Ahnensammlung mit mindestens 40 Urkunden, meine Tagebücher vom 1. Weltkrieg usw. da hineinverstaubt, in dem guten Glauben, daß es darin wohl sicher sei; denn, wenn die Kisten, die mehrere Zentner wogen, wirklich von einer Bombe hochgeschleudert oder begraben würden, so hofften wir doch immerhin, den Inhalt wiederzufinden. Diese Hoffnung hatte uns gänzlich betrogen; der gesamte Inhalt war verkohlt - nichts als glühende Asche fanden wir vor.

Es war auch zuviel gewesen, ein »Bombenteppich« mit Brandbomben, deren Phosphorstrahlen Stichflammen von mehreren Metern hatten. Wir sahen ja am Nachmittag diese Strahlenbomben auf dem Exerzierplatz hinter unserem Haus explodieren. Die Kisten hatten wir verstreut im Garten aufgestellt. Die Bomben sollen so dicht gefallen sein, daß auf 1 qm Land eine Bombe kam. Es ist auch nichts übriggeblieben - das Gartenhaus, der Schuppen, die ganze Planke um das einen Morgen große Grundstück. Die Garage steht zwar noch, aber die Decke ist herunter, die Wände sind schief und wackeln. Na - kurzum, Verderben an allen Ecken. Die Waldecke am Gartenhaus mit der Trauerweide und den wundervollen Kiefern - alles ein Raub der Flammen ...

»Die Verwandten dort konnten nichts mehr unterbringen«

Auf dem Pferdewagen haben wir dann die geretteten Sachen zu Pastors nach Querum in die Pfarre gebracht. Wir selbst blieben alle vier bei Eilers, die wirklich herzlich und gut zu uns waren. Am nächsten Tag ging ich nicht zum Dienst, ich half noch den ganzen Tag draußen, allerhand Sachen in der Garage unterzubringen.

An diesem Tage kam Herr Hügel noch einmal und bot Gerloffs ein Einfamilienhaus zur Hälfte, 2½ Zimmer, zum Wohnen an. Ich hatte ja eigentlich damit gerechnet, daß sie zu mir zum Andreeplatz kommen würden. Erstens - wären wir dann zusammen gewesen, und das ewige Gehetze mit den Wegen wäre weggefallen, zweitens hätte ich mir nicht mehr so große Sorgen um die Wohnung Andreeplatz zu machen brauchen, daß man mir evtl. noch Fremde da hineinsetzt. Also leider wurde das nun nichts. Ein paar eigene Sachen nahmen Gerloffs nach dem Max-Schrader-Weg in Glies-

marode mit. Das Eßzimmer, wenigstens Buffet, Kredenz und Tisch sowie drei Betten, einen Kleiderschrank, eine Kommode und ein paar Stühle hatte Haide auf mein dringendes Anraten nach Hahausen ausgelagert, leider durch die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt). Die Verwandten dort konnten nichts mehr unterbringen, die hatten alle die Häuser voll Evakuierter.«

Darstellung des Unglücks in einem Brief an den Sohn Diethelm:

»Braunschweig, d. 26. 8. 44

Mein herzlieber Junge,

nun sei tapfer und stark! Unser Haus ist abgebrannt und damit die gesamte Einrichtung des Obergeschosses, also auch Dein liebes Zimmerchen, in dem mich jeden Morgen das von Dir gemalte Bild an der Wandtafel grüßte, unsere sämtlichen Bücher in der Bücherbutze und auch der Inhalt der drei eisernen Munitionskisten am Gartenhaus, worin meine beste Wäsche und alle Photoalben, Kunstblätter, wertvolle Werke waren, weil wir glaubten, alles sei dort sicherer als im Haus, und im Keller wurde doch alles stockig und schimmelig. Die Hühner und Küken sind bis auf 2 tot, von den Kaninchen war gerade eine Mutter von 6 Kleinen geworden, eins ist entweder verbrannt oder weggelaufen, 3 haben wir bei Weschkes in der Siedlung untergebracht. Vatis Wagen ist noch heil, aber sonst sieht es natürlich trostlos aus. Das Haus fängt immer wieder an zu brennen. Ganze Bündel von Brandbomben sind heruntergekommen, so daß das Treppenhaus gleich Feuer gefangen hat und (dies) sich bis zum Keller durchgefressen hat. Auch im Keller hatten wir Verluste, mancherlei ist aber gerettet worden.

Mein Herzensjunge - wir wollten Dir später ein schönes Heim hinterlassen, nun sind wir alle heimatlos geworden. Auch der Garten ist eine schreckliche Wüste, und doch dürfen wir nicht verzagen. Gottes Wege sind manchmal sonderbar; aber wir müssen ihm dennoch vertrauen und an seine Hilfe glauben.

Im Augenblick sind wir noch bei Eilers, die uns sofort 2 Zimmer zur Verfügung gestellt haben. Unsere geretteten Sachen sind bei Ernestis in Querum, und unser Heim wird wahrscheinlich nach Gliesmarode verlegt werden. Da hat Herr Hügel uns in einem hübschen Ein-

familienhaus 3 Zimmer und Küchenbenutzung besorgt. Die Inhaberin ist verreist, so daß wir unter uns sind. Wir wollen trotz allem Schweren dankbar dafür sein. Der Umzug wird natürlich noch seine Schwierigkeiten haben. Heute Nachmittag fahren Vati und ich zur Besichtigung. Du bekommst sofort Nachricht. Eben ist wieder Alarm - nachher Fortsetzung!

Mein schönes Briefpapier ist mit verbrannt; darum nehme ich diesen Bogen (aus einem alten Lehrbericht). Soeben wurde mir im Bunker Dein Brief überreicht ...

Mach uns Freude, Junge! Wir brauchen sie wie Medizin und gerade von Dir! Viel kann ich Dir nicht mehr erzählen. Wir müssen tüchtig arbeiten, um unseren Umzug zu bewältigen. Du tust gut, vorläufig noch an Herrn Bäckermeister Eilers zu adressieren, wenn Du uns schreibst. Die neue Anschrift kommt sofort, wenn wir in Gliesmarode Fuß gefaßt haben. Tröste Tante Lina, die sicher sehr, sehr traurig über den Verlust unseres reizenden Hauses ist.

Wenn ich nur die Erinnerungsbilder noch hätte. Es waren so schöne Aufnahmen! Aber alles Wenn und Aber nützt nichts, und man muß sich an Schillers Worte halten: »Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, lerne den Schmerz!«

Zum Rezitieren werde ich nun nicht zu Euch kommen. Meine besten Bücher sind verbrannt, und ich bin auch nicht in der Stimmung. Wie kamst Du auf den Gedanken, daß ich am vorigen Sonntag kommen wollte? Wir hatten doch vom zweiten Angriff noch allershand zu tun. Eben habe ich noch gar nichts zum Anziehen, weil alles angesengt ist im Keller, aber es wird sich zum 3. September schon etwas finden.

Nun nimm alle Kraft zusammen und versuche den harten Schicksalsschlag zu überwinden! Wir alle grüßen Dich, besonders zärtlich Deine Mutti.«

Intermezzo

So waren wir nun dank der Hilfe unseres Freundes Hügel in Gliesmarode als Ausgebombte untergebracht. Der Besitzer des Einfamilienhauses war als Beamter abkommandiert nach der holländischen Grenze und hatte sein Haus an einen Fabrikdirektor vermietet. Der wollte dem Braunschweiger Bombenterror entgehen und hielt sich darum fast

ausschließlich in einem Zweigwerk in Bromberg auf. Seine Mutter hatte er mit den Möbeln nach Berchtesgaden geschickt, wo er ein Sommerhaus besaß. Dieser feine Herr brachte es fertig, bei einem Kurzurlaub sich von uns aus mitgebrachtem fetten Speck delikate Bratkartoffeln bereiten zu lassen, ohne zu überlegen, daß wir sozusagen Bettler waren. Wir durften ihm zusehen, wie gut es ihm schmeckte. Mit der Anweisung, wir möchten ihm die in seinem Garten geernteten Äpfel nach Bromberg schicken, reiste er ab. Erst nachdem die Russen ihn vertrieben hatten, sahen wir ihn wieder, also nach Kriegsschluß im Frühjahr 1945. Er besaß die Unverschämtheit zu behaupten, in einem Schrank, den wir nur von außen kannten, habe eine große Flasche Schnaps gestanden, die sei verschwunden. Ausgerechnet uns Antialkoholikern erzählte er das. Drei ebenfalls angeblich verschwundene Matratzen fanden sich in einem von seiner Frau selbst zerschusselten Wirrwarr. So wird auch wohl der Schnaps wieder aufgetaucht sein.

Mein eiskalter Abschied, als sie gingen, ist ihm aber doch an die Nerven gegangen. Er hat Martin gegenüber seine Verwunderung geäußert. Mir hatte es gereicht. Voller Bitterkeit denke ich heute noch an diese Entwürdigung.

Unser Exil Gliesmarode hatte ja unmittelbar nichts mit der Ruine unseres Wungardhauses zu tun, und doch gab es so mancherlei Verflechtungen hin und her, und gerade fielen in diese 5 Jahre der Abwesenheit von unserem Heim die tiefgreifendsten, erschütterndsten Katastrophen, daß ich sie nicht einfach übergehen kann. Unsere schöne alte und so geliebte Heimatstadt wurde 1944 vernichtet, und unser Vaterland sank 1945 in den tiefsten Abgrund. Millionen von Flüchtlingen bevölkerten die durch Trümmer gekennzeichneten Stätten ehemaliger deutscher Kultur. Tod und namenloses Elend folgte den Spuren eines gewissenlos vom Zaun gebrochenen Krieges. Nie wird man erfahren, wie viele Opfer die Ostsee verschlungen hat, wie viele Tote am Wege liegen geblieben sind, wie viele verzweifelte Gejagte ihr Leben freiwillig beendeten, weil dieses Leben eine Hölle war. Nein, diese 5 Jahre haben abgesehen von unserem persönlichen Schicksal, eine für kommende Generationen unvorstellbare Umwälzung gebracht. Unser eigener Lebenslauf erscheint daneben klein und unwichtig. Und doch mußte man Weiterleben, es ging um die nackte Existenz.

Meine größte Sorge galt meinem Martin. Wohin sollte sich der arme, schwerbehinderte Mensch verkriechen, wenn, wie 1944 täglich, die Bomben krachten? Das Haus war völlig schutzlos. Weder die üblichen Steinplattenstapel noch Sandsäcke bewahrten die halb aus der Erde ragenden Kellerfenster vor Splittern, von Bomben gar nicht zu reden. Weit und breit war kein Bunker. Sogar gesunde Menschen hätten 20 Minuten zu gehen gehabt bis zum nächsten Bunker. Da entdeckte ich, daß unser Nachbar, ein Architekt, einen Privatbunker kleinsten Stils gebaut hatte. Meine Bitte um Aufnahme wurde zunächst glatt abgelehnt, als er hörte, daß drei neue Nachbarn eingezogen waren. Aber ich wollte doch nur für Martin eine Zuflucht suchen. Wir Gesunden hätten uns schon helfen können.

Als der Gebetene die näheren Umstände begriff, namentlich nach dem verheerenden Großangriff auf Braunschweig, gab er aber doch die Erlaubnis, daß Martin im Bunker Schutz suchen durfte. Hannali und ich durften uns im Vorraum aufhalten. Häufig war aber unsere Liese bei uns. Dann kletterten wir die Eisenbahnböschung der Bahnlinie Braunschweig-Gifhorn hinunter, überquerten die Schienen, stiegen an der anderen Seite hinauf und gingen in den Nußbergstollen. Da hatte man auch schon einen kleinen Vorgeschmack der Hölle. Aufgeregte, lärmende und scheltende Menschen, die mit Rucksäcken, Koffern und Krimskrams wie Bücklinge zusammengepfercht waren. Der Mief war furchtbar. Im Kralenrieder Bunker hatten wir unsere festen Plätze gehabt. Hier war kaum Atemluft vorhanden. Nach 4 Stunden Alarm trank man die frische Luft draußen wie Nektar und war froh, daß man noch einmal davongekommen war.

»Das war Hitlers Schule, die Lehre vom deutschen Edelmenschen«

Martin war schon vor der Zerstörung unseres Hauses an die Querumer Straße versetzt worden und zwar auf unsere Bitte. Er war ja an der Nibelungenschule tätig. Da wurden dort der Bomben wegen alle Schulkinder evakuiert, nur die Schulanfänger sollten erst einmal gesammelt werden und wenigstens den Anfangsunterricht haben. Es wurden 2 Klassen eingerichtet. Da man mit dem kleinen Volk doch auch einmal im Freien spielen muß, Martin aber körperlich gar nicht dazu imstande war, kamen wir auf den Gedanken, miteinan-

der zu tauschen. So ging ich zur Nibelungenschule.

Für Martin war nun neuerdings Querum in doppelter Hinsicht günstig, einmal des wesentlich kürzeren Schulwegs Querum-Gliesmarode wegen, und dann konnte er, da Querum auf halbem Wege zwischen Gliesmarode und Kralenriede liegt, gelegentlich unser Grundstück aufsuchen, um nach dem Rechten zu sehen. Wir hatten in der Garage und im Radschuppen einige gerettete Sachen untergebracht; aber jedes Mal, wenn wir nachsahen, fanden wir aufgebrochene Türen und stellten fest, daß wir mal wieder um einige Kleinigkeiten ärmer geworden waren. Einmal schrieb uns Frau Fricke, daß Soldaten auf unserem Grundstück Feuer gemacht hätten. Ja, da sahen wir die Bescherung. Sie hatten aus den Trümmern den Eisenofen aus Diethelms Zimmer herausgebuddelt, mehrere Bretter aus unserem in der Garage abgestellten Küchenschrank zum Anheizen benutzt und aus dem durch Steinbrocken fast unzugänglich gewordenen Keller Eierkohlen gefischt. Wir aber hatten wenig Verständnis für diese Art, sich auf Kosten anderer zu wärmen. Durch die Umsicht unserer Nachbarin erfuhren wir auch den Namen des Majors, dem die Soldaten unterstellt waren. Ich rief ihn persönlich an und bekam zur Antwort: »Ein deutscher Soldat tut so etwas nicht!« Das war Hitlers Schule, die Lehre vom deutschen Edelmenschen; die haben wir noch oft zu spüren bekommen. Von unseren geretteten Sachen haben wir in Kralenriede kaum mehr etwas vorgefunden.

»Gott, wo bist du? Willst du uns richten?«

Aber was bedeuteten diese Verluste gegenüber der fürchterlichen Verheerung unserer Vaterstadt in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober 1944. Ich lege hier einmal wieder die Feder aus der Hand und lasse meine Schwester Liese zu Wort kommen. In ihrem Tagebuch steht es so:

»15. Oktober 1944:

Tausendstimmig

Und abertausendstimmig

Klagt und schreit es empor:

»Herr, erbarme dich unser!

Siehe: Tausendfältig

Und abertausendfältig

Drückt des Daseins Not uns,

Zerfleischt uns unerbittlichen Schwunges
 Des Kriegs Geißel.
 Ende, o, ende unsere Qual!« -
 Aber ungehört
 Verhallt der himmelstürmende Aufschrei.
 Nieder scheint gleichgültig die Sonne,
 Leben weckend.
 Befruchtender Regen fällt.
 Die Saaten grünen.
 Es blühen die Bäume und tragen Früchte -
 Und Ernte um Ernte ... nähret die Qual -
 Herr, erbarme Dich unser!
 Herr, erbarme Dich unser!«

Haben wir je so inbrünstig gebetet wie in dieser schicksalsschweren Zeit? Gott, wo bist Du??? Willst Du uns richten? - Haben wir dieses furchtbare, dieses grauenhafte Schicksal verdient?

Was taten wir? Was taten wir, daß Du es zuläßt, daß ein verschwindend kleiner Teil der Menschheit es fertig bringt, uns an - nein - in den Abgrund zu führen? Aber immer ruft es: »Jeder verdient das Schicksal, das er erlebt.«

Wo war in Deutschland der Glaube an etwas Höheres geblieben? Es gab nur einen Glauben, den Glauben an sich, seine Vorteile, seinen Gewinn. Kalt und hart waren wir. Nächstenliebe war verpönt - als Weichheit und Schlappeheit, als Schwäche wurde sie ausgelegt. Wo ist die deutsche tiefe Seele??? Getötet, ach, getötet, gleich wie der Leib von Tausenden täglich getötet wird, draußen an der Front und drinnen. Dieser Krieg ist das Allerschrecklichste, das je ein Mensch erleben konnte. Nicht nur das junge Blut wird draußen verspritzt, nein, ganze Familien werden in der Heimat durch Bomben ausgerottet oder auseinandergerissen. Der 30-jährige Krieg war schlimm und böse, aber ein Kinderspiel gegen das Erleben von 1939 - 45.

»Und es kam so, nur viel schrecklicher«

Am 14. Oktober war Besuchstag in Clausthal (Diethelm). Leider hatte ich am Sonnabend Dienst, so daß ich nicht mit Haide hinfahren konnte. Wir beschlossen, am Sonntag zu fahren und Diethelm nach Hahausen zu zitieren, dann konnten wir gleichzeitig Lina besuchen, würden also den Sonntag mit beiden zusammen verleben. Aber diesmal hatten wir die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne den Tommy gemacht. Haide kam am Sonnabend zu

mir. Sie holte mich um ½ 10 Uhr vom Amt ab und ging mit in meine Wohnung. Sie wollte bei mir schlafen; denn unser Zug fuhr am deren Morgen schon um ½ 4 Uhr. Da keine Straßenbahn so früh fuhr, hätte sie schon nachts von Gliesmarode fortgehen müssen - aus dem Grund blieb sie bei mir. Gegen 22 Uhr waren wir zu Haus. Wir aßen noch ein wenig und legten uns gegen ½ 11 Uhr ins Bett.

Wir waren noch nicht warm geworden, als die Sirene ertönte - Voralarm! Es war ½ 12 Uhr. Mißmutig standen wir auf, packten die Betten zusammen, schleppten alles in den Keller und blieben unten. Es dauerte aber nur eine halbe Stunde, dann kam die Vorentwarnung. Da ich glaubte, daß in dieser Nacht nichts mehr weiter kommen würde, war ich leichtsinnig genug, mich ganz auszuziehen, was wochenlang nicht vorgekommen war.

Gegen ½ 2 Uhr - Sirene, gleich Vollalarm!!! Nun hieß es in Eile wieder heraus aus den Betten. Das erste, was man tut, ist bei Alarm, daß man den Drahtfunk anstellt - und der meldete: Schnelle und schwere Kampfverbände im Raum Hannover-Braunschweig, die Spitze am Steinhuder Meer. Da konnten also die ersten schnellen Verbände innerhalb von 10 Minuten bei uns sein. Den Schlaf noch in den Augen, halb taumelnd vor Müdigkeit, so reißt man die Federbetten heraus und schleppt sie in den Keller. Der Korb mit Lebensmitteln und etwas Proviant für die Nacht stehen schon immer bereit.

Notdürftig gekämmt - Zeug angezogen - und hinunter in den kalten Keller. Nun würden wir wohl diese Nacht wieder kein Auge zu tun. Um ½ 3 Uhr hatten wir aufstehen wollen, nun brauchten wir uns wohl gar nicht mehr hinzulegen. Und es kam so, nur noch viel schrecklicher, als wir gedacht. Wir waren gerade erst ganz kurze Zeit unten, da fielen die ersten Bomben. Wie einem da zumute ist, kann man gar nicht beschreiben. Gleich nach den ersten Bombenwürfen ging das Licht aus. Nun hatten wir auch keine Rundfunkmeldungen mehr, und wir brauchten sie auch nicht. Wir spürten am eigenen Leibe, was los war. Ein Rollen und Krachen, ein Bersten und Splittern - Herr, erbarme Dich unser!!

Wir lagen - wie immer - auf dem Fußboden. Haide und ich hielten uns im Dunkeln dicht aneinander. Wir hatten uns fest an den Händen gefaßt. Und immer kamen neue Wellen schwerer Kampfflugzeuge. Bei jeder Deto-

nation zuckten wir zusammen. Unsere Gedanken waren an der Wabe in Gliesmarode bei Martin und Hanna. Was mochten die Ärmsten in dem kleinen Keller wohl ausstehen, der halb aus der Erde hervorsah, dessen Fenster nicht durch Erdanwürfe geschützt waren!

»Nun war es mit unserer Fassung zu Ende. Wir liefen und liefen«

Aber auch diese Schreckensstunde ging vorüber. Als es draußen schon eine Weile still geworden war, saßen wir noch immer wie gelähmt unter einem Alpdruck. Die Männer gingen hinaus, wir schlossen uns ihnen an. Zunächst ging jeder in seine Wohnung, um zu sehen, was für Schaden angerichtet worden war. Es war das übliche Bild. Schon die Kellertreppe und der Hausflur waren taghell erleuchtet von der brennenden Stadt. Wir persönlich hatten diesmal besonderes Glück gehabt, nicht einmal Fensterscheiben waren entzwei, nur die Verdunkelungen waren mitten durchgerissen. Aber die Stadt!!! Sie war eine einzige rote Glut, ein Flammenmeer - es war ein grausiger Anblick.

Haide und ich liefen nun erst einmal zu Westermann; denn wir hatten mit Hanna verabredet, dort zu telefonieren, wenn in der Nacht etwas kommen sollte. Aber leider gab's keine telefonische Verbindung, es war alles zerstört. Auf dem Rückweg zum Andreeplatz hatten wir den von unten bis oben brennenden Johanniskirchturm vor uns, ein schauerlich großartiger Anblick. Wir hasteten nun weiter, um so schnell wie möglich nach Gliesmarode zu kommen. Im Prinzenpark fragten wir die aus dem Nußbergstollen kommenden Leute, ob es an der Wabe auch brenne. Ja, alles stünde in Flammen, antworteten sie. Nun war es aber mit unserer Fassung zu Ende. Wir liefen und liefen - der Weg dünkte uns unendlich weit. Mit klopfendem Herzen und hängender Zunge erreichten wir die Höhe am Nußberg, von wo man einen Überblick über das ganze Tal hat. Erstarrt vor Schrecken blieben wir einen Augenblick wie angewurzelt stehen - war es möglich? - Die ganze Wabesiedlung ein Flammenmeer.

Haide war wie gelähmt, ihre Arme hingen schlaff am Körper herunter. Ich faßte ihre eine Hand und zog sie hinter mir her, wie man ein müdes Kind hinter sich herzieht. Die Hand, die ich in der meinen hielt, war eiskalt; ihre Zähne schlugen wie im Frost aufeinander, und ihre

Füße schlurrten nur so voreinander auf dem nachtfuchten Erdboden. Es war zwischen 3 und 4 Uhr nachts. Ein trockenes Schluchzen kam aus ihrer Kehle und abgerissene Worte, wie: »Martin, mein Martin, nun sehe ich dich nicht wieder! Wäre ich doch nicht fortgegangen!« Und dann blieb sie wieder stehen und sagte: »Laß uns hier auf der Wiese sitzen bleiben! Vielleicht sterben wir hier - nur nicht weiter in dieses Grauen! Ach, sterben, wie schön muß das sein - Martin, Martin!«

Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um sie vorwärtszubringen. Mich trieb es wie besessen. Nur erst Gewißheit haben - und Haide schauderte vor der Gewißheit. Ich tröstete sie immerfort, indem ich sagte: »Sieh, das ist ja gar nicht an der Wabe, das ist weiter weg«, obgleich ich im Inneren überzeugt war, daß ihr Haus mit zu den brennenden Gebäuden gehörte und ich auch nicht viel Glauben hatte, Martin und Hanna lebend vorzufinden.

So hatten wir den Reitweg hinter uns und kamen nun über die kleine Wabebrücke nach dem schönen Promenadenweg an der Wabe entlang. Als wir ihn zur Hälfte zurückgelegt hatten, sahen wir nun zum erstenmal klar. Der Weg stand!! Nicht hier waren die brennenden Häuser, sondern in der Parallelstraße. Befreit atmeten wir auf, und den Rest des Weges legten wir im Galopp zurück. Woher ich an diesem Abend die Kräfte genommen habe - ich weiß es nicht -, aber als wir ins Haus kamen und die beiden unverseht vorfanden, als Martin und Haide sich in die Arme sanken und ich Hanna umschlungen hatte, da löste sich auch in mir ein Tränenstrom - die Spannung der letzten grauenhaften Stunden.

»Der Weg zum Amt war furchtbar und grauenhaft«

Lautlos und still saßen wir vier auf der Liege. Die Stille wurde nur unterbrochen, wenn Detonationen von Blindgängern erfolgten, was sehr oft geschah. Wie durch ein Wunder waren wir auf dem Weg zur Wabe behütet worden; denn alle Augenblicke knallte es wie verrückt. Und nun hielten wir uns an den Händen, und jeder hielt Zwiesprache mit dem, der uns vor dem Ärgsten bewahrt hatte. Wir hatten uns lebend - das war ja alles; alles!

Nachdem wir uns dann ein bißchen gesammelt hatten, fragte ich Hanna, ob man in der Nachbarschaft noch helfen könne. Sie ver-

neinte, sie hatte gleich nach dem Angriff geholfen, Wasser zu tragen. Das Feuer in der Nachbarschaft war eingedämmt. Wohl mußte eine Brandwache dort bleiben, aber die stellten die Hausbesitzer meist selbst. Und die Häuser in der Parallelstraße waren ohnehin der Vernichtung geweiht; es waren Holzhäuser und nicht zu retten. Allmählich waren auch wir soweit, daß Martin erzählen konnte, wo und wie sie den Angriff überlebt hatten. Tatsächlich waren sie in dem kleinen Keller gewesen, und wie ein Wunder war's, daß sie verschont geblieben.

Da wir alle auf dem Nullpunkt angekommen waren, legten wir uns völlig erschöpft erst einmal ein bißchen auf die Liegen und Betten. Wir hatten ja Folterqualen ausgestanden. Nach und nach ebte die Erregung ab. Nun mußte ich zum Amt. Schon unterwegs erfuhr ich, daß es getroffen worden war. Gott sei uns gnädig! Meine armen Kolleginnen! Hoffentlich ist ihnen nichts passiert! Der Weg zum Amt war furchtbar und grauenhaft. Die Leonhardstraße war ja von vorhergehenden Angriffen schon ziemlich zerstört. Aber von der Leonhardbrücke an – schauerlich! – Die Ritterstraße, der Klint, die Langedammstraße, Stobenstraße, Bohlweg, Damm, Schöppenstedter Straße, Mauernstraße, Wilhelmstraße, Ritterbrunnen, kurz, die ganze Innenstadt ist zerstört, auch alle Kulturdenkmäler, der Altstadtmarkt mit dem Gewandhaus, das Stechinellihaus, das Mummehaus, die Alte Waage, der Flohwinkel. Man kann vom Neuen Petritor bis zum Altstadtmarkt sehen. Die ganze Innenstadt bis zu den Wällen, diese mit einbegriffen, ein einziges Trümmerfeld.

»Ihr Vater ... nicht wieder herausgekommen«

Als ich im Amt ankam, bestätigte sich das unterwegs Gehörte. Das alte Reichsbankgebäude war ausgebrannt und auch unser Fernamt. Nun hausen wir im Keller. Ich bin dann bis zum Mittag im Amt geblieben. Das Ortsamt stand unter Wasser, von der Feuerwehr, die noch tätig war, alle Pumpen arbeiteten. Wir fegten dann das Wasser aus dem Saal. Hier machte ich auch wieder meine Studien. G. W., diese Hundertprozentige, rührte nichts an. War sie immer noch zu vornehm trotz des großen E-lands ringsum?

Im Laufe des Vormittags kamen einige Kolleginnen, die ausgebombt waren. Man hör-

te die schauerlichsten Berichte. Walter Bocks Haus an der Sidonienstraße war von einer Luftmine getroffen worden. Das Haus war buchstäblich von seinem Platz hinweg geweht worden. Seine Frau, unsere ehemalige Kollegin – Bertchen Wesche – tot unter den Trümmern und mit ihr ihre Töchter, Zwillinge, zwei 15-jährige Mädchen. Das ist ganz furchtbar. Noch hat man sie nicht gefunden. Walter Bock ist selbst dabei, sie zu suchen und aus dem Schutt zu bergen. Eine von unseren Frauen war mit ihrem Kind im Bunker an der Alten Waage gewesen. Sie kam erst am Sonntag gegen Mittag heraus. Ein Feuersturm empfing sie draußen und drohte sie umzuwerfen. Unsere Feuerwehr, die Spalier stand und die aus dem Bunker kommenden Leute mit Wasser bespritzte, ermöglichten auch dieser kleinen Frau den Durchgang und bewirkte ihre Rettung vor den Flammen.

Eine junge Kollegin, Fr. B., kam und bat, wieder gehen zu dürfen (wir hatten ja Werktagdienst heute am Sonntag). Ihr Vater sei, aus dem Bunker gekommen, noch mal in seine brennende Werkstatt gegangen und nicht wieder herausgekommen. – Er sei verbrannt. Frau Fröling von der Niederdeutschen Volksbühne ist auch bei der Katastrophe umgekommen. Sie wollte noch etwas aus der brennenden Wohnung holen – und ist unter den brennend zusammenstürzenden Mauern begraben. Und so könnte ich noch eine ganze Reihe anführen, die unter den Trümmern liegen. Und die unendlich vielen Obdachlosen!!

»Der ausgestandene Schrecken war so furchtbar«

Ich fuhr am 16. 10. dann vor das Petritor, um zu sehen, wie es unserer Schwägerin Anna ergangen war. Sie war einigermaßen abgekommen. Aber unser ehemaliges Haus, Rudolfstraße 10, ist bis zum Erdgeschoß herunter vernichtet. Brand- und Sprengbomben haben hier ihr Werk verrichtet. Grete Kunze stand weinend auf dem Trümmerhaufen und klagte, daß sie nichts, auch nichts mehr ihr Eigen nenne als das, was sie auf dem Leibe trägt. Ihre armen alten Eltern tun mir so unendlich leid. Frau Strucke ist bei ihren Eltern in der Sophienstraße untergekommen. Ich besuchte sie später, und sie erzählte mir, wie sie nur mit aller größter Anstrengung aus dem Keller befreit werden konnten. Struckes haben auch alles restlos verloren.

Dank an Käthe Fenner

Zu ihrem dreißigjährigen Bühnenjubiläum

Liebe Käthe Fenner, zürnen Sie mir nicht, ob meiner vertraulichen Anrede, aber die Verehrung Ihrer Persönlichkeit und die Hochachtung vor Ihren künstlerischen Leistungen dulden kein unnötiges Wort. Gern habe ich geknarrt an Ihrer Flur für geflingelt, um mit Ihnen über Ihre dreißigjährige Wirksamkeit an unserm Staatstheater zu plaudern, und gern habe ich gelauscht, als Sie von Ihrem Werdegang und von Ihrer vielfältigen Arbeit sprachen. Sie taten es mit bezwingender Natürlichkeit und herzerquickender Freude, die stets Ihren Operngestalten zu überzeugendem Leben verhalfen, aber auch mit der Klugheit einer gütigen Frau, die unbeirrt vom Lärm des Tages ihres Wegs gewandert ist.

Dieser Weg begann für Sie, der Rheinländerin, im kleinen Dresden. Dort, wo um die Jahrhundertwende Müller von Schuch die Oper leitete, wo Lilli Lehmann, Erika Bedelind, Ludwiga Wüllner und andere Größen die Konservatoriumsschülerin begeisterten, durften Sie, Käthe Fenner, mit aufgeschlossenen Sinn und tapferem Streben die ersten Schritte ins Reich der Bühnenkunst wagen.



Daneben fanden Sie Zeit und Kraft genug, sich jenen unerschöpflichen, köstlichen Reichtümern anzueignen, wie ihn nur deutsche Musik und Dichtung zu spenden vermag. Kein Wunder, wenn Sie, als darstellerisch begabte Sängerin einen Augenblick schwankten, ob Sie dem Schauspiel oder der Oper Ihre Zukunft widmen sollten.

Am 25. August 1912 stand die junge Altistin, frisch von der Opernschule weg, zum erstenmal im Rampenlicht des Braunschweigischen Hoftheaters. Sie spielte als Mercedes in „Carmen“ und hat seitdem in vielen Rollen durch Tadeln und Lob durch befehlten Vortrag und lebendige Darstellung immer wieder gefallen. Als „Magdalene“ („Meisterluder“), „Armenstraut“ („Raffenschmidt“), „Herr“ („Hänsel und Gretel“), „Silla“ („Paletina“) und in unzähligen anderen Partien. Spürten wir, das dort oben eine Frau und Künstlerin lang, der es Lebensbedürfnis war, jede Rolle, und sei sie noch so gering, mit ihrem Herzblut zu füllen. Ist dabei noch der Wunsch vorhanden, durch charakteristische Darstellung, hingemäße Einfügung in das Ensemble dem Werk zu dienen, dem Hörer Freude zu bereiten, so ist es selbstverständlich, wenn der Applaus als Echo der Dankbarkeit gegen die Bühne schlägt.

Solcher Erfolg ist Ihnen, verehrte Käthe Fenner, im Wandel von drei Jahrzehnten oft beschieden gewesen. In weiser Erkenntnis Ihrer Begabung haben Sie sich auswirken können und in nimmermüder Tapferkeit und Hilfsbereitschaft — auch das ein Wesenszug Ihrer Persönlichkeit — haben Sie dem Braunschweigischen Hof- und Landes- und Staatstheater beispielhaft gedient. Vieles möchte ich noch sagen, aber der knappe Raum entzieht mir das Wort. Darum aufrichtiger Dank für Ihre erfolgreiche Wirksamkeit und ein herzliches Glückwünsche für die kommende Zeit.

Kliebisches nebenan — zum zweitenmal ausgebombt! An der Hauswand las ich — mit Kreide war es angeschrieben, die neue Anschrift in der Rennelbergstraße. Nun ging die Runde weiter: Warnaaers im Eichtal — total ausgebombt, das Haus abgebrannt, aber wo waren sie selbst? Vergeblich suchte ich unter den vielen, an der Hauswand angegebenen Anschriften die ihrige. Sie hatten wohl in der Aufregung nicht daran gedacht. Ich erfuhr dann durch eine Nachbarin, daß sie zu Hans nach der Hildesheimer Straße gegangen waren. Nun ging ich erst einmal dahin und traf auch Frau Warnaar. Sie hatten — Gott sei Dank — einen Teil ihrer Sachen gerettet. Herr W. hatte wie ein Rasender alles aus dem brennenden Haus geschleppt. Meine angebotene Hilfe

wurde abgelehnt. Sie konnten ja vorläufig auch gar nichts ordnen, da noch eine ausgebombte Familie ihre Sachen bei Hans untergestellt hatte.

Ich fuhr nun zu Lauterbachs nach der Ratsbleiche. Hier war das Stockwerk über ihnen schwer getroffen und ziemlich ausgebrannt. Lauterbachs selbst hatten weiter keinen Schaden, nur der ausgestandene Schrecken war so furchtbar. In den nächsten Tagen fuhr dann die ganze Familie nach Zorge, wo die todkranke Annemarie ein Vierteljahr später starb. Sie hat ihre Heimatstadt in ihrer einst so wundervollen Schönheit nicht wiedergesehen, nur Trümmerhaufen sind übriggeblieben von dieser entzückenden alten Kunst des Bauens.

»Und so könnte man stundenlang aufzählen«

Noch ein Fall: Der Vater einer jungen Kollegin war mit seiner Mutter im Luftschutzbunker. Plötzlich schlug eine Bombe ein, und die Mutter wurde verletzt. Er aber hatte einen Balken, der sich an der Decke gelöst hatte, mit beiden Händen gestützt. So lag denn die wimmernde Frau zu seinen Füßen. Er konnte ihr absolut nicht helfen, der Balken hätte sie sonst beide erschlagen. Die Frau starb, und er mußte das mit ansehen. Ach, was für schreckliche Bilder! Er selbst hat diese Katastrophe nur drei Tage überlebt, dann war auch er tot.

So reiht sich ein grauenhaftes Bild an das andere. Der Zahnarzt Groß auf der Fallersleber Straße fand auf seinem Hof zwei gänzlich vom Brande zusammengeschrumpfte Leichen. Man

hat später in der einen Leiche an einem der verkrampften Hand haltenden Schlüsselbund einen Bekannten erkannt. Haides Schuhmacher Timpe auf der Wilhelmstraße – restlos alles verloren. Aber das Schlimmste: Seine alte kranke Mutter – bettlägerig – ist dabei umgekommen. Otto Mattern hat von der Anstrengung des Tragens der Sachen aus dem brennenden Haus einen Herzschlag bekommen. Der eine Sohn (von den Zwillingen) war ein halbes Jahr vorher gefallen. Auch die Schauspielerin Käthe Fenner, unsere gute »Alte«, bekannt aus den Märchenvorstellungen - tot -. Und so könnte man stundenlang aufzählen. 600 Tote hat man amtlich zugegeben. In Wirklichkeit sind es sicher über 1000 Menschen, die in grauenvoller Weise den Tod fanden. Zweidrittel unserer Stadt sind zerstört - Tausende von Menschen obdachlos, man sagt »60.000«. Das Elend ist grenzenlos.

Und die Wolken des Himmels ziehen weiter ihre schwingende Bahn und stehen nicht still? Und das Meer rauscht wie bisher sein ewiges Lied und hält den Atem nicht an? Und die Sterne wandern weiter, schwebend zwischen Auf und Nieder und hemmen nicht ihren Lauf? - Und die Sonne scheint, und der Sturm peitscht weiter durch das Land. - Und das Leben geht weiter – und die Welt steht nicht still? – Und alles, was nicht von Bomben zer schlagen ist, lebt weiter – und nichts steht still? Und nichts hält den Atem an? – Und die Flüsse rauschen weiter in das Meer – alles geht weiter in der Natur – und nichts steht still? Nichts steht still vor diesem grausigen Geschehen?

Mondschein und Giebeldächer
 In meiner Vaterstadt –
 Ich weiß nicht, warum ihr Anblick
 mich stets so ergriffen hat.
 Ihr alten krummen Gassen,
 Wie wart ihr mir so lieb!
 Doch jetzt – nach dem 15. Oktober –
 Von allem nichts übrig blieb.
 Hast du meine Vaterstadt gekannt?
 Sie galt als eine der schönsten im Land.
 Herrliche Erker und Giebeldächer,
 Geschnitzte Balken mit Fries und Fächer.
 In einer Nacht brach alles zusammen
 Und wurde ein Raub der Bomben und
 Flammen.
 Nun steh'n wir vor Trümmern
 Mit knirschenden Zähnen

Und können nicht wehren
 Den aufsteigenden Tränen.
 Aus wunden Herzen – übertoll
 Will wachsen ein Haß und ein bitterer
 Groll ...

»... dieser kleine Lichtschimmer«

Hier unterbreche ich wieder die so anschaulich dargestellten Tagebuch-Eintragungen meiner Schwester Liese.

Ich war nun nach Hannalis Abreise ganz allein mit meinem Martin, und wir mußten doch beide immer Dienst tun, dabei täglich und gerade oft nachts Alarm. Glücklicherweise hatten wir unsere Fahrräder für die Schulfahrten. Das Auto konnte nicht benutzt werden, da der Motor nicht in Ordnung war. Mitten in diesem Wirrwarr, der so erschöpfend war, hatten Lina und Robert ihre Silberhochzeit. Sollte man diesen Tag so alltäglich hingehen lassen? Unsere Carolina, unsere Vizemutti, die in Hahausen ohnehin als Schwerkranke alles entbehren mußte, was einem leidenden Menschen sonst an Pflege und Sorgfalt zuteil wird. Nun dieser kleine Lichtschimmer, durch das Beisammensein mit den liebsten Menschen, mußte ermöglicht werden. Aber ich konnte doch meinen Martin nicht allein lassen, also bat ich Hannali, auf einen Tag von Hannover herüberzukommen, um bei Alarm die nötigsten Sachen in den Luftschutzkeller zu bringen und für Martin zu sorgen.

Dramatisch genug fing dieser Tag, der 6. Dezember, an. Ich wollte und mußte mir einmal die Haare waschen und frisieren lassen; denn in dem fremden Haus ging das nicht. So suchte ich die Friseure auf, die gegenüber der Querumer Schule ihren Betrieb hatten. Da - als sie gerade mit dem Föhn ankam - Alarm! Ich mit frottirtuchumwickeltem Kopf aufs Rad und nach Gliesmarode gesaust. Hannali war noch nicht angekommen, das bereitete mir weiteren Kummer. Diesmal dauerte der Alarm nicht lange, und es geschah auch nichts. Ich konnte also meine Sitzung bei der Friseuse beenden, und als ich dann zurückkam, war Hannali inzwischen eingetroffen, das gute Kind, zuverlässig wie immer. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Für die Beschreibung der kleinen Silberhochzeitsfeier lege ich die Feder wieder in die Hand meiner so viel begabteren Schwester Liese:

6. Dezember 1944, Mittwoch

»Wredens Silberne Hochzeit! Es war ein netter, harmonischer Tag, Lina in ganz vorzüglicher Stimmung. Ihr alter Humor brach dann und wann wieder durch. Wir hatten es aber auch heute noch einmal sehr gut. Es gab ein schönes Mittagessen: Zunge, die ich auf »Stottermarken« vom Schlachter mitgebracht hatte. Dann hatte Lina noch einen kleinen Schweinebraten gemacht, Wredes hatten für diesen Anlaß Marken für 12 Personen bekommen. Dazu gab's schönes Gemüse: Erbsen und Mohrrüben und Bohnensalat, danach noch zweierlei Pudding. Ein paar Flaschen Wein hatten wir für diesen Zweck auch aufgehoben, also alles in allem beinahe Frieden. Roberts Schwestern aus Seesen und Nichte mit Tochter waren auch gekommen, nur Diethelm fehlte, ja, natürlich Martin, aber es war ja sein Schicksal, so oft verzichten zu müssen, der Ärmste! Robert hatte von seinem ehemaligen Schulfreund, dem »Käsemolch«, vier dicke rote Adventskerzen unter dem Ladentisch erhandelt, die erstrahlten nun, und beim Kerzenschein tranken wir Kaffee und aßen schönen Kuchen, man denke: Dreierlei Sorten gab's - und wir schwelgten richtig. Aber am Abend zogen unermeßlich viele Kampfverbände über uns hinweg. Weh denen, wohin sie heute kommen würden! Unter dem furchtbaren Gebrumm der Feindflieger mußten die Seesener aufbrechen. Wir blieben noch und gingen zeitig zu Bett, dankbar für diesen schönen, wohlgelungenen Tag - und so viele Blumen hatten die beiden bekommen!! - Ja, das war wirklich einmal ein Lichtblick gewesen.«

»Kein Gas, kein Feuer«

Mir tat meine Schwester Liese so leid. Neben aller Angst um das nackte Leben hatte sie ihre besondere Not mit den äußeren Dingen. Es kommt uns heute im Zeitalter der Zentralheizung lächerlich vor, daß es damals tagelang vergebliche Mühe bedeutete, eine sogenannte Grude zur Betätigung zu bringen, aber mich rührt heute noch die kurze Tagebucheintragung meiner Lieseschwester: »Kein Gas, kein Feuer, keine Grude, ohne Mittagessen ging ich ins Amt.«

Weihnachten 1944

Inzwischen nahte die Weihnacht. Im letzten Jahr waren wir noch alle zusammen in unserem Häuschen gewesen, Wredes, Liese, Martin, unser Junge und ich (Hanna verlebte ja die Festtage natürlich bei ihren Eltern in Hannover). Wie so ganz anders war es nun, nur ein Jahr später! Wredes in Hahausen, Liese in der Hetze zwischen Amt, Andreeplatz und Wabe-siedlung. Und Diethelm? Strenger Befehl »von oben«, kein Kind aus dem Lager nach Hause fortzulassen, um die Bahn nicht zu überlasten. Eltern und Kinder waren empört, aber vergeblich. Bei einem Telefonat ließ der sehr vernünftige Studienrat Dr. Hecke durchblicken, daß man doch einfach sein Kind holen sollte. Martin, der sich immer streng an solche Verbote hielt, mußte durch Liese und mich umgestimmt werden, d. h. wir versuchten es.

Wie erstaunten wir, als plötzlich Diethelm an der Tür stand! Die ganze Klasse hatte einstimmig beschlossen, zu fahren, und sie taten es ohne Erlaubnis (Dr. Hecke hatte wahrscheinlich beide Augen zugedrückt). Wir waren glücklich, nun wenigstens unser Kind zu diesem äußerlich so erbärmlichen Weihnachten bei uns zu haben. Unsere gute Liese hatte sogar mit Alarmunterbrechungen einen Zuckerkuchen bei ihrem ausgebombten und irgendwohin verzogenen Bäckermeister gebacken und kam am Heiligen Abend strahlend damit an. Es gab sogar echten Bohnenkaffee, den man den Bürgern unserer Stadt nach dem furchtbaren 15. Oktober bewilligt hatte. Ein Bäumchen mit (vom vorigen Jahr aufgehobenen) Kerzen brachte nach dem Kirchgang doch echte Weihnachtsstimmung. Wir sangen sogar die schönen alten Weihnachtslieder zweistimmig; aber dann ergriff uns doch Heimweh nach unserer Lina und nach unserem verlorenen Häuschen, das doch ein kleines Paradies gewesen war. Und doch waren wir dankbar, daß wir uns gegenseitig noch besaßen. Wie viele Menschen mußten an diesem Abend ihre Lieben dort suchen, von wo es keine Wiederkehr gibt.

»Sich trostlos Mächten fügen, die stärker waren als der eigene Wille«

Erschütternd war der Abschied von Diethelm. Er mußte doch zurück ins Lager. Niemals vorher und niemals nachher habe ich den Jungen so verzweifelt gesehen. Er hing schluchzend

an meiner Brust und flehte: »Laßt mich doch hier, bitte, bitte, bitte!« - Was sollten wir tun? Das, was man dauernd tun mußte: sich überwinden, gegen sein Innerstes kämpfen, sich trostlos Mächten fügen, die stärker waren als der eigene Wille. Natürlich fuhr er in den Harz zurück. Waren es Trotzreaktionen, hervorgerufen durch diesen unnatürlichen Zwang, die ihn später zum Haß gegen die Schule provozierten? Wer weiß?

»Mit etwas Mut konnte man selbst unter dieser erbarmungslosen Diktatur etwas durchsetzen«

Auch ich hatte in dieser Zeit meinen persönlichen Schulkummer. Die Schulbehörde war angesichts der Bombengefahr für die kleinen Schulanfänger zu dem Entschluß gekommen, auch die beiden Elementarklassen an der Nibelungenschule aufzulösen. Wir zwei Lehrerinnen waren nun also für andere Aufgaben verfügbar. Bezeichnend für die Liebdienerei; sprich »Kriecherei« in der Nazizeit war die Verfügung, daß ich nun fortan in Rühme Dienst tun sollte, während meine um 10 Jahre jüngere Kollegin den von ihrer Wohnung aus schnell zu erreichenden Schuldienst an der Querumer Schule, also meinem eigentlichen Dienstort, antreten sollte. Warum? Der Mann meiner, übrigens sehr netten, Kollegin war ein hoher Nazi-Offizier, sie sollte also offensichtlich geschont werden.

Aber da erwachte mein berechtigter Trotz. Ich ging ins Ministerium und beanstandete diese Lösung, vor allem deswegen, weil ich bei den täglichen Alarmen fast eine Stunde gebraucht hätte, um von Rühme nach Gliesmarode zu kommen, wo mein Mann Hilfe brauchte. Hanna war noch in Hannover, wir beide also allein. Als ich dem Sekretär für Schulan gelegenheiten erklärte, daß ich darin eine unbegründete Ungerechtigkeit sähe und warum die jüngere Lehrerin nicht nach dem ihrer Wohnung längst nicht so fern gelegenen Rühme geschickt würde, wurde mir in Anspielung auf den hohen Rang ihres Mannes offen gesagt: »Das können wir doch nicht machen!«

Da aber war es mit meiner Beherrschung am Ende, und ich kündigte kurz entschlossen meinen Dienst, den ich ja 1941 freiwillig übernommen hatte. Der Sekretär kam mir bis auf die Straße nach und fragte entsetzt: »Ist das ihr Ernst?« Ich antwortete: »Mit solchen

Angelegenheiten pflege ich nicht zu spaßen« - und schon war ich auf und davon. Ich war nun Freifrau und konnte ganz für Martin da sein. Das war am 1. Dezember gewesen. Nachdem Hanna wieder zurückgekehrt war, konnte ich sogar meine kranke Schwester in Hahausen besuchen.

Als ich abends zurückkam, sagte Martin: »Du hast hohen Besuch gehabt!« Natürlich war ich gespannt. Und dann stellte es sich heraus, daß der Rektor der Nibelungenschule, der mich einmal beim Unterricht besucht und mir seine Anerkennung ausgesprochen hatte, da gewesen war, um mich für die Betreuung herumstreuender und nun zusammengefaßter Schulkinder zu gewinnen. Es war ja auch schwer, die Übersicht zu behalten.

Martin hatte ihm nahegelegt, warum ich ausgeschieden war und daß ich mich wahrscheinlich nur unter der Bedingung bereit finden würde, wenn ich in meiner alten Dienststelle Querum eingesetzt werden würde. Das hatte er versprochen. So kam ich nach 10 Wochen Pause wieder in meinen so geliebten Beruf. Mit etwas Mut konnte man selbst unter dieser erbarmungslosen Diktatur etwas durchsetzen.

Luise Kassel (1886 - 1960)

»Daß das überhaupt ein Mensch
noch aushalten kann«

Tagebuchaufzeichnungen

**vom 22. Oktober bis
23. Dezember 1944**

Der 22. Oktober 1944

Wir sind wie die »Stehaufmännchen«. Der 15. Oktober hatte uns total auf den Boden geschmettert und heute, acht Tage später, haben wir schon wieder neue Pläne gefaßt.

Wir wollen den Besuch in Hahausen doch noch riskieren. Die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag verlief ruhig, wir wollten auch diesmal Sonntagmorgen um 5 Uhr fahren. An diesem Sonnabendnachmittag war ich frei, es wäre schön gewesen, wenn wir am Sonnabendmittag gleich weggefahren wären, wir waren aber zu ängstlich, noch von vor 8 Tagen ...

Da bin ich dann gegen Abend zu Haide gegangen, habe dort geschlafen. Wir wollten doch die Nacht erst abwarten. Da alles ruhig blieb, standen wir nachts um 3 Uhr auf und gingen um 4 Uhr zur Bahn. Es war ein schauerlicher Weg im Stockdunkeln durch die Trümmerhaufen. Hier und dort wurde unser Weg durch gespenstisches Aufflackern der noch immer nicht ganz erloschenen Brände erhellt. Während in der Gliesmaroder Straße die Häuser zum Teil nur noch glühten, schlugen in der Casparistraße aus den kärglichen Mauerresten helle, lodernde Flammen, es war einfach unheimlich ...

Beim Mittagessen ($\frac{3}{4}$ 1) kamen im Rundfunk Meldungen, sie waren schon wieder eingeflogen. Starke Kampfverbände im Anflug auf Nordwestdeutschland. Der Bissen blieb uns im Munde stecken, nun ging der Tanz von neuem los. Und ganz schnell kamen sie näher auf unser Gaugebiet zu. Der Rundfunk meldete zwar nur »Überflüge«, so daß wir uns dann doch wieder beruhigten. Aber, aber ...

Um $\frac{3}{4}$ 3 gingen wir zur Bahn, Robert nahm uns Fahrkarten, da wurde ihm an Schalter gesagt, daß in Braunschweig ein Angriff gewesen sei, man sollte die Reisenden, die dorthin wollten, zurückhalten, die Züge fahren nur bis

Börßum. Das ging uns aber wieder eiskalt den Rücken herunter, was nun??? Wir waren sehr erregt. Ich rief nun erst einmal unser FA II (Fernmeldeamt II) in Braunschweig an (unser Zug hatte 1 Stunde Verspätung). Frl. H. war am Apparat, sie gab mir dann auch freundlichst Auskunft. Der Messeweg, wo FA II liegt, grenzt gleich an die Straßen der Wabe, da konnte sie uns nur beruhigen - hier war nichts gewesen. Gott sei Dank, ein Stein fiel uns vom Herzen. Wir fuhren dann ab, Lina, in Tränen aufgelöst, zurücklassend auf dem Bahnhof. Bis Börßum kamen wir erst mal ganz gut. Hier war natürlich unser Anschlußzug weg. Ein Mitreisender machte uns auf die unheimliche Menschenmenge aufmerksam, er meinte, die kämen bestimmt nicht alle mit. Er schlug dann vor, ob wir nicht mit einem Gegenzug, der in den nächsten Minuten hier durchkam, eine Station zurückfahren wollten, um von dort aus eher mitzukommen. Gedacht - getan, wir machten das und kamen bis Wolfenbüttel in weichen Polstern. Hier mußte alles aussteigen.

Eine Straßenbahn pendelte zwischen Wolfenbüttel und Stöckheim. Mit der ersten Bahn kamen wir natürlich nicht mit, das wäre doch auch komisch gewesen, also hieß es warten, warten, warten; aber schließlich kamen auch wir an die Reihe. In Börßum hatten wir 3 Stunden gewartet, hier jetzt wieder $\frac{3}{4}$ Stunden - inzwischen war es 22 Uhr geworden. Aber auch wir kamen nach Stöckheim. Von hier ab mußten wir zu Fuß weiter, und zwar mußten wir über Rünigen wandern, also noch einen Umweg machen, denn die Brücke an der Wolfenbütteler Straße war getroffen. Da konnten wir also nicht durch. Nun setzte sich der endlose Zug der Reisenden in Bewegung, es sah gespensterhaft aus. Vor uns die Riesenbrände der zerstörten Stadt - das abermals brennende Braunschweig. Wie Silhouetten zeichneten sich die Gestalten vor dem roten Feuerschein ab. Geisterhaft still schwankten alle mit ihrem mehr oder weniger schweren Gepäck dahin, betäubt von dem schauerlichen Anblick. Dicht vor Rünigen mußten wir einen kleinen Umweg über eine Wiese machen, weil noch zuviel Blindgänger in der Gegend lagen. Wir gingen und gingen - endlos die Frankfurter Straße entlang, am Bahnhof vorbei, Augusttor, Löwenwall, Gerstäcker- und Leonhardstraße entlang zu meiner Wohnung und dann zum Andreeplatz. Gott sei Dank - es war alles in Ordnung.

Inzwischen war es $\frac{3}{4}$ 1 Uhr nachts geworden. Nun gingen wir durch den Prinzenpark, am Nußberg vorbei - zur Wabe, wo wir nachts um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr landeten, nun von der Freude erfüllt, daß alles in Ordnung, Hanna und Martin am Leben, das ist ja immer die Hauptsache ...

Nach 3 Stunden Schlaf mußte ich wieder aufstehen, der Dienst rief - und so ist das Leben jetzt überhaupt. Wenn Rob. hier ist, muß ich es oft recht wunderbar anfangen mit dem Zubereiten des Mittagessens. Wenn ich früh um 7 Uhr Dienst habe, dann muß ich schon am Vortage kochen, denn sehr oft ist morgens um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr schon Alarm, oft bis 12 Uhr. Bei Vorentwarnung muß ich aber sofort zum Dienst, da bleiben mir nur die Nachtstunden zum Kochen und auch da oft mit Alarmunterbrechungen.

23. Oktober 1944

Heute erfuhren wir, daß am gestrigen Tage auch ein Angriff auf Hannover stattgefunden hatte. Das Appelsche Haus in der Langemarckstraße hatte einen Treffer bekommen - nun ist auch Franz mit seiner Familie obdachlos. Die Bombe ist dicht neben ihnen bis in den Keller eingeschlagen. Eddi hatte einen Nervenschock und Hanna G. von den umherfliegenden Steinen eine Fußverletzung. Sie können aber trotz allem noch von Glück sagen, denn einen Meter weiter zum Keller und sie wären nicht mehr gewesen. Nachmittags war Haide zur Beerdigung der Frau Fröling, die durch Bombe getötet.

Abends wieder Alarm, schon beim Herübergehen in den Flöteschen Luftschutzkeller, wo wir jetzt nach dem verhängnisvollen 15. Oktober hingehen (ich habe Martin das Versprechen abgenommen, nicht mehr in dem eigenen kleinen Keller zu bleiben), sahen wir Leuchtkugeln über Hannover. Sie haben nun mit dem Nachbarn Flöte, ein Baumeister, der für sich und einige Freunde einen richtigen kleinen Bunker mit Betondecke gebaut hat, davor einen stabilen Luftschutzkeller, an den der Vorkeller, der aber noch 10 % besser als der Gerloffsche ist, stößt, gesprochen, ob sie noch mit hineinkommen dürften, vielleicht nur in den Vorkeller. Sie haben zwar sehr liebenswürdig, aber doch abgelehnt, es seien zu viele Menschen, schließlich haben sie sich bereiterklärt, Martin mit seinem beschädigten Bein noch aufzunehmen, Haide und ich wollen in den Nußbergbunker laufen. Dann muß man

aber dauernd am Rundfunk auf der Lauer liegen, denn es ist ein weiter Weg bis zum Nußberg, da muß man fortgehen, wenn sie eingeflogen sind ... Hanna ist nach Hannover gefahren zum Helfen, einige Sachen können sie wohl unter dem Schutt noch herausbuddeln ...

24. Oktober 1944

Von 13.50 bis 16.05 und 19.45 bis 20.30 Alarm, ich war im Postkeller.

»Jetzt war er der erste, der lief«

25. Oktober 1944

Mittags mehrere Stunden Alarm, ich war mit Käte E. im Sackbunker. Neuerdings nach dem 15. Oktober wünscht das Amt aus Gründen der Sicherheit, daß die abkömmliche Belegschaft in den Bunker geht, was vor dem 15. Oktober beinahe bei Todesstrafe verboten war. Der O. A. (Oberamtmann, Hg.) Köhler hat uns Auf(s)ichten immer getreten, wir sollten Meldungen machen, wer fünf Minuten nach Entwarnung nicht wieder am Platze saß. Jetzt war er der erste, der lief. Ebenfalls war streng verboten, vor der Luftwarnung Mäntel und Garderobe in den Saal zu holen, was uns jetzt auch gestattet wurde, die schnellen feindlichen Flugzeuge (Moskitos) waren ja auch immer im Handumdrehen hier; kaum waren sie über dem Steinhuder Meer gemeldet, dann konnten sie in 10 Minuten hier sein.

26. Oktober 1944

Mittags zwei Stunden im Polizeibunker.

Heute wieder ein schwerer Angriff auf Hannover ... So geht das alle paar Tage - die armen Hannoveraner, die tun mir unendlich leid. H(anna) ist ja auch eben dort. Sie buddeln aus dem Schutt, was noch irgend geht. Einige kaputte Sachen haben sie noch geborgen. Man wird bescheiden und freut sich über alles, auch noch so kleine Dinge.

29. Oktober 1944

R(ober)t's Geburtstag. Wir wollten eigentlich nach Hahausen, wagten es aber nicht vor Angst vor einem erneuten Angriff ... Abends hatten wir wieder längeren Alarm. H(aid)e und ich im Nußbergstollen.

Dauernd Alarm

30. Oktober 1944

... Wir hatten die Nacht zweimal Alarm.

31. Oktober 1944

... 19.20 Uhr bis 20.25 Uhr Alarm.

2. November 1944

... Von ½ 12 bis 2 Uhr Alarm ...

3. 11. 1944

... zweimal Alarm.

4. 11. 1944

Vormittags Dienst, von ½ 12 bis ... Alarm. Mit K. E. und L. W. in den Sackbunker. Hinterher Ärger mit Köhler, daß ich nicht als zweite Aufsicht im Ausweichsamt geblieben war.

6. 11. 1944

... Von 7 bis 9 Alarm, wir waren im Luftschutzkeller bei F(lötes).

8. 11. 1944

Zweimal Alarm ...

9. 11. 1944

Zweimal Alarm.

10. 11. 1944

4 mal Alarm, zuerst 10.15 bis 11.30, dann 12.15 bis 1.10, abends 7.30 bis 9.00, nachts ½ 3 bis ½ 4.

Man weiß tatsächlich nicht, wann man noch kochen soll ...

13. 11. 1944

Nachts alarmfrei. Mohrrüben eingemacht ... Wir haben kein Gas, schon über 14 Tage nicht, muß immer den Herd anmachen, und keine Kohlen ...

15. 11. 1944

... nachts zweimal Alarm ...

24. 11. 1944

18.30 bis 20.30 Uhr Alarm.

25. 11. 1944

... bis 2 Uhr Alarm.

26. 11. 1944

Totensonntag - kann man denn zum Friedhof bei dem vielen Alarm? Man kann sich nicht einmal zu einem klaren Gedanken sammeln.

Ich habe nachmittags Dienst, aber schon um 11 Uhr war wieder Alarm ... Hannover ... Es ist furchtbar für diese arme Stadt - am 23. waren sie auch erst da.

Nachts von 1.40 bis 2.45 abermals Alarm.

Gehetzt

27. 11. 1944

... Um 13 Uhr nach Haus gehetzt ... Gas haben wir seit dem 15. Oktober so gut wie nicht. Wir hatten um 11 Uhr Alarm gehabt. Abends 18.15 Uhr erneut Alarm, bis 20.45 Uhr. Im Luftschutzkeller habe ich für den kommenden Tag Kartoffeln geschält.

28. 11. 1944

... 18.40 Alarm, war im Keller bei W. Es fielen Bomben. Als die ersten Bomben fielen, waren wir noch oben. An diesem Abend waren sie wieder in Hannover gewesen. Sie haben dort eine Flakstellung getroffen und 100 Flakhelferinnen getötet.

29. 11. 1944

... Beim Packen wurden wir vom Alarm überrascht.

30. 11. 1944

Frl. W. war im Dienst, sie ist Flakhelferin in Hannover. Sie trug einen Trauerflor um den Arm; ich fragte sie, ob in ihrer Familie etwas passiert sei, darauf sagte sie, das sie 53 Kameradinnen verloren hätten, und nun hatten sie alle ein paar Tage Urlaub bekommen ... Gerade, als wir essen wollten, kurz vor 19 Uhr Alarm ...

Kaum zu Haus, abermals Alarm, 20.15 Uhr bis 21.50 Uhr, erst dann Abendbrot gegessen.

(Siehe anliegende Pressemeldung »Bombenvolltreffer im Kölner Dom«) Nun ist auch dieses entzückende Bauwerk dahin - man könnte weinen - unser schönes, ach so wunderschönes Heimatland, wie wird es zugerich-

tet. Ja, ja, im wahrsten Sinne des Wortes werden Städte ausradiert.

Fahnenflüchtig **Zwei Pressemeldungen**

Schwur des Volkssturms

»Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, daß ich dem Führer des Großdeutschen Reiches, Adolf Hitler, bedingungslos treu und gehorsam sein werde. Ich gelobe, daß ich für meine Heimat tapfer kämpfen und lieber sterben werde, als die Freiheit und damit die soziale Zukunft meines Volkes preiszugeben.«

Das Wehrmachts-Helferinnenkorps

Berlin, 5. Dezember

»... Es gibt für die Helferinnen sehr vielseitige und besonders interessante Aufgaben, wie beispielsweise bei der Flak und bei der Luftwaffe, die auch Spezialausbildungen erfordert. Gerade in diesen technischen Sondereinsätzen begeistern sich die Wehrmachtshelferinnen lebhaft an ihrer Arbeit, und sie schauen flott aus in ihren den verschiedenen Wehrmachtsteilen angepaßten Uniformen. Ihre Aufgaben werden dank der Führung durch erfahrene Frauenschaftsleiterinnen und BDM-Führerinnen immer im Einklang stehen mit der sorgsam behüteten fraulichen Eigenart und Lebensweise. Darum brauchen wir nicht besorgt sein um unsere Frauen und Mädchen im Wehrmachtseinsatz. Nach der großen Einstellung in diesem Kriege, zu der sie selbst mit beitragen, werden sie wieder ganz Frau und Mutter sein.«

Randbemerkung der Tagebuchschreiberin zu obigem Text:

»siehe Frl. Wünsche, die lieber sterben wollte als zurückzukehren. Sie wurde fahnenflüchtig, ist aber Gott sei Dank nicht geschnappt, sonst wäre sie an die Wand gestellt (worden).«

1. 12. 1944

Morgens zum Garten, braunen Kohl geholt. Immer jeden Augenblick Alarm erwartend ... Um 19 Uhr Alarm - 20 Minuten Feindtätigkeit über Watenstedt -

»Wir verloddern an Leib und Seele«

2. 12. 1944

... Ich mache mir aus einer alten Krimmerjacke und einigen Resten einen Wintermantel. Mein alter hat ausgedient, über 10 Jahre habe ich ihn tagtäglich auf dem Leibe - nun geht es bald nicht mehr. Bekommen kann man keinen, da muß man alles zusammensuchen. Heute morgen also, soeben aus dem Nachtdienst gekommen, wollte ich fleißig nähen. Ich hatte die Sachen gerade aus dem Keller herausgeholt - Sirene - Alarm - nun ging es erst wieder ein paar Stunden in den Keller, so geht das nun täglich, wir verloddern an Leib und Seele, wenn wir überhaupt noch von einer Seele sprechen können. Abends ging ich zu He. und spazierte, kaum hier angekommen, mit ihr in den Keller zu F(löte)s, genau um $\frac{3}{4}$ 7 Uhr, wie jetzt fast immer.

3. 12. 1944

... Der erste Adventssonntag ...

Nachmittags haben wir bei Kerzenschein (eine Kerze) Kaffee getrunken, aber um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr hatten wir, wie jetzt fast immer, Alarm.

6. 12. 1944

Mittwoch. Silberne Hochzeit Wredes. Es war ein netter harmonischer Tag, L. war ganz vorzüglicher Stimmung, ihr alter Humor brach dann und wann wieder durch. Wir hatten es aber auch heute noch einmal sehr gut. Ein sehr schönes Mittagbrot, Zunge, die hatte ich von Römlings mitgebracht, auf Stottern (Marken) ... ein paar Flaschen Wein hatten wir auch für diesen Zweck aufgehoben, also alles in allem beinahe Frieden.

7. 12. 1944

Wieder abgereist nach Braunschweig. Der Zug hatte 50 Minuten Verspätung. Der Zug war gerammelt voll, wie die gepökelten Heringe saßen wir drin. Viele Flüchtlinge vom Rhein und von der Saar, Soldaten von der Front usw. saßen drin. Als ich nach Hause kam, war alles eiskalt, kein Gas, kein Feuer, keine Grude - ohne Mittagessen zu Amt. Abends nach dem Dienst noch versucht, die Grude anzumachen - vergeblich. Ganz spät habe ich dann noch Kartoffelsalat gemacht für morgen, sonst bekommt man überhaupt kein Mittagessen.

Sonnabend 9. 12. 1944

Von 21 - 23 Uhr Alarm.

**»Dann steckten wir den
Adventskranz an«**

11. 12. 1944

Vom Nachtdienst zu Römlings, Fleischmarken für den Jungen zur Silberhochzeit hingbracht, dann nach Haus, mich wieder mit der Grude herumgequält, ich kann sie nicht zum Brennen bringen. Im Schummern zu Haide, pünktlich ½ 7 Alarm. 2 Stunden im Keller bei Flötes. Roberts Schwestern aus Seesen, Berta und Emma, sowie die junge Emma und Ursel waren gekommen.

Nur Diethelm war nicht gekommen, dieser dumme, und (das war) ein Wermutstropfen. Walter und Heinz hatten nicht einmal gratuliert, das war natürlich bitter und ist auch nicht zu verzeihen, trotz Krieg. Na, wir schlemmten langsam ein paar Stunden. Dann steckten wir den Adventskranz an (Kerzen sollte ich mitbringen und hatte sie vergessen). Der Silberbräutigam mußte dann zu seinem Duzfreund, dem Käsemolch, und von ihm unter dem Ludentisch weg welche erhandeln. Er kam auch glückstrahlend mit 4 dicken roten Adventskerzen an. Beim Kerzenschein tranken wir Kaffee und aßen schönen Kuchen. Dreierlei Kuchen hatte sie gebacken. Wir schwelgten. Otto R. war auch zu Haus geblieben heute, es waren zwar schon Tränen geflossen am Vorabend, weil ihm der Meister keinen Urlaub geben wollte, nun war er ohne Erlaubnis hier geblieben. Abends zogen unendlich viele feindliche Kampfverbände über uns hinweg, wehe, wo sie heute wieder hinkamen. Unter diesem furchtbaren Gebrumme mußten die Seesener aufbrechen und zum Bahnhof wandern.

12. 12. 1944

Heute morgen habe ich besonderes Pech. Weder das Feuer in der Stube noch das in der Küche noch die Grude brennt. Um 11 Uhr noch alles kalt, um 12 ¼ Uhr mußte ich zum Dienst, ich vollständig verzweifelt. Endlich brannte das Feuer im Ofen in der Stube, nun schnell ein paar Kartoffeln im Milchtopf im Ofen gekocht. Punkt 12 konnte ich essen, wenn nicht Punkt 12 Alarm gewesen wäre, ich nahm die Kartoffeln mit in den Keller. Abends, ich war gerade nach Hause gekommen, es war ¾ 7 - Alarm - 2 Stunden in unserem Keller Andreeplatz.

13. 12. 1944

Dasselbe, morgens Dienst. Gegen Abend zu Hause, Punkt ½ 7 Alarm.

14. 12. 1944

Nachmittags Dienst. Der Tag war ohne Alarm.

15. 12. 1944

Ich habe dann abends an der Wabe geschlafen, denn Martin wird ja kaum allein fertig bei Alarm, die Betten müssen dort immer heruntergebracht werden und die elektrischen Geräte, wie Heizofen, Sonne, Tischlampen, Tauchsieder und elektrische Töpfe. Abends um ½ 7, richtig, wieder Alarm, und heute war mittags von 11.40 - 12.50 auch schon Alarm gewesen,

sie hatten mittags wieder Hannover mit starken Kampfverbänden angegriffen, leider waren wieder eine Anzahl von Menschen dabei ums Leben gekommen.

Die Bewohner dieser Stadt sind sehr zu beklagen, zum 100sten Mal waren sie gestern da, man glaubt kaum, daß es überhaupt ein Mensch noch aushalten kann.

**Der 100. Terrorangriff
auf die Gauhauptstadt Hannover**

Das Gaupresseamt der NSDAP. teilt mit:

Der Feind setzte die Reihe seiner schweren Terrorangriffe, die er in den letzten Monaten in vergrößertem Maße gegen die Gauhauptstadt Hannover zog und die diesen Raum mit in den Mittelpunkt des vom Gegner entlassenen Luftkrieges gestellt haben, in den frühen Mittagsstunden des 15. Dezember mit starken Kampfverbänden fort. Aus einer geschlossenen, tiefen Wolkendecke heraus wurden wiederum wahl- und ziellos eine große Anzahl von Minen, Spreng- und Brandbomben auf Wohngebiete des Raumes Hannover geworfen, die hier starke Schäden verursachten und die der so überaus hart geprüften Volksgemeinschaft neues Leid und neue Verluste zufügten. Nach den bisherigen Feststellungen sind 25 Gefallene zu beklagen; diese Zahl wird sich aber leider voraussichtlich noch erhöhen. Sämtliche Rettungs-, Bergungs-, Hilfs- und Bekleidungsmaßnahmen für die Betroffenen wurden unter Führung der Partei in Zusammenfassung sämtlicher Kräfte der hierfür zuständigen Dienststellen und Einrichtungen sofort angesetzt.

*

Das Gaupresseamt der NSDAP. teilt weiter mit: Nach dem schweren Angriff starker feindlicher Kampfverbände in den Mittagsstunden des 15. Dezember auf die Gauhauptstadt Hannover, warfen Terrorflieger in den Abendstunden des gleichen Tages bereits erneut Minen und Sprengbomben auf Wohngebiete Hannovers, die hier weitere umfangreiche Schäden verursachten. Es war dieses der 100. Terrorangriff, der gegen die Gauhauptstadt geflogen wurde.

Die Zahl der Gefallenen dieses Tages beträgt nach bisherigen Feststellungen 59. Mit einer Erhöhung dieser Zahl muß voraussichtlich leider gerechnet werden.

»Strenge Urlaubssperre«

Mittwoch, den 20. 12. 1944

Nachdem ich tagelang mit dem Lageführer des Kinderlandverschickungsheimes im Joh. Kurhaus vergeblich telefoniert hatte, um Diethelm für die Festtage loszueisen (es war ein strenges Verbot von »oben herab« gekommen, kein Kind sollte aus dem Heim weg nach Hause zu Weihnachten, die Bahn sollte nicht überlastet werden.) Die Eltern sowohl als auch die Kinder waren restlos empört, aber es nutzte alles nichts, Urlaub bekamen sie nicht. Aber der Studienrat, mit dem ich gesprochen, war sehr vernünftig. Er ließ mich durch die Blume merken, was er tun würde, nämlich sich auf die Bahn setzen und sich sein Kind holen; denn keiner glaubte mehr, daß man durch solche Maßnahmen noch etwas für den Sieg herausholen könne. An diesem Mittwochabend wollte ich nach dem Dienst noch zu Haide heraus und mit ihr zusammen versuchen, Martin, der sich ja immer streng an solche Verbote hält, umzustimmen - es war aber gar nicht mehr nötig. Diethelm war bereits angekommen. Als die Eltern ganz erstaunt fragten: »Wieso?«, da sagte er »Mutti, die ganze Klasse hat einstimmig beschlossen, zu fahren, so sind wir alle ohne Erlaubnis abgereist.«

Derselbe Studienrat, mit dem ich gesprochen hatte, hatte auch den Kindern zu verstehen gegeben, was er machen würde, nämlich, was die Kinder nun auch getan. Wir freuten uns riesig, daß wir doch nun wenigstens zu diesem erbärmlichen Weihnachtsfest das Kind hier hatten. Der einzige Kummer, den er uns in diesen Tagen machte, war, daß er bei Alarm nie mit in den kleinen Bunker bei Flötes wollte, sondern daß er immer am Rundfunk sitzen blieb oder allerhöchstens bis auf den Hof bei Flötes ging. Er mußte immer mit eigenen Augen sehen, wo sie die Angriffszeichen setzten. Meistens über Hannover. So kam Weihnachten heran.

23. Dezember 1944

... Morgens um 5 Uhr hatte ich bei Strubes einen Zuckerkuchen gebacken, der aber um 12 Uhr noch nicht abgeholt werden konnte, nun mußte ich abends noch hin und ihn holen. Es war schon wieder dicke Luft, und ich bin noch im Laufschrift in Strubes Backhaus (das aber an der Korfesstraße ist, ihr eigenes ist ausgebombt) galoppiert. Dann habe ich noch

alles zusammen gepackt, bekam am Park noch eine Bahn bis zum Nußberg, und nun über die Wiesen. Der Mond schien, es war ein schöner Abend. Als ich auf der kleinen Brücke am Reitweg war, zogen Scharen singender Polen nach dem Gänseanger zu nach Riddagshausen. Ich stellte mich mit meinem dicken Rucksack hinter einen Baum und ließ sie erst ein Stück wegmarschieren. Erst dann setzte ich mich wieder in Bewegung. Es ist ein wunderbarer Weg an den alten Pappeln vorbei, aber es war mir doch ein bißchen unheimlich, so daß ich den schönen Abend nicht so genoß, wie es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Um $\frac{3}{4}$ 10 war ich bei Haide - und es war wunderschön - eine Stunde Vergessen ...

24. Dezember, ein Sonntag, 1944

Wir haben erst einmal gründlich ausgeschlafen, dann, wie es einem Kulturmenschen eigentlich zukommt, Körperpflege getrieben, was bei dem ewigen Alarm geradezu unmöglich ist. Dann habe ich Haide im Haus mitgeholfen, um $\frac{1}{2}$ 1 haben wir gegessen, wir wollten noch ein wenig ruhen und dann um 3 Uhr zur Christkirche. Alles, was man tat, war allerdings von einer gewissen Unruhe begleitet. Kam wohl Alarm - wann kam Alarm - jede Minute mußte man darauf eingestellt sein - und richtig - unsere Ahnung trog nicht, genau als wir aus dem Haus zur Kirche gehen wollten, kam die Sirene. Es dauerte aber nicht lange, von $\frac{1}{2}$ 3 bis $\frac{1}{4}$ 4 - also konnten wir doch noch zur Kirche nach Gliesmarode. Henneberger predigte, es war sehr fein.

Hinterher, so schnell es ging, nach Hause, da Martin seinen Wagen nicht fahren darf, war er mit dem Rad gefahren. Es war knitterkalt, zu Hause tauten wir dann erst auf. Wir tranken Kaffee, richtigen Bohnenkaffee, den wir nach dem 15. Oktober zum Trost bekommen hatten und den wir zu Weihnachten aufgehoben hatten. Dazu der Zuckerkuchen, es war beinahe wie im Frieden, man darf nur nicht fragen, wie lange vorher man trockenes Brot gegessen hat. Bis zum 15. Oktober fiel mir das an sich gar nicht so schwer, einmal trockenes Brot zu essen, ich röstete es mir, da schmeckte es ganz gut, aber nach dem 15. Oktober hatten wir ja weder Gas noch Feuerung. Ich habe dann aus der Not eine Tugend gemacht und den Heizofen (elektrisch) zum Kochen genommen, es dauerte 2 Stunden, bis es kochte, aber es geht, meistens koche ich jetzt nachts. Diese meine

neueste Errungenschaft erlaubt mir jetzt auch wieder den Luxus der gerösteten Brotscheiben.

Aber ich weiche ab vom Thema - wir tranken also Kaffee, wunderbar. Hinterher zündeten wir die Kerzen an unserem kleinen, reizenden Christbäumchen an und siehe, das Christkindchen hatte sogar noch ein paar kleine Geschenke darunter gelegt. Wir saßen dann im Sofa, schauten sinnend in den Kerzenschimmer (auch die hatten wir aufgespart) und sangen Weihnachtslieder, diese schönen alten Lieder, die wir schon als Kinder gesungen, zweistimmig. Für ein kleines Weilchen vergaß man das grausige Geschehen da draußen. Als die Lieder verklungen und wir ganz still geworden waren, kam leise das Heimweh - was machte Lina? Zum erstenmal waren wir an diesem Tage getrennt - und dann unser verlorenes Heim? Wann mochte man dort einmal wieder einziehen können, vorausgesetzt, daß Gerloffs Haus überhaupt wieder aufgebaut wird. Na, nur nicht ins Grübeln kommen. Wir durften ja noch glücklich sein, daß wir uns hatten. Wie viele saßen heute im wahrsten Sinne des Wortes im Dunkeln, kein Lichtschein erhellte ihre Herzen, dunkel und trostlos drinnen und draußen, denn wie viele mußten heute ihre Lieben dort suchen, von wo es kein Wiedersehen gibt. Martin machte unseren trüben Gedanken ein Ende, er schlug vor, die kostbaren Lichtlein zu verlöschen, sie sollten doch noch ein paar Mal brennen. Wir aßen dann sehr früh zu Abend, wie ja jetzt fast immer die ganze letzte Zeit, immer um 18 Uhr. Denn fast programmäßig kam fast jeden Abend um 18.30 Uhr Alarm. Heute blieb er aus. Wir spielten nach dem Abendessen »11 heraus«, damit auch Diethelm auf seine Kosten kam: Um 23.30 gingen wir schlafen, ganz richtig ohne Alarm.

25. Dezember 1944

Heute waren wir ganz üppig, wir haben uns ein Bad erlaubt. Früh gegessen, etwas geruht. Um 16.30 bekamen wir Besuch, Käte Kliebisch, die ich so gern mag wegen ihres köstlichen Humors, und Dr. Breßling und Frau. Wir haben uns sehr angeregt unterhalten, auch über den Krieg, alle waren wir einer Meinung, aber wir armen Teufel ändern ja nichts, wir müssen

stillschweigen und abwarten, aber ein gutes Ende nimmt das bestimmt nicht ...

»Es war ja nichts mehr zu erhoffen«

Sonntag, den 31. 12. 1944

Von 7 - 13 Uhr Dienst. Meine Kollegin schickte mich um 12 Uhr nach Haus. Ich wollte zu Haide, als ich auf der Fallersleber Straße war - Alarm - wohin nun, ich war hier ganz fremd, Häuser stehen hier nicht mehr, also entweder zur Bockstwete in den Bunker oder zur Ortskrankenkasse. Ich zog letztere vor, denn die unendlich vielen Menschen im Bunker sind fürchterlich, so ging ich zur Krankenkasse. Der Alarm dauerte Gott sei Dank nur eine halbe Stunde. Mit der Straßenbahn fuhr ich dann zu Haide. Wir aßen dann fein zu Mittag (braunen Kohl aus dem Garten, das ist ein Ereignis, denn es gibt kein Gemüse) ...

Um 18.15 gab es auch heute Alarm. Bis gegen 20 Uhr im Keller bei Flötes gegessen ... Diethelm durfte in diesem Jahr zum erstenmal aufbleiben, bis das neue Jahr heraufstieg. Das war ein Ereignis für ihn. Sogar 1/2 Gläschen Glühwein hat er bekommen. Um 24 Uhr stießen wir an. Man sah sich bang in

die Augen - was wird uns 1945 bringen??? Den Frieden? Vielleicht - aber wie?? Es war ja nicht mehr aufzuhalten und nichts mehr zu erhoffen, trotz allem Siegesgeschrei!!! Ach, was sollte nur werden? Wir wußten es nicht. Noch nie war es so dunkel um uns gewesen, wie jetzt -

Wenn alles bricht,
Gott verläßt uns nicht,
größer als der Helfer
ist die Not ja nicht.
In allen Stürmen,
in aller Not
wird er dich beschirmen,
der treue Gott!

Ja, nur auf ihn können wir hoffen, daß wir nicht ganz elend zu Grunde gehen.

In diesem Jahre wollen wir es machen, wie es einst im Elternhause üblich war. Wenn das Jahr zu Ende geht und die Kirchenglocken in Braunschweig schon deswegen zum größten Teil schweigen müssen, weil der Feind sie zerstört hat, da wollen wir still sein wie sie und mit einem festen Händedruck die grüßen, die bei uns sind. Alle Wünsche und alle Liebe aber wollen wir jenen weihen, die fern von uns für Deutschland kämpfen, und alle Wünsche dem deutschen Vaterlande, dem deutschen Endziele gelten lassen.

8. 1. 1945

Vom Dienst nach Haus früh. Von 11 - 12 Alarm. Hinterher zu Haide. Abends 22 Uhr Alarm. Wir wollten am anderen Morgen fahren, hatten aber in aller Aufregung den Wecker verkehrt gestellt und kamen statt um 5 Uhr um 6 Uhr früh zur Straßenbahn in Gliesmarode ...

In Hannover sind jetzt fast täglich schwere Angriffe genau wie in Berlin. Am 5. Januar muß es ganz gefährlich dort gewesen sein. Gerloffs sind an diesem Tag zum zweitenmal ausgebombt. Die Sachen, die sie aus der Langemarckstraße gerettet haben, sind nun zum Teil noch umgekommen. Gott sei Dank sind sie bis jetzt gesund, mögen sie auch fernerhin bewahrt bleiben. Hanna ist immer noch dort. Der erste Angriff am 5. dauerte 40 Minuten, der zweite 20. Einschlag auf Einschlag, der Boden unter ihren Füßen zitterte ...

Es gibt ja nur 3 Pfund Brot die Woche, da kann man nur zwei Schnitten morgens und zwei Schnitten abends essen, wenn man einigermaßen auskommen will.

Bomben**28. 1. 45**

Morgens bei Haide, nachmittags Dienst. Heute bekam ich einen Brief von Anna. Sie teilte mir mit, daß ihr Bruder Robert ein Opfer eines schweren Terrorangriff in Köln geworden ist. Es ist ganz furchtbar -. Abends hatten wir von 7.15 - 21 Uhr Alarm, ich war im Keller bei Wredes.

29. 1. 45

Von 8 - 18 Uhr Dienst, von 11 - $\frac{3}{4}$ 1 Alarm, 50 Minuten Feindtätigkeit über Kassel - abends von 7.15 - 8.10 Alarm -

Donnerstag, 1. Februar

Nachts um $\frac{1}{4}$ 4 Uhr Alarm. Wir zogen uns wie immer schnell an in 5 Minuten. (Das Zeug kam gar nicht mehr vom Leib, seit dem 15. Oktober überhaupt nachts noch nicht wieder ausgezogen, nur das Kleid ab.) Ich schleppte dann die Plumeaux (Federbetten Hg.) in den Keller. Haide war auch unten. Martin war im Eßzimmer, auf einmal krachte es ganz furchtbar - Bomben!!! Mir schlotterten die Glieder. Das war wieder genau wie vor einem Jahr bei dem Angriff. Ich sagte zu Haide: »Jetzt sind wir mal wieder an der Reihe«,

wir waren beide ganz kopflos. Martin ging nun, so schnell es seine Gebrechlichkeit erlaubte, zu Flötes. Wir zogen uns noch schnell die Mäntel an und stürzten dann auch los. Unterwegs krachte es zum zweitenmal. Ganz verstört kamen wir drüben an bei Flötes. Hinterher blieb es aber still, nur das Brummen der Flieger war zu hören. Um 5 Uhr war Entwarnung. Wir waren heilfroh, daß es heute so gnädig an uns vorübergegangen war, wir hatten vorhin in der Eile die übrigen Betten nicht mehr herunter gebracht. Am nächsten Tag hörten wir allerdings viel Trauriges. 15 Tote hatte es gegeben, im Prinzenweg waren mehrere Bomben gefallen. Die Ursache der Bombenabwürfe soll Lichtschein gewesen sein. Einige behaupten, der Bäcker S. habe Licht gehabt (der übrigens auch ein Opfer der Bombenabwürfe war), andere sagen, die Leute, die zum Bunker gezogen wären, hätten Taschenlampen brennen gehabt, so daß es wie eine Prozession ausgesehen habe.

2. Februar 1945

Nach Hahausen gefahren. Mittags $\frac{1}{2}$ 1 brummen feindliche Geschwader über uns, ich war auf dem Wege zum Bhf., fuhr nach Clausthal zu Diethelm. Der Weg zum Joh. war schlecht heute, bis an die Knöchel watete ich im Schlackschnee.

Abends bei Alarm wieder zurück, es war unheimlich im Zug, durch das Brennen der Braunkohle in der Lok (Steinkohle haben wir nicht mehr, der Feind sitzt schon von beiden Seiten gewaltig nahe, er hat bereits das Ruhrgebiet und Oberschlesien), kamen aus dem Schornstein wahre Feuergarben von Funken, ein schönes Ziel für die über uns brummenden Feindflieger. Ich kam aber wohlbehalten zum Dorf. Ging zu Hamanns, wo Lina und Rob halfen, Fleischmarken einzukleben.

**»Wir werden immer mehr
zusammengepfercht«****Sonntag, 4. Februar 1945**

Erst gründlich ausgeschlafen bei Frieda (Otto ist seit kurz vor Weihnachten zum Volkssturm eingezogen. Er soll angeblich in der Nähe von Stettin sein). Es war schauerhaftes Wetter, man jagte keinen Hund vor die Tür.

In Hahausen war Wohnraumrevision. Durch die Tausenden von Flüchtlingen, die

vom Osten und Schlesien in Trecks unterwegs sind (übrigens ein grenzenloses Elend. Zu Fuß und auf offenem Wagen bewegen sich diese Ärmsten vorwärts, Hab und Gut und Heimat im Stich gelassen, nur das nackte Leben rettend - täglich sterben soundso viele Alte und Gebrechliche und Kinder, man sagt, daß den kleinen Säuglingen die Windeln angefroren sind), entsteht nun im engeren Reich Raum-mangel. Wir werden immer mehr zusammengepfercht. Der Vorsteher, unser Neffe William Busse und Sandvoß revidieren. Frieda soll ihre Wurstkammer und Ottchens Bett noch abgeben, sie ist wütend. Und das kann man ja auch verstehen. Soeben ist sie noch einmal zum Vorsteher deshalb. Rob ist heute bei Hamanns zum Schlachtfest, Lina und ich sind allein. Ein komischer Menschenschlag - dieser William Busse - als sie heute morgen die Zimmer nachsahen, standen sie plötzlich im Schlafzimmer bei mir, ohne anzuklopfen. Es war ungefähr 10 Uhr, ich machte gerade die Betten, genauso gut konnte ich auch noch drin liegen oder mich anziehen oder beim Waschen sein. Na ja, Löffel bleibt Löffel, Hauptsache man hat eine Bildung, wenn es auch nur Einbildung ist ...

Alarm, Alarm ...

Dienstag, 6. 2. 45

Nachmittags Dienst, dann zum Haus, abends Alarm.

Mittwoch, 7. 2. 45

... Abends zweimal Alarm, das 1. Mal um 19 - 21 Uhr. Das 2. x 24 - 1.30. Und wieder ein Großangriff auf Hannover. 172 Tote.

Donnerstag, 8. 2. 45

von 7 - 13 Uhr Dienst. 3 x Voralarm. Um $\frac{3}{4}$ 2 zu Haus, Kartoffeln eingesackt. Um $\frac{3}{4}$ 3 aus dem Keller heraufgegangen. Später kam Frau Wolff auf einen Husch. Gegen $\frac{1}{2}$ 4 kam Haide mit dem Handwagen. Wir haben dann die Kartoffeln zur Wabe gefahren, über Riddags-hausen, war sehr schwer. Abends 3x Alarm, das erste Mal um 19 Uhr, um 20 Uhr und 22.20 - 24.10. Wieder war Hannover Angriffsziel.

9. 2. 45

... Immer, wenn wir es uns ein wenig gemütlich machen wollen, kommt der »Tommy«. In

Hannover haben sie heute wieder dicke Bomben geworfen. Wieder ist die Langemarckstraße getroffen. 23 - 24 Uhr Alarm.

Sonntag, 11. 2. 45

Ich habe an der Wabe geschlafen. Heute wollten wir nach Gliesmarode zur Kirche, Leistikow predigte. Genau um $\frac{1}{2}$ 9 Alarm bis $\frac{1}{2}$ 10, wir sind dann doch noch zur Kirche gegangen. Nachmittags waren wir nach Weddel bei Voralarm ...

Montag, 12. 2. 45

... Von 13 - 14 Alarm. Abends zu Haide und gleich wieder zu Flötes in den Luftschutzkeller. 0.45 - 2.15 Alarm.

Dienstag, 13. 2. 45

Abends Alarm, ich war im Keller bei Wredes. Nachts Alarm um $\frac{1}{2}$ 2. Bomben hier gefallen, es hat mehrere Male tüchtig gebummt. In dieser Nacht wurde Dresden angegriffen. 0.45 - 2.15 Alarm.

Mittwoch, 14. 2. 45

Von $\frac{1}{2}$ 11 - $\frac{3}{4}$ 2 Alarm. Heute haben sie Chemnitz, Dresden, Halle, Eisenach, Berlin und Magdeburg angegriffen. Es wird jeden Tag schöner. Abends war ich bei Haide und ging Punkt 8 mit ihr in den Luftschutzkeller zu Flötes. Um $\frac{1}{2}$ 11 war Entwarnung. Das waren heute 5 $\frac{3}{4}$ Stunden Kellersitzung. Und draußen - tobt der Kampf. Der Feind kommt immer näher heran. Im Raum Breslau wird gekämpft, Bunzlau ging im Kampf verloren. In Pommern wird gekämpft, bei Arnswalde, in Schneidemühl und Posen wird gekämpft. In Westpreußen, schwere Kämpfe bei Konitz und Tuchel. Arme Lotte! Das ist deine unmittelbare Heimat. Ob sie noch dort ist? Wir wissen nichts von ihnen, auch nichts von Ruth und Heinz in Gotenhafen. Dabei gehen die schauerlichsten Gerüchte um. Flüchtlinge aus Gotenhafen, die mit den Zügen nicht mehr mitkamen, wollten mit dem Dampfer fliehen - dabei ist die »Gustlow« mit 1200 Passagieren gesunken - Gerüchte!!! Ob etwas Wahres daran ist? Ach, das Elend überall, die armen Menschen.

Donnerstag, 15. 2. 45

Genau wieder wie am Vortag.

Freitag, 16. 2. 45

Den ganzen Tag geht der Ping-Pong. Von 7 - 8 kein Licht.

Sonnabend, 17. 2. 45

Heute war Hanna aus Hannover nach hier zurückgekommen, und wieder ist den ganzen Tag Alarm.

Sonntag, 18. 2. 45

Von 1 - 7 Dienst. Früh um 8 Uhr Alarm, ich war im Keller Andreeplatz. Die Nacht war ruhig.

Montag, 19. 2. 45

Den ganzen Tag spukt Alarm: abends ging ich noch zu Haide. Abends Alarm und nachts noch 2 x. Es ist eine Luftmine in der Honrothstraße herunter gekommen.

20. 2. 45

Nachtdienst. Von ½ 8 bis ½ 9 Alarm. Eben aus dem Keller herauf gekommen, wieder hinein, um ¾ 9 erneuter Alarm bis 22 Uhr. Die ganze Nacht rumort es. Von einem Voralarm in den anderen. Es sollen auch mehrere Bomben gefallen sein in der Honrothstraße.

Mittwoch, 21. 2. 45

... Früh nachmittags zu Haide. Den ganzen Tag geht der Ping-Pong. Um 20 Uhr Alarm, um 24 Uhr Alarm. Und dann kommt der 22. 2. 45, wo das schöne Hildesheim mit seinen entzückenden Fachwerkhäusern den Bomben zum Opfer fiel. Nun auch diese schöne alte romantische Kleinstadt - man könnte weinen. Lauter »Spitzweg-Winkel« und nun - nur Trümmer und Schutt und Scherben und Asche und Schreien und Klagen und Sterben!!!

343 Menschen kamen auf diese schändliche Weise ums Leben, in Wirklichkeit sind es noch viel mehr. Wie viel vernichtete Hoffnung, wie viele Schmerzen und Qualen ...

»Warum zerren wir Tag für Tag weiter an diesen Ketten?«

Oft meint man, man kann dieses Leben nicht mehr ertragen - und es geht weiter. Die Sonne scheint genauso hell und warm über die verwüsteten Trümmerhaufen als über das wenige Stehengebliebene. Aber oft fragt man, was hat das Leben überhaupt noch für einen Zweck?

Wozu ist das Leben da, warum zerren wir Tag für Tag weiter an diesen Ketten, die uns knechten? Warum??? Warum lehnen wir uns nicht auf gegen dies unmenschliche Erleben? Warum? Warum? Warum nicht?

An diesem Tage wurden auch viele Bahnhöfe zerstört, so Peine, Lehrte, Vienenburg, Harzburg usw., auch in Hannover sind wieder Bomben gefallen. Und so geht es Tag um Tag -.

Am 24. 2.

nachmittags bei Haide, am Abend Alarm. Bei Flötes im Keller. Heute war es hier recht voll. Diesen Kellergästen muß ich auch ein kleines Gedenken weihen.

... Dann war da Frau Böttcher, eine impertinente Person. Immer versuchte sie, den besten Platz zu erhaschen, und zwar immer möglichst in der Nähe des Eingangs zu dem richtigen Keller und von da zu dem kleinen Bunker. Sie war auch immer die erste, die dann dort verschwand, wenn es brenzlich wurde und bummste.

Heute abend war zum 1. x die in Hildesheim vollständig ausgebombte Familie ... da. Die Frau und der kleine 5-jährige Junge sahen aus wie Juden. Sie war äußerst liebenswürdig, aber sehr bestimmt, die ließ sich die Butter nicht vom Brot nehmen und kannte ihre Vorteile. Die 10-jährige Tochter war auch sehr redselig. Sie kam mit H. Die beiden kleinen H. kamen auch oft zu uns, den einen nannten sie Brüderchen. Dann war da noch die 4-jährige kleine Heide Flöte, wenn der Alarm für uns harmlos war, d. h. wenn die feindlichen Flieger über uns hinweg nach Berlin flogen, dann versammelten sich manchmal die ganzen Kinder bei uns. Haide malte ihnen dann oft kleine Märchenbildchen. Meistens strickten wir im Keller. Heute abend taten wir nichts dergleichen, wir zitterten vor Furcht, denn es bummste wieder ganz gehörig in Hannover. Jeden Abend waren Hannover und Berlin das Ziel der Angriffe.

25. 2. 45

Vormittags Dienst, Alarm von 11 - ½ 2 und abends von 8 -10.

Dienstag, 27. 2. 45

Abends Alarm und nachts von ½ 1 - 4 im Keller Wrede. Ich war stark erkältet.

Mittwoch, 28. 2. 45

Früh bis 8 geschlafen. Um 9 Uhr kamen Lina und Rob aus Hahausen. Ab ¾ 8 - ½ 10 Alarm. Wir waren bei Westermann im Keller.

1. 3. 45

... Diese Nacht war nicht ruhig, wir hatten dauernd Alarm.

Freitag, 2. 3. 45

Nachtdienst. Frei. Mittags Alarm. Keller Westermann, mit Lina und Rob. Nachmittags zu Warnars. Abends Alarm von ½ 8 - ½ 11.

Man hat keine Zeit

Sonnabend, 3. 3. 45

Lina und Rob sind früh um 5 Uhr abgereist. Ich legte mich noch einmal hin und schlief bis 8 Uhr. Das darf man sich eigentlich gar nicht erlauben, weil man keine Zeit hat. Heute morgen hatte ich besonders viel zu tun. Ich habe die Betten abgezogen, die Wäsche eingesteckt, die Betten in den Keller geschleift, das Radio wieder in den Keller gebracht usw.

Um ½ 9, ich war noch gar nicht richtig angezogen, »Voralarm«. Jetzt ging es aber buchstäblich im Laufschrift. Ich war gerade dabei, gewaschene Wäsche auf den Balkon zu hängen, als ich von gegenüber schon wieder den »Ping-Pong« vernahm, ich sah auch schon die Leute in den Bunker rennen. Ein paar Mal rannte ich noch in den Keller, kaum hatte ich das letzte Stück verstaubt - Alarm - . Ich fragte Herrn D., der gerade die Treppe von oben herunterkam, nach den letzten Meldungen. Da sagte er mir: »Sie können ruhig noch oben bleiben, es ist noch keine Gefahr.« Das tat ich dann auch gern, ich hatte ja so unendlich viel zu tun.

Zunächst setzte ich meine Kartoffeln für das Mittagessen in die Ofenröhre zum Kochen. Dann machte ich die Treppe. Auch Frau Krusche machte die Treppe für Frau J. Gerade als ich bei den letzten 3 Stufen war, hörte ich einen Flieger über mir, er flog so tief, daß ich glaubte, unser oberes Haus sei mit weggerissen, in der selben Minute ein Sausen und Krachen, unbeschreiblich. Meinen Eimer in die Hand reißend, 3 Stufen auf einmal nehmend, so stürzte ich in die Wohnung, riß meinen Mantel vom Haken, meine Tasche mit dem Luftschutzgepäck in die Hand - und nichts wie runter in den Keller, und schon bummste es zum zweitenmal, als ich noch auf den letzten Stufen war. Ich war vollständig aufgelöst, mein Herz schlug wie ein Hammer in der Brust. Nach mir noch kamen D. erst herunter mit der kleinen Elke. Ihnen ging es ähnlich wie mir, aber sie brachten nichts mit herunter, weder Luftschutzgepäck noch Lebensmittelmarken.

Und nun ging der Tanz los, Bombe auf Bombe krachte, wir kauerten, wie immer bei solchen Gelegenheiten, auf dem Fußboden - es ist schauerlich - immer gegenwärtig zu sein, so, die nächste trifft dich. Nach 20 Minuten ungefähr war das Schlimmste vorüber. Nun gingen

wir auf die Straße, die Schäden zu besehen. Unser Haus war heil und ganz. In Richtung Ostbahnhof, Hauptbahnhof, brannte es. Ich hatte Mittagsdienst. Es ist immer dasselbe grausige Bild nach einem Angriff. Im Ölschlägern und Langedammstraße wieder neue Einschläge in den Ruinen - es müssen hier wohl noch immer Leute gewohnt haben, denn zwischen all den Trümmern standen Möbel - schauerlich.

Und wieder haben wir viele Tote - In der Bruchstraße 30, in der Kastanienallee, gegenüber von Dr. Lube, 8 Tote im Keller, in der Nußbergstraße 7 Tote. Und so geht das fort und fort. Amtlich sind 86 Tote bekannt gegeben, in Wirklichkeit aber sind es mehr. Es ist schrecklich -

Auch über Hannover waren sie heute gewesen.

Die Gefallenen vom 3. März
 Nach den letzten Feststellungen hat die Volksgemeinschaft bei dem Terrorangriff vom 3. März in der Stadt Braunschweig 65 Gefallene zu beklagen. Außerdem wurden 21 Ausländer getötet.

62 Gefallene in Hannover
 NSG. Das Gaupresseamt der NSDAP. teilt mit: Die Zahl der Gefallenen anlässlich des Terrorangriffs auf Hannover am 3. März hat sich auf 62 erhöht. Außerdem wurden 14 Ausländer getötet.

Nebstehend das Ergebnis!! Unser Bahnhof wurde auch erneut getroffen.

Sonntag, 4. 3. 45

7 - 13 Dienst. Mittags Alarm, abends Alarm, nachts bei Haide. Von ½ 2 - 4 nachts Alarm - der Feind kommt immer näher heran.

Mittwoch, 7. 3. 45

Vormittags Dienst, nachmittags zu Haide, dort geschlafen. Von ½ 8 - ½ 12 nachts Alarm. Wir hörten furchtbare Detonationen in Richtung Magdeburg, Dessau, schwer getroffen. Auch das Amt in Magdeburg ist getroffen.

Donnerstag, 8. 3. 45

Morgens zu Haus. Abends um ½ 8 - 12 Alarm, in Wredes Keller.

Freitag, 9. 3. 45

war ich bei Haide, Schmiedel war auch gekommen. Abends saßen wir wieder in Flötes Keller (Frau Böttcher benahm sich unverschämt).

Die Flieger sind fast jeden Tag über Berlin, manchmal 2x. Die armen, armen Menschen, wie sie dieses Leiden nur noch aushalten. Man ist vollständig zermürbt.

Sonnabend, 10. 3. 1945

Nachtdienst! Wir hatten die Nacht 2x Alarm. Und abends von 19.50 - 21.45 wieder.

Sonntag, 11. 3. 45

Vom Nachtdienst zu Alwine Froburg nach Weddel. Das ist immer eine gewagte Fahrt, und ich bin immer froh, wenn ich ohne Alarm erst wieder zurück bin. Mittag habe ich bei Gerloffs gegessen. Abends 21 - 0.15 Alarm.

Mittwoch, 14. März 1945

Früh von Haide weggefahren, Besorgungen gemacht. Dann zum Garten, es sollen in der

Nacht Bomben am Lünischteich gefallen sein. Im Garten ist aber alles in Ordnung. Nachmittags Dienst, von 2 - 5 Alarm. Im Sackbunker gegessen. Der Rundfunk meldete 40 Minuten ununterbrochene Feindtätigkeit über Hannover. Wir haben nun auch dort kein Amt mehr (Meldekopf). Auch Hildesheim erneut angegriffen.

Donnerstag, 15. 3. 45

Vormittags zum Dienst, nachmittags zu Haide, - von ½ 2 - ½ 5 Alarm, im Keller Flöte. Abends Nachtdienst, von ½ 9 - 11 Alarm, und wieder ist Hannover und Hildesheim das Ziel der Angriffe. Leider hat es auch wieder viele Tote gegeben.

So geht das alle paar Tage, das Elend wird immer größer.

Bordwaffen gegen einen Flüchtlingszug!

Rom, 9. März. Rom hatte auch am Vormittag des 8. März einen mehrstündigen Fliegeralarm. Starke feindliche Verbände überflogen Rom und warfen Spreng- und Stabbrandbomben besonders im östlichen Stadtrandviertel Portonaccio. Bei den Bergungsarbeiten nach dem Angriff vom 7. März konnten mehr als 200 Tote und Verletzte, darunter zehn Kinder eines Kinderheims, gezählt werden. Es ergab sich, daß das Stadtrandviertel Trastevere ernstlicher gelitten hat, als ursprünglich angenommen worden war. Am 7. März wurde bei Settebagni, ungefähr 17 Kilometer nördlich von Rom, ein mit Flüchtlingen aus der Gegend von Cassino besetzter Eisenbahnzug von feindlichen Fliegern mit Bordwaffen angegriffen. Der Angriff forderte 60 Tote und über 200 Verletzte, zumeist Frauen und Kinder, unter den Flüchtlingen.

Sonntag, 18. 3. 45

Den ganzen Tag Alarm von 10.15 - 13, 16 - 16.50, 20 - 20.30, nachts 4 - 5 (Uhr).

Montag, 19. 3. 45

Früh von Gerloffs weg nach Haus, gekocht, Besorgungen gemacht. Wollte Grude holen, da

waren sie schon wieder eingeflogen, der Ping-Pong ging. Aber es blieb Gott sei Dank nur bei Voralarm.

Ich habe dann aus dem Garten Stiefmütterchen geholt, bin zum Friedhof gefahren und habe die Gräber bepflanzt.

Dienstag, 20. 3. 45

Heute ist Haides Hochzeitstag. Ich bin aus dem Nachtdienst gekommen. Um 11 Uhr ging ich zu Haide zum Mittagessen. Es gab kurzen Alarm. Nach der Entwarnung haben wir eine Stunde geschlafen, dann gemütlich Kaffee getrunken.

Um ¼ 9 Alarm. Wir waren bei Flötes im Keller. Zwischendurch waren wir auch dann mal auf dem Hof. Von hier aus konnte man das Aufblitzen der platzenden Granaten im Norden

beobachten. Hamburg wurde heute einmal wieder angegriffen.

Am 22. März 1945

war ein besonders schwerer grausamer Angriff auf Hildesheim und Hannover. Die ganzen folgenden Tage ging es so. Alarm, Alarm, Alarm!!! Man kam überhaupt aus dem Keller nicht mehr heraus.

Am 25. 3. 45

auch wieder Hannover das Ziel der furchtbaren Bomben. Man weiß jetzt kaum noch, wann der eine Alarm aufhört und wann ein neuer beginnt. Wir können nur die notdürftigsten Arbeiten verrichten. Es ist alles so unsagbar schwer.

Donnerstag, 29. 3. 45

Vom Nachtdienst nach Hahausen gefahren mit Haide zusammen. Lina geht es sehr schlecht, sie hat die Gürtelrose - das fehlt uns ja auch gerade noch, wir waren ganz geknickt. Dazu kursieren die tollsten Gerüchte. Der Feind soll schon bei Gandersheim stehen. Na, ganz so schnell geht es ja wohl doch nicht. Man kann sich wundern.

Frühling - und dicht daneben der Tod

Karfreitag, den 30. 3. 45

Erst ausgeschlafen, was wir in Braunschweig überhaupt nicht mehr können. Früh zu Mittag gegessen, nach dem Mittag schlief Lina, Haide und ich machten in der Zeit einen Spaziergang. Wir gingen am Friedhof entlang, dann weiter unter der Brücke durch, an den Dämmen war alles blau von Veilchen und ein Duft - es ist ja Frühling, und die Sonne scheint, ja, so etwas gibt es auch noch in der Welt. Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte - und dicht daneben wartet der Tod, wir gehen in der Straße herauf, da hören wir wieder die übliche Musik, das Brummen feindlicher Flugzeuge und von weitem das Einschlagen der Bomben. Werden wir denn dieses Schreckliche nie loswerden? Fünf Minuten haben wir uns über die schöne Natur gefreut - und nun - Zerstörung!!!

Sonnabend, 31. 3. 45

Früh die übliche Musik, Brummen feindlicher Bomber ... und ... Braunschweig ist angegriffen. Nun setzt der Herzschlag aus und die Angst um die Angehörigen in Braunschweig ein.

Sonntag, 1. 4. 1945

Ostern! Um 5 Uhr aufgestanden, um 6 Uhr nach Braunschweig zurückgefahren. Wir kamen aber nur bis Rünigen, von hier aus mußten wir wieder einmal zu Fuß nach Braunschweig. Die Bahnlinie war von Bomben getroffen. Das ganze Feld Rünigen-Leiferde verwüstet, Trichter an Trichter, es ist fürchterlich. Dies Land kann in diesem Jahr nicht mehr beackert werden, was soll dieses nur alles? Unsere Ernährung???? Und der Feind kommt immer näher.

Bei Bockenem und Hildesheim ist er bereits. Warum machen wir nicht Schluß? Wir können doch nicht mehr. Oh, du arme, geliebte Heimat, verlorenes Vaterland. -

Wir sind dann noch auf den Andreeplatz vorgegangen und waren erst mittags an der Wabe.

Montag, 2. Ostertag, 2. 4. 45

Die Nacht schlecht geschlafen, unsere Stimmung ist unter 0. Ich fuhr dann zum Ortsgruppenführer Buttler in Querum, um ihn um Hilfe junger Leute zu bitten. Wir wollten den Trichter gern zu haben.

In den nächsten Tagen wurden Barrikaden in den Straßen der Stadt gebaut, zur Verteidigung.

Sonnabend, den 7. 4. 45

fuhren Haide und ich mit einem Handkarren nach Querum zu Pastors, denn direkt auf dem Pfarrhof oder vielmehr Garten werden auch Barrikaden gebaut. Wollen wir es denn wirklich bis zum Äußersten treiben, hoffen wir wirklich noch (auf) irgendeine Hilfe? Unsere Hilfe kommt von dem Herren, der Erde und Himmel gemacht hat. Wenn es zum Kampf kommen würde, so waren die Sachen, die H. nach Querum geschickt hatte, auch verloren. Nun wollten wir wenigstens noch den Rest Bücher, der von dem Brande in der Kralenriede übriggeblieben war, retten. Als wir mit unse-

rem Handwagen auf dem Hof landeten, gab es erst einmal wieder Alarm. Zuerst hatten wir nicht so sehr viel darum, als es aber in der Nähe ganz gefährlich bummste, zogen wir uns mitsamt den beiden Pastorentöchtern, die allein zu Haus waren, in den Keller zurück. Es ging auch gut, und wir kamen gut wieder nach Haus.

Das Ende

Sonntag, d. 8. 4. 1945

Ich bin bei Haide. Heute sind die Geschäfte geöffnet, es gibt eine Sonderzulage von 3 Pfund Reis und 5 Pfund Zucker. Das ist so viel, daß man es kaum fassen kann. Wir suchen alle Beutel zusammen, denn für uns 4 sind das 12 Pfd. Reis und 20 Pfd. Zucker, eine unglaubliche Menge. Hanna und ich gehen zu Fischer (Drogerie Gliesmarode) und kaufen ein. Nachmittags sind wir 4, Haide, Hanna, Diethelm und ich, mit 2 Handwagen nochmals zu Pastors gefahren, um noch Sachen zu holen. Der Feind steht dicht vor unseren Toren. Gott mag uns gnädig sein.

Am Dienstag, 10. 4. 1945

hatte ich nachmittags Dienst. Es waren heute nur noch 5 Angestellte erschienen, eine weibliche Oberaufsicht Stange und 2 Aufsichten, Frau Thies und ich. Zu tun war gleich 0, also nichts. Nun ging das immerfort. »Gegenüber gibt es Bonbons ohne Marken«, »Ulrich hat Keks«, und bei Thiele auf dem Damm gab es gar 1 Büchse Wurst ohne Marken. Das nahmen wir natürlich alles mit.

Die Hälfte war im Amt, die andere Hälfte beim Einkauf. Ich holte mir auch eine Büchse Wurst, wurde aber fast tot gedrückt von den unvernünftigen Menschen. Am liebsten hätte ich auf die Wurst verzichtet, wenn ich nur aus dem Menschenknäuel hätte herauskommen können. Gegen Abend kam der Amtmann Hahn, wir hatten ein Gespräch des Kreisleiter Heilig in der Leitung und waren alle restlos empört. Unser Amtsgeheimnis schließt uns den Mund.

Als wir um 7 Uhr nach Haus wollten, waren Tiefflieger draußen, und zwar so tief, daß wir uns gar nicht fortzugehen getrauten. Um ½ 8 wagten wir es, immer unter Beschuß. Ich fuhr nun zunächst nach Haus. Am Vormittag

hatte ich 2 Rucksäcke mit Lebensmitteln gepackt, auch das Luftschutzgepäck in 2 Behälter verteilt, man wußte ja nicht, wann und wie der Feind bei uns einbrechen würde, wie lange wir erst unter Beschuß liegen würden. Königsberg hat 30 Tage unter Beschuß gelegen, wenn man nun eine solch lange Zeit nicht aus dem Keller herauskann, dann ist das eine trostlose Angelegenheit. Ich wußte auch nicht, wo mich das Schicksal erreichen würde, ob Andreeplatz, ob Wabe. Na, ich holte nun den einen Rucksack und das eine Luftschutzgepäck vom Andreeplatz und fuhr zur Wabe, unter sehr starkem Beschuß, es war eine aufregende Angelegenheit, zumal es schon fast ganz dunkel war.

Vorn am Eingang zu dem Pappelweg an der Wabe standen Haide und Diethelm, schon ganz ängstlich Ausschau nach mir haltend. Wir waren froh, als wir uns nun hatten und das Kommende wenigstens zusammen erleben würden. Das Schießen nahm rapide zu, und die Einschläge krachten nicht schlecht. Wir beschlossen nun, da die Fenster und Türen dauernd klapperten von den Einschlägen, es auch wohl gefährlich sein würde, oben zu bleiben, unsere Betten in den Keller zu bringen. Die große Chaise schleiften wir in den Gemüsekeller, hier sollte Haide mit Diethelm schlafen, für Martin stellten wir eine Stahlmatratze mit Auflagen in den Luftschutzkeller; für Hanna brachten wir die Chaise aus dem Eßzimmer in den Vorkeller, und ich legte mich in einen Liegestuhl ins Waschhaus. Vollständig angezogen (was ich übrigens schon seit dem 15. Oktober machte) legten wir uns hin.

An Ruhe war natürlich nicht zu denken. Was würden die nächsten Stunden bringen? Würden wir die Stadt verteidigen? Das bedeutete Mord und Totschlag und vollständiger Untergang. Würden wir kapitulieren? Das bedeutete Feindeinbruch. Wie würde er sich benehmen? Das waren bange Fragen und bange Stunden. Besiegtés Volk, wer weiß, was das bedeutet, und ein Haß wuchs in unseren Herzen gegen die, die uns in diese Lage gebracht hatten. Mitten in die Gedanken - Bumms - rumms - wir flogen hoch in den Betten, saßen ängstlich aufrecht und lauschten, und wieder - bumm - rumms -. Und wieder kommen die düsteren Gedanken -. Wohin sind wir geraten, in eine Not und ein Elend, zu schwer zu tragen für unsere Schultern, was hat das Volk erduldet in diesen Kriegsjahren, 5 ½ Jahre - 5 ½ Jahre Angehörige an der Front, in Not und Angst gelebt - gehungert, gefroren - nur täglich

stundenlang in oft kaltem Wetter vor den leeren Läden stehen müssen und meistens mit leeren Händen wieder weggeschickt.

Man ist vollständig fertig und am Ende seiner Kraft. Die Folge ist die seelische und sittliche Verzweiflung der Menschen. Verzweiflung über das furchtbare Morden draußen und drinnen, draußen Panzer, drinnen die Bomben. Verzweiflung über die verlorene Heimat, über das verlorene Obdach, arm sind wir, bettelarm. Verzweifelt sind die Menschen, die ihre Kinder, Gatten, Väter, Brüder opfer-ten; verzweifelt die, die ihr Heim verloren, verzweifelt die, die ihr Heim verlassen mußten, im Osten des Reiches, die auf Trecks in bitterer Kälte wochenlang unterwegs waren, um in das Innere des Reiches zu kommen. Säuglinge starben ihnen unter den Händen, sie hatten nicht Zeit, sie zu begraben, von den Wagen haben sie sie geworfen - oh, man schaudert. Die Kälte war so groß, daß den kleinen Geschöpfen die Windeln angefroren sind. Und wenn sie dann hier ankommen??? Dann geht das Elend von neuem an. Kein Raum - jetzt sind wir wirklich ein Volk ohne Raum. 2/3 unserer Stadt - zerstört - von 59.000 Wohnungen sind nur 9.000 unbeschädigt geblieben. Man könnte Bände füllen mit diesem Elendskapitel, aber es hat ja alles keinen Sinn ...

Rumms - wieder ein Einschlag, wenn das noch lange dauert, wird man noch ganz wirt. Aber auch diese Nacht geht vorüber. Als der erste graue Schimmer des jungen neuen Tages in unsere Keller drang, standen wir auf, kochten uns eine Tasse Kaffee (Ersatz natürlich) und frischten unsere von der schlaflosen Nacht sehr mitgenommenen Lebensgeister wieder ein bißchen auf. Mit dem Tagesanbruch hatten die Einschläge etwas nachgelassen.

Mittwoch, 11. 4. 1945

Ich ging heute nicht zum Amt, die Nacht lag mir in den Knochen, es war ja auch buchstäblich nichts zu tun, und außerdem, wo stand der Feind? Man sagte, am Kanal bei Ölper. Er konnte jeden Augenblick in die Stadt eindringen.

Ich fuhr zum P.-Amt II Messeweg, hier in unmittelbarer Nähe der Wabe, und rief von dort das Amt an. Stange war auch heute da, aber los war nichts. Nun fuhr ich erst einmal in Richtung Wredes Garten, ich hatte von weitem ein großes, hell lodernendes Feuer dort gesehen. Und richtig, wir hatten unsere eigene Flakstel-

lung in Brand gesteckt. Es wurden überhaupt allerhand eigenartige Befehle »von oben« ausgeführt. Tagelang hatte man auf unserem Posthof große Feuer brennen, es wurden sämtliche Akten der Beamten und wichtige Schriftstücke dort vernichtet, ja man verbrannte sogar »Bar-geld« .

Unser Garten war diesesmal verschont, um so erstaunter war ich, als ich nun doch noch zum Dienst fahren wollte, als ich an meiner alten Wohnung Riddagshäuser Weg vorbei und zum Andreeplatz kam. Hüben und drüben - wie nach einem Angriff. Scherben, Schutt, Trümmer usw. Sämtliche Fensterscheiben bei mir und bei Wredes kaputt. Überall Einschläge der Granaten. Nun hieß es, erst mal wieder aufs neue Fenster mit Pappe vernageln, was natürlich wieder sehr viel Zeit in Anspruch nahm. Nach dem Amt ging ich nun nicht mehr. Als ich die Fenster notdürftig zuhatte, fuhr ich zurück zur Wabe. Die ganze Gesellschaft bis auf Martin war ausgeflogen zum Proviantamt. Die Lager waren geöffnet, und nun war die ganze Nachbarschaft unterwegs, um einige Lebensmittel zu erben. Ich fuhr ihnen dann mit dem Rad entgegen.

Hanna und Diethelm traf ich unterwegs, schwer beladen. Von Diethelms Handwagen war die Deichsel abgebrochen, und wir zogen an einem Bindfaden, lenken konnten wir natürlich nicht, und so rollte der Wagen von einer Straßenseite auf die andere. Es war ziemlich schwer, und ganz erschöpft kamen wir nach Haus. Nichtsdestotrotz zogen wir doch noch einmal, und zwar mit zwei Handwagen, los, Haide entgegen. Und das immer unter Artilleriebeschuß. Mit dieser Fuhre waren wir dann wohl gegen 4 Uhr nachmittags zu Haus. Gegen 6 Uhr sind Haide und ich dann noch einmal hin, nur mit unseren Rädern. Diethelm kam dann später auch noch, wir 3 trollten dann heim zusammen.

Ich habe hier einmal wieder gestaunt über die »Masse Mensch«. Ich wartete auf Haide an einem Güterzug. In dem leeren Wagen standen angeschnittene Büchsen mit wundervollen jungen Erbsen, die Menschen hatten in den Büchsen wohl Fleisch vermutet und waren nun unangenehm überrascht, daß nur Gemüse drin war, sie ließen sie angeschnitten stehen. Ich fand das sündhaft, denn lange ist es her, daß man junge Erbsen bekommen hatte, ich nahm die Büchsen an mich, sonst wären sie wohl verkommen. So ist der Mensch, vor acht Tagen noch Hunger, so daß man sich gierig auf

etwas Eßbares gestürzt hätte, waren sie nun im Überfluß und verschmähten schon wieder. Überhaupt - da lagen Pakete mit Kaffee-Ersatz, aufgerissen, der Inhalt verstreut. Da lagen weggeworfene Kürbis- und Rote-Rüben-Flaschen. Da waren Graupen und Grütze und Zucker und Nudeln, verstreut, die losgelassene Menge watete darin herum. Mir tat das Herz weh. Wir hatten doch schon Jahre gehungert und würden vielleicht auch in Zukunft hungern. Würde sich dieses Verhalten hier nicht rächen?? Dann sahen wir, wie die Menschen gar nicht genug bekommen konnten. Eine Frau fuhr mit einem Handwagen nur durch, der so voll beladen war, daß die Pakete hinunterfielen. Mit Autos und Pferdewagen waren sie da.

Ich habe ja später auch bedauert, daß ich mir nicht ein bißchen geholt habe, auch für Wredens. Dann, nach einigen Tagen, als der Ami schon da war, durften nur noch Ausländer dorthin, und die haben dann ja wohl gründlich aufgeräumt. Komisch, was uns gestern noch so furchtbar aufregte, hörten wir heute kaum, den ganzen Tag hatte es gerumst und gebummst. Und doch legten wir uns heute etwas ruhiger schlafen. Es war abends stiller geworden. Trotzdem blieben wir diese Nacht einmal unten im Keller.

*Das war ein wunderbarer Tag, wie ich schon vorher
 geschrieben habe. Mit Autos in Pflanzengärten
 und für die. Ich habe ja früher auf bed. Insel
 daß mir nicht ein bißchen auf bed. Insel
 auf für Handlung. Dann auf einigen
 Tagen, als der Ami schon da war, durften
 nur noch Ausländer dorthin, und die haben
 dann ja wohl gründlich aufgeräumt. Komisch,
 was uns gestern noch so furchtbar aufregte,
 hörten wir heute kaum, den ganzen Tag
 hatte es gerumst und gebummst. Und doch
 legten wir uns heute etwas ruhiger schlafen.
 Es war abends stiller geworden. Trotzdem
 blieben wir diese Nacht einmal unten im
 Keller.*

*11. 11. 45. Um 9 Uhr ungefähr steckten wir ganz
 vorsichtig Fühler aus. Es war nämlich ganz
 still geworden. Hatte der Feind die Stadt
 schon eingenommen? So fragten wir uns.
 Ganz vorsichtig und still gingen wir vor
 die Tür, da sahen wir den jungen Flöte
 (Staatsanwalt), Hügel, Staats, Bergfeld
 und noch mehrere Nachbarn auf der Straße
 stehen. Wir gesellten uns zu ihnen, und
 als wir an die Wabe kamen, standen da
 mehrere Amerikaner, einige Panzer standen
 auf dem Fußweg. Die Amerikaner waren
 sehr freundlich. Haide und der junge
 Flöte unterhielten sich mit ihnen
 englisch. Die Stadt hatte sich am Abend
 vorher, also am 11. 4. 45, 20 Uhr,
 kampflös ergeben. Nun war der große,
 ach so bittere Augenblick da. Besiegtes
 Volk - verlorenes Vaterland! Völliger
 Zusammenbruch - - - und was nun???*

12. 4. 45

Um 9 Uhr ungefähr steckten wir ganz vorsichtig Fühler aus. Es war nämlich ganz still geworden. Hatte der Feind die Stadt schon eingenommen? So fragten wir uns. Ganz vorsichtig und still gingen wir vor die Tür, da sahen wir den jungen Flöte (Staatsanwalt), Hügel, Staats, Bergfeld und noch mehrere Nachbarn auf der Straße stehen. Wir gesellten uns zu ihnen, und als wir an die Wabe kamen, standen da mehrere Amerikaner, einige Panzer standen auf dem Fußweg. Die Amerikaner waren sehr freundlich. Haide und der junge Flöte unterhielten sich mit ihnen englisch. Die Stadt hatte sich am Abend vorher, also am 11. 4. 45, 20 Uhr, kampflös ergeben. Nun war der große, ach so bittere Augenblick da. Besiegtes Volk - verlorenes Vaterland! Völliger Zusammenbruch - - - und was nun???

Trude Oppelt (1894 - 1987)

»Schickt mir doch diesen Brief wieder, es ist wohl ganz interessant, wenn man alles später mal wieder liest.«

Briefe aus Braunschweig nach Berlin zwischen dem 12. Januar 1943 und dem 19. Februar 1944

» ... aber das Bild der ziehenden Flugzeuge war so schön, daß man nichts Schlechtes von ihnen vermutete.«

Braunschweig, 12. Januar 43

Liebe Mutter und liebe Herullas! [Hermann und Ulla]

Wißt Ihr, wie wir Braunschweiger bei den Urlaubern heißen? »Die Wartestadt im Zittergau!« Aber gestern hatten wir doch ein aufregendes Erlebnis. Munni kam gerade aus der Stadt und hatte für mich einen Bernsteinknopf organisiert. Ich hatte ihn gerade in der Hand, da gab es Alarm. Nun begannen die üblichen Vorbereitungen, Betten, Nähmaschine usw. in den Keller. Da schoß auch schon die Flak. Richard ging in Hausschuhen zum Gewächs-

haus, Munni ging auch hin, auf einmal guckten sie in die Luft, da kam Munni angebraust und rief mich, und ich guckte auch in die Luft. Da sahen wir, was wir sonst des Nachts nur hörten. Bei strahlendem Sonnenschein und am blauen Himmel zogen die Amerikaner hoch oben ihre Bahn. Ein Verband, noch ein Verband, und noch einer, so kamen sie nacheinander hinter einer weißen Wolke vor, immer mehr. Stolz, ruhig und glitzernd zogen sie ihre Bahn, über unsere Ecke nach Richtung Nimo. Es war so ein fesselndes Bild, daß wir unsere Augen nicht davon trennen konnten, trotzdem die Flak heftig über unsere Köpfe weg ballerte, es ohrenbetäubend knallte, und es in dem Verband aufblitzte, ich weiß nur nicht, ob das unsere Geschosse waren oder ob die Amerikaner schossen. Hinter unsrem Gewächshaus tauchte ein neuer Verband auf. Man sah deutlich, daß sie was fallen ließen. Munni und ich liefen ins Haus, um noch was in Sicherheit zu bringen. Ich stand schon wieder in der Haustür, da spürte ich wieder solchen Luftdruck und sah, wie die großen Scheiben im Kindergarten sich hin und her bewegten. Munni rief »Mutter komm runter, ich höre was pfeifen«. Wir guckten dann durch die Kellertüre, da war alles schon geschehen. In der Gegend hinter unserm Gewächshaus, oben am Himmel standen 4 rote Signalbomben. Davon nur gingen 4 weiße breite Nebelstreifen hinter unserem Hause entlang. Es waren die Kondensstreifen von Lufttorpedos, die die »Miag« getroffen haben. Diese Fabrik liegt nicht weit von der Nimo entfernt. Eine Halle wurde zerstört, zwei weitere beschädigt. Ein breite schwarze Rauchwolke zog hinter dem Walde entlang. Sechs tot, und Verletzte. Richard stand mit dem Fernglas und beobachtete alles, Bosse, Emil und Cleber liefen zum Splittergraben, Munni sagte: »Bosse Hose schon haben voll.«

Einige Jäger von uns flogen aufgeregt hin und her. Es waren nur 4 oder 5. Die konnten ja nichts machen. Und die Raben schwirrten ebenso aufgeregt mal nach dieser Seite, mal nach jener. Dann kam wieder ein Trupp ganz kleiner Vögel, die pfeilgeschwind in einer Richtung davonbrausten. Als es dann so sehr knallte, stürmten aus dem gegenüberliegenden Hause, ein Trupp Mütter hervor mit Kinderwagen, und Kindern auf dem Arm, und verschwanden in der Erde. Ein paar Soldaten sprangen geduckt auf der Straße und suchten Deckung hinter einem Hause. Es war ja nun sehr leichtsinnig von uns, sich so im Freien

aufzuhalten, aber das Bild der ziehenden Flugzeuge war so schön, daß man sich nichts Schlechtes von ihnen vermutete. Drei Scheiben sind wieder kaputt von unserem Gewächshaus und einen 25 cm langen Flaksplitter haben wir hinter unserem Haus gefunden. Rings um Braunschweig sind 125 Flugzeuge abgestürzt. Die Amerikaner haben im Raum von Braunschweig noch mehr Bomben abgeworfen und Schaden angerichtet. Sie sind aber wieder über unsere Ecke geflogen. Auch wieder vom Osten nach Westen. Von ½ 11 Uhr bis ¾ 1 Uhr dauerte es. Munni war nachher ganz bleich. Trotzdem wir nicht aufgeregt waren, waren wir doch aufgeregt, wir merkten es nur vor Spannung nicht. Die Sanitätsautos und andere mit Soldaten fuhren dann schnell in Richtung Miag und die Sanitätswagen fuhren dann ganz langsam wieder zurück.

Das Bäschen ist schon eingekocht. Morgen wird Julchen geschlachtet. Sie ist etwas nervös, und frißt nicht viel, und denkt, ich bin fett genug.

Nun wieder die herzlichsten Grüße

Trudi

»Auf den Trümmern ihres kleinen Hauses saß eine Frau und lachte.«

Braunschweig, 29. September 1943

Liebe Ursel und lieber Hermann!

Nun haben wir unsere Feuertaufe auch hinter uns. Es sollen nur 8 Flieger hiergewesen sein, die von Hannover über den Harz nach Braunschweig abgedrängt worden sind. Sie haben aber genug Schaden angerichtet. Direkt in der Verlängerung unserer Straße, Bültengeweg, geht es an. Ein großer Trichter mitten in der Straße, das Wasserrohr zerstört. Deshalb hatten wir einen ganzen Tag kein Wasser. Oma und ich machten einen Rundgang, durch das zerstörte Gebiet. Ein großes Quadrat Häuser war ganz flach, keine Mauer stand, nur ein paar Schornsteine, ein Trümmerhaufen nur. In den Straßen manche Häuser ganz zerstört, und ganze Straßenzüge mit geplatzen Scheiben und zerschmetterten Fensterflügeln.

Es sind in anderen Stadtgebieten auch noch viele Häuser zerstört. Überall wurden die Möbel, verstaubt und verdreckt, herausgetragen. Die Menschen räumten schon überall auf. Auf den Trümmern ihres kleinen Hauses saß eine

Frau und lachte. In der Nimo hatte ein Mann Wache. Als er morgens nach Hause kam fand er seine Schwiegereltern tot, auch seine Frau und seine beiden Kinder. Eine Frau flog aus einem explodierenden Haus in das gegenüberliegende durchs Küchenfenster.

Ich war so froh, als ich nach Hause kam, und unser Häuschen noch so heil und sauber ohne Scherbangarnierung vorfand. Zwar, ein Häufchen Schutt lag auch auf dem Hof. Da ist bei unseren Mädeln die schwache Decke abgeplatzt. Bei den Hühnern sind zwei Mistbeetfenster ausgehoben. Das ist alles. Bei unserem Bäcker sind einige Dachziegel gelockert, und die Schaufensterscheibe ist geplatzt. Beim Schlachter steht der Schornstein schief. Sonst ist hier nichts weiter passiert. Wir hatten nun schon so oft Alarm, und wir waren alle sehr müde. Als die Sirene ertönte, dachte ich, das ist ja Menschenquälerei, ich bleibe liegen. Da kam bald Oma, dann Munni im Nachthemd, dann Onkel, der hatte noch unten gelesen. Ich sah einmal zum Fenster hinaus, sah wieder die matten Scheinwerfer hinter dem gegenüberliegenden Haus und sagte: »Sie sind wieder in Hannover.« Munni legte sich wieder ins Bett, ich auch.

Plötzlich wurde es sehr hell, ich sah auf drei Leuchtbomben am Himmel, ich raste zu Munni, »feindliche Flieger«, dann ins Badezimmer mich anzuziehen. Es knallte schon furchtbar. Schuhe, Strümpfe, Schlüpfen, Rock an, darüber den Kittel, zwischendurch sah ich zum Fenster hinaus, zwei Weihnachtsbäume am Himmel. Das übrige Zeug raffte ich zusammen und runter. Onkel rief: »Wo sind meine Stiefel, wo ist mein Rock!!!« Unten schnappte ich meine Gasmaskenkartons und Verbandkästen, da liefen Onkel und Munni im Dunkeln gegen mich an, und, krach, lag alles unten. Ich wieder alles hoch, dann ging es hinüber. Oma und Munni waren schon vor mir. In der Haustür stehend brüllte ich zu den Mädchen rauf: »Seid ihr alle unten?« Indem wurde es taghell, ein Krach, ich flog ...

(Liebe Ursel, hier mußte ich meinen Brief gestern abend unterbrechen, weil wir wieder Alarm hatten. Im Luftschutzkeller saß schon Viktoria mit ihrem Gebetsbuch. Es war Gott sei Dank nichts, und wir konnten bald schlafen gehen.)

Also weiter in meinem Bericht: Ich flog durch den Luftdruck an die Wand, und machte nun schnell, daß ich runter kam. Ich staunte

erst mal über Munni, sie stand da in Schlüpfen, und zog sich erst mal richtig an. Mitgenommen hatte sie einen Koffer, ziemlich schwer, mit Briefmarkensammlung und ihren Schmuckkasten, ihre Bettdecke und zwei Decken. Angezogen hatte sie sich beim Lichte der Leuchtbomben. Dann kamen die Mädels runter. Die hatten keinen Alarm gehört. Maria in Pantoffeln, 2 hatten verschieden Schuhe an. Parania nur einen, und diese hatte überhaupt nur das Kleid an und fror vor Kälte und Angst. Munni gab ihr großzügig eine von ihren Decken.

Nun war das ein Getöse draußen, die Bomben fielen, es knatterte und krachte. Wir, Munni und ich, gingen öfter mal nach oben, um zu sehen, ob unser Haus noch steht. Onkel lief draußen herum, ab und zu sahen wir ihn. Wir verschwanden immer bald wieder. Denn wir konnten die Laute des Krieges nicht deuten und wußten nicht, wie wir uns zu verhalten haben. Aber endlich wagten wir uns auf die Straße, und es brannte in hellen Schwaden in der Richtung Braunschweig und in der Richtung mit dem Blick aus Munnis Zimmer. Das war die Bautischlerei Schnur, die uns schon so manches gebaut haben. Viele alte Bauernhäuser sind zerstört. Die feindlichen Flieger flogen in gerader Richtung über die nördlichen Außenbezirke der Stadt. Über der Schunter-siedlung warfen sie nur einige Brandbomben ab, die sofort gelöscht wurden. Wir waren der letzte Wohnbezirk, und ihre Vorräte alle. 15 Bomben allein lagen im Prinz-Albrecht-Park. Das war der Anfang: Arbeiterhäuser sind wieder einmal zerstört. Außer einer Klavierfabrik kein größeres Gebäude. 2 Schwestern, kleine Mädchen, aus dem Kindergarten, die gerade bei ihrer Großmutter waren, wurden mit dieser zusammen getötet. Heute stand eine Todesanzeige in der Zeitung mit 6 Personen. Die Eltern, 3 Kinder und die Großmutter. Das war ein unbeabsichtigter Angriff. Was mag übrig bleiben von Braunschweig bei einem Großangriff?

Oma will also Sonntag hier abfahren. Schließlich ist es überall dasselbe, und wir müssen nur darauf vertrauen, einmal »übrigzubleiben«.

Oma fährt Mittags ab, wie ihr, und ist abends in Berlin.

Ich bin todmüde und immer beim Einschlafen. Die Hauptsache weißt du ja auch nun und ich sende Euch einen SOS Gruß, (Schlafe ohne

Sirenen) und weißt Du, schicke doch diesen Brief wieder zurück. Es ist später vielleicht ganz interessant. Dir und Hermann die herzlichsten Grüße,

Tante Trudi.

Braunschweig, den 10. Oktober

Liebe Mutter, Ursel und Hermann!

... es ging dann wieder so fürchterlich in Hannover los. Viel mehr wie das erstemal, als ich es mit Oma beobachtete. Die Bomben flogen fast pausenlos. Zwei brennende Flugzeuge stürzten zur gleichen Zeit ab. Ich bedauerte nur die armen Menschen, die das über sich hatten. Die Leuchtspuren der Flak, die roten platzenden Artilleriegeschosse und über allem die so unheimlichen Leuchtschirme in immer neuer Folge. Bis halb drei Uhr dauerte es. Dann verkündeten unsere Signalbomben, die drei tröstlichen, daß dieser Hexensabbat sich seinem Ende näherte.

Von Hannover soll nicht mehr viel da sein. Den anderen Tag fuhr die Braunschweiger Feuerwehr hin, Ärzte, Schwestern, Hilfspersonal, Lebensmittel. Schon hörten wir aus unserer sicheren Quelle, daß zwischen 100.000 - 200.000 Obdachlose in Hannover wären ...

Der Bäcker sagt: »Jetzt verbacke ich meinen ganzen Zuckervorrat. Die Leute sollen noch mal gut essen.« ...

Schickt mir doch diesen Brief wieder, es ist wohl ganz interessant, wenn man alles später mal wieder liest.

Brief an Herrn Oppelt vom 5. 11.43

Lieber Oppelt!

Nun hat mich das Schicksal so erwischt, daß ich das Liebste, was ich auf Erden hatte, verloren habe. Mein ganzer Glaube ist jetzt gefordert zu einem trotzigem Dennoch. 2 Tage vor Urlaubsende erledigte ein Sprengbombenvolltreffer in den Luftschutzkeller unseres Hauses 12 von 15 Personen, darunter auch meine Frau und mein Kind. Meine Schwiegermutter, eine Frau und ich wurden durch den Luftdruck mitsamt der geschlossenen Luftschutztür in den Kellervorraum geschleudert und von nachfliegenden Trümmern zugedeckt.

Meine Schwiegermutter, am leichtesten verletzt, kam am ersten zum Bewußtsein und hat uns, die beiden anderen vorgezerrt. Alles

andere war schon tot und durch das zusammenstürzende Haus, da die Bombe von der Seite kommend unter dem Luftschutzkeller detonierte und das Haus so zum Einsturz brachte, begraben.

Ich selbst liege mit einer schweren Gehirnerschütterung, Verwundung des linken Armes mit Blutvergiftung und mehrfachem Bruch des rechten Armes und Bruch einer Rippe hier für mindestens 3 Monate zunächst. Infolgedessen schreibe ich durch die Hand eines Kameraden und schließe darum.

Oft denke ich an Deine seherischen Worte!

Herzlichst Dir und den Deinen

Dein Hans Korn!

(Pfarrer in Schweinfurt, Hg.)

»Ja, man ist nicht auf Erden, um glücklich zu sein.«

Braunschweig, 19. 11. 43

... Den Tag vorher hatten wir um 9 Uhr Alarm. Wie wir uns nachher hinlegen wollten, war noch mal Alarm. Ein Freund von Richard, Hauptmann v. Herwarth, hat geschrieben. Sein zweiter Sohn wäre in Sizilien gefallen, der älteste ist zum Krüppel geschossen. Der Jüngste ist nun auch Soldat.

Ja, man ist nicht auf Erden, um glücklich zu sein ...

»Und natürlich, wie immer, großer Schlamassel bei uns.«

Braunschweig, 23. 11. 43

Liebe Mutter und liebe Herullas.

Heute, Dienstag, sitze ich bei Alarm und schreibe Euch. Denn ich weiß, daß gestern wieder Berlin angegriffen worden ist, und wieder quält es mich, ob Ihr noch heil seid. Es sollen 1200 Flugzeuge gewesen sein ... Gestern war bei uns um 7 Uhr Alarm. Und natürlich, wie immer, großer Schlamassel bei uns.

Es war stockdunkel und es regnete. Richard sagte: »Bei solchem Wetter wird kein Angriff gemacht« und er versäumt sein Amt als Ordner im Splittergraben. Er geht gar nicht mehr hin. Und wir ließen uns auch von ihm breitschlagen

und blieben in der Wohnung. Munni orgelte wieder am Radio herum, schloß es ans Telefon an, um die Nachrichten deutlicher zu bekommen. (Bis hierher bin ich gekommen mit Schreiben, da ging das Geschieß draußen los, und wir verschwanden im Keller, wo ich weiterschreibe.) Also wir waren alle beschäftigt, friedlich, doch krieglich, Richard mit seiner Briefmarkensammlung. Auf einmal 8 Flakschüsse zum Zeichen des Angriffs. Nun fingen wir an, unsere Sachen zusammenzuklauben. Ich lief erst mal mit einem Teil rüber, es knallte laut, dunkel und heller, der Himmel flammte auf. Es zuckte mehr flammend. Da war die Tür verschlossen, der Schlüssel noch drüben. Noch mal zurück, den Schlüssel geschnappt, auch gleich die übrigen Sachen noch, dann wieder durch das Geknalle hinüber, Munni hinter mir, das Schloß erfüllt, hinunter.

Die schwere Flak schoß und schoß. Hinter dem Mattenzaun flammte es ununterbrochen rot auf und hinter unserem Hause auch. Wir hörten das Krachen im Keller. Es ging so fast drei Stunden. Bomben sind nicht gefallen ... Es sind an vielen Dächern Schäden entstanden durch Flaksplitter. Auch bei uns ist einer ins Mistbeefenster gefallen und hat ein faustgroßes Loch geschlagen. Das ist das erste. Unterdessen flogen die Flugzeuge und rauschten über Braunschweig nach Berlin, ununterbrochen ...

»Seid Ihr noch alle am Leben?«

Braunschweig, 28. Nov. 43

... Wie geht es Euch, täglich denke ich an Euch. Seid Ihr noch am Leben? Ich habe noch keine Nachricht. Habe schon versucht zu telefonieren, bekam keinen Anschluß. Richard will nun mal sehen, ob ein Auto der Nimo nach Berlin fährt, dann will er mit. Wir wissen ja nicht, ob er von Potsdam aus, wohin die Züge fahren, Anschluß hat zu Euch; sonst könnten wir ja mal hinfahren. Aber ich denke ja, daß ich bald Post von Euch kriege. Ihr werdet es doch irgendwie möglich machen.

Manchmal denke ich, Hermann ist etwas passiert. Er könnte doch eine Nachricht übermitteln, wenn er mit dem Rade nach einem heilen Ort fährt. Und weil ich nun kein Lebenszeichen bekomme, denke ich, ihm ist etwas passiert, da Ihr beide dann nicht dazu imstande seid. Nun muß ich schreiben, weiß aber nicht, ob ihr Post bekommt. Es ist nun

schon Sonntag. Und am Montag sind die vielen, vielen Flugzeuge über Braunschweig nach Berlin gefahren. Unsere Flak schoß drei Stunden ein höllisches Feuer. Überall findet man Flaksplitter. Wir hatten dann noch zweimal Alarm, die letzte Entwarnung um 2 Uhr nachts. In dieser Woche außer gestern, Sonnabend, jeden Abend Alarm.

Die Braunschweiger Schulen kommen jetzt alle nach und nach fort. Unsere Kreisleitung baut sich einen bombensicheren Unterstand unterm Nußberg. Also wird doch auch noch mit einem Angriff auf Braunschweig gerechnet.

Was mögt Ihr die Nächte ausgehalten haben ...

»Unsere Flak wird von 14/15-Jährigen bedient.«

Braunschweig, 15. 1. 44

... Den Amerikanern ist anscheinend Braunschweig jetzt ein Dorn im Auge. Gestern abend war wieder ein Angriff, aber diesmal auf der südlichen Ecke. Es ist verschiedenes zerstört, aber nicht zusammenhängend. Aber einige Dörfer nahebei haben großen Schaden gehabt. Ein Dorf ist vollständig zerstört. Auf unserer Seite sind zwei Bomben gefallen, ohne Schaden anzurichten, aufs freie Feld. Dann ist ein amerik. Flugzeug abgestürzt, 50 m wieder vom Hause unseres Lehrlings entfernt. Wieder die Scheiben kaputt und im Keller alles durcheinander. Ein Amerikaner hat mit dem Kopf in der Erde gesteckt. Alle sind tot. Bei dem Tagesangriff haben wir auch 2 gute Bekannte zu beklagen. Von gestern wissen wir noch nichts Genaues, in der Zeitung steht nichts.

Ich wollte gerade um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr die Wurst Dosen aus dem Wasser nehmen, da Alarm. Ich bin übergebraust, hab' Maria geholt, die mußte es nun machen, die 2. Serie danach ins Wasser. Munni und ich taten das Übliche: Betten runter, Richards schwere Kiste mit der Briefmarkensammlung und dann eine schwere Molle mit Fleisch. Erst einen Schinken, dann den anderen, dann die Molle, verschiedene Schlüssel usw. Endlich schnappten wir unsere Koffer, dann hinüber. Es knallte schon bedenklich. Richard war nicht da, er kam übrigens erst um 10 Uhr nach Hause. Es wurde wieder gewaltig geschossen. Unsere Flak wird von 14/15-Jährigen bedient. Ich sah einmal durchs Kellerfenster und zu meinem Schrecken die 4 ro-

ten Zielbomben für den Bodenteppich. Der Himmel war dann im Süden ganz rot.

In einer Gefechtspause lief ich dann immer schnell mal rauf und legte etwas Holz nach. Es hat sich noch nicht so herumgeredet, was für Schaden entstanden ist. Die Zeitung schweigt.

17. 1. 44

... Der letzte Angriff war also am Südrand Braunschweigs, davon ab in einer Richtung die umliegenden Dörfer. Eins davon ist vollständig vernichtet. Häuser im Süden Braunschweigs sind auch getroffen, das Luftwaffenlazarett, Wohnhäuser, ein Zug mit Menschen usw. Das Flugzeug, das bei uns abstürzte, sah Munni sich gestern an. Als der Wachtposten sich umdrehte, lief sie schnell mal zu den Toten, es waren vier, die da lagen, um sie aus nächster Nähe zu betrachten. Es waren ganz junge Menschen, Munni beschrieb sie mir, und es tat mir furchtbar leid. Jedenfalls soll Braunschweig nun wohl an die Reihe kommen. Es ist wohl sehr schwierig, weil es so klein ist. Denn im Nu sind die Flugzeuge darüber weg. Ja, man kann scherzen. Jedenfalls wollen wir jetzt nicht mehr leichtsinnig sein.

Das Schwein habe ich nun Gott sein Dank fertig eingekocht und im Keller verstaut. Das war immer eine Aufregung abends.

30. 1. 44

Liebe Mutter und liebe Herullas!

Es ist furchtbar mit den Alarmen. Das müssen wir abbestellen. Mein Päckchen ist ja in einen wahren Hexenkessel gekommen. Hoffentlich habt Ihr den Angriff vom Freitag gut überstanden. In dieser Nacht hatten wir fünfmal Alarm in der Zeit von $\frac{1}{2}$ 9 bis $\frac{1}{2}$ 6 Uhr. Geschossen wurde nicht viel. Dafür heute am Sonntag um so mehr. Um $\frac{1}{2}$ 12 fing es an. Alle Fenster zitterten. Der Himmel war von fliehenden Raben schwarz. Auch Enten zogen in mehreren Verbänden aufgeregt vorüber. Es sind wieder im Süden Braunschweigs Bomben gefallen, in der Stadt. Es waren auch mehrere Brände. Auch auf unserer Seite sind etwas entfernt Bomben gefallen, neben die aus der Nimo fliehenden Autos. Sie sind aber nur mit zerbrochenen Scheiben und von Dreck bespritzt usw. zurückgekehrt. Ich weiß noch nichts Genaueres, was alles zerstört ist. Muß erst mal abwarten.

Abends hatten wir dann bis 10 Uhr wieder 2 mal Alarm. Ob sie nun mittags wieder in Berlin waren? Es sind viele Flugzeuge vorbeigerauscht. Wir haben es ja nun gesehen, welchen Weg sie nehmen.

... Hoffentlich trifft Euch dieser Brief noch heil an ...

Braunschweig, 31. 1. 44

Also der Schaden ist viel größer als wie bei dem Angriff, den Oma hier erlebte. Im Süden der Stadt sind ganze Straßen zerstört, viele Kasernen getroffen, das betroffene Gelände viel weitläufiger. Auch viele Dörfer, von Hameln an, der Bahnlinie entlang, sind schwer getroffen. Auch Fabriken. Am Abend sind dann noch einzelne Bomben an unserem Friedhof gefallen, da am Siegfriedviertel.

Und was haben wir gemacht? Wir haben uns beim Abendbrotessen nicht stören lassen. Wir hatten Besuch, Oma weiß wohl wen. Ich guckte ein paar mal draußen, sah aber nichts, geschossen wurde wohl, aber es schien mir nicht so gefährlich. Da fielen gerade in unserer Nähe Bomben und Phosphor, der aber gar nicht zum Brand kam.

Beim nächsten Alarm gingen wir in den Keller. Da war aber nichts. Wir wurden den anderen Tag ganz blaß, als wir hörten, was geschehen ist und wie leichtsinnig wir waren. Aber nun Ihr. Ich mache mir wieder schwere Gedanken. Jetzt wird wohl von Berlin nichts mehr da sein. Ich warte mit Ungeduld auf Eure Nachricht. Vom Freitag ist auch noch nichts da. Ein Polier von der Nimo verlor gestern Frau und ein Kind, 8 Kinder hat er.

Auch Riddagshausen, ein altes Klosterdorf, Braunschweigs Stolz, ist hin.

»Und jedes Mal haben wir Kränze zu machen und erfahren die traurigen Einzelheiten.«

Braunschweig, 6. Febr. 44

... Wir hatten am 30. Jan. 104 Tote. Es werden gewiß mehr sein. Und jedes Mal haben wir Kränze zu machen und erfahren dann die traurigen Einzelheiten.

Heute, Sonntag, haben Munni und ich bei strahlendem Sonnenschein einen Spaziergang gemacht. Die Hallen der Miag sind bald wieder in Ordnung. Dann sahen wir ein Flugzeug, das in die Erde gestürzt war und mit der Nase

drin stecken geblieben ist und sich von weitem wie ein riesiges Kreuz vom Himmel schwarz abhob. Wir waren schon auf dem Heimweg, da war Voralarm. Zu Hause angelangt, hörten wir schon ein paar Schüsse und sahen dann am blauen Himmel die Rauchwölkchen der zerplatzten Geschosse. Und dann sahen wir ein feindliches Flugzeug. Eigentlich sahen wir es nicht, denn es flog sehr, sehr hoch, sondern nur den Kondensstreifen. Wie ein Fisch im Wasser ... Es war ein Aufklärer, und er zog unermüdlich seine Kreise um unsere Siedlung und wohl hauptsächlich Nimo ... Lebt Tante Lisa noch und Onkel Albert?

»Alles verloren, aber wir leben.«

Braunschweig, 10. Febr. 44

Ich wollte Euch ja eine rotgeränderte Karte schicken, doch die werden hier nur an total Bombengeschädigte ausgegeben. Ihr wißt es schon, heute hatten wir wieder einen Angriff. Die Aufklärer am Sonntag waren das Vorzeichen. Diesmal haben die Amerikaner ganze Arbeit getan. Die Innenstadt ist furchtbar verwüstet. Am Friedhof, unserem Friedhof, fängt es schon an, dann nach der Stadt rein. Schöne alte Häuser, eine Freude des Auges, sind vollständig zerstört. Die beiden Hauptkinos, das Theater (Munni wollte gerade heute Nachmittag ins Theater), das Schloß, eine Kirche, Krankenhäuser usw. sind stark zerstört. Die Straßenbahn fährt nicht, kein Wasser, keine Zeitung. Die Menschen liegen tot auf den Straßen. Ein Volltreffer ging in einem Splittergraben am Schloß, der voller Soldaten war, SS-Junker. Richard hat geholfen, die Leichen zu bergen. Sie waren erstickt ...

Wie wir an unserem Hause waren, standen schon die Angriffszeichen am Himmel; wie wir in den Keller gingen, brannte es schon in Braunschweig. Wir sahen dann durchs Kellerfenster und konnten die feindlichen Verbände am Himmel kreisen sehen, so silbern wie Fische. Kaum konnten wir unsere Augen von dem Anblick lösen. Nachher waren wir alle wie blind. Eines hatte eine lange Rauchfahne hinter sich und stürzte dann ab ...

Aber der Himmel in Richtung Braunschweig war eine Rauchfahne in allen Schattierungen von braun bis hellgrün bis zum schwärzesten Schwarz. Jetzt um 8 Uhr ist immer noch ein roter Feuerschein am Himmel.

Unser Lehrling war vormittags zur Schule, kam ganz aufgelöst nach dem Alarm zurück. Er saß in einem Keller, da stürzte die Wand ein. Mit Mühe und Not konnten sie sich daraus retten.

Bosse fuhr nach dem Alarm gleich in die Stadt, um nach seiner Frau und Tochter zu sehen. Das dritte Haus neben seinem ist vollständig zerstört, an seinem Haus sind die Scheiben kaputt, und große Steine sind durchs Fenster geflogen. Am Haus daneben hing parterre auf einer Fahnenstange der Kopf einer Frau, daran lang die Haut herunter. Er kam auch aufgelöst wieder, mit verquollenen Augen von der Hitze. Bosse fand ein Telegramm von seiner Tochter vor, aus Wiesbaden: »Alles verloren, aber wir leben.«

Zudem strömten die Frauen von der Nimo zur Stadt, um nach ihren Angehörigen und Häusern zu sehen. Etwas später folgten die Männer. Dann rasten die Hilfsautos der Wehrmacht vorüber. Noch etwas später kamen schon Leute mit ihrem geretteten Hab und Gut. Eine Frau schob ein Fahrrad mit einem großen Wäschekorb drauf und noch allerlei, drei Kinder liefen nebenher.

Dem einen Direktor von der Nimo ist das Haus durch Volltreffer vollständig zerstört. Richard kam gerade dazu, wie er mit Tränen in den Augen davor stand. Die Schwiegereltern haben doch in Berlin auch alles verloren.

Dieser Brief wird wohl lange zu Euch brauchen, denn auch die Hauptpost hat was abbekommen, und die Bahn fährt nicht. Eure Karte war 8 Tage unterwegs ...

Das Päckchen, welches ich schickte, war klein, aber ich habe es sehr fest eingepackt und verschnürt. Wenn es nun nicht zerstört ist, wird es Euch wohl noch erreichen ...

Hinter dem Walde brannte es. Später erfuhren wir, daß es Völkenrode war, das zusammengeschossen worden ist. Da liegen Flugplätze. Wir sahen noch ein Flugzeug abstürzen.

Heute ist der 12.(2.), da erfuhren wir dann, daß gestern abend auf Braunschweig doch Bomben gefallen sind, in südwestlicher Richtung, Lehndorf ... Unser Tempo (Auto) steht schon fertig da, das Gepäck auch. Einige dunkle Decken zum Tarnen. Die Amerikaner schießen mit Bordwaffen auf Fußgänger und Autos. Es ist so schwer, unser Häuschen zu verlassen.

Doch wir sagen uns, fällt ein Volltreffer hinein, so können wir doch auch nichts mehr retten ...

Im Süden und Westen sind alle Werke kaputt. Nun glauben wir, daß die Nimo an die Reihe kommt. Die Amerikaner werfen jetzt so große Bomben. Auch die Ruhigen werden jetzt unruhig, und alles türmt. Alles bleibt stehen und liegen, ein jeder will nur sein Leben retten. Gestern hatten wir schon wieder 10 Scheiben kaputt ...

Es ist jetzt Abend. Und wir hatten um 2 Uhr wieder Alarm bis $\frac{1}{4}$ 5 Uhr. Unser Tempo war fertig, Decken und Gepäck rauf, und los ging es, diesmal in eine andere Gegend. Der Deubel mag wissen, wie es zugeht. Wieder waren Maschinen über uns, Jagdflugzeuge hoch oben, ganz klein, die stark beschossen wurden. Ich lag am Grabenrand und brauchte nur hochzusehen. Die anderen hockten alle wie Hasen im Ginster. Auf einmal schraubten sich drei Maschinen tiefer und immer tiefer, daß sie bald über dem Boden flogen. Hinter dem nächsten Dorf verschwanden sie. Sie mußten notlanden. Es waren Amerikaner. Sie greifen jetzt die Flugplätze an.

»Also kommt her, hier könnt Ihr mit allem Komfort bombardiert werden.«

Braunschweig, 19.2.44

... Also das Oma-Problem »Bleiben oder nicht Bleiben, das ist hier die Frage«. Lisbet schrieb am selben Tag auch, Oma solle zur Schweiz, dafür bin ich nicht. Sie gewöhnt sich da nicht ein, ist unliebsamer Ausländer und fällt unangenehm auf durch ihre Berliner Offenheit. Laßt sie tun, wozu sie Lust hat ... Unsicher ist es überall ... Ich kann es verstehen, wenn sie nicht fort will. Jeder an seinem Platz. Sogar Munni will sich nicht in Sicherheit bringen, sie bleibt hier.

... Wenn es bei den Tieren brennt, ist nichts zu retten. Auf dem Hof vor den Fenstern des Luftschuttkellers ist eine feste Wand gebaut aus dicken Brettern, die breit mit Asche ausgefüllt sind. Im Keller selbst haben wir es uns gemütlich gemacht ... Lebensmittel nehmen wir auch mit runter und setzen gleich einen Kessel mit Wasser auf, um Tee zu kochen. Also kommt her, hier könnt Ihr mit allem Komfort bombardiert werden. Unsere Wohnung ist kahl ...

Es ist am 10. Febr. viel vernichtet worden. 244 Menschenleben sind angeben.

Aber eine Bombe ist in ein Lazarett gefallen und eine in einen Splittergraben, in dem eine Kompanie SS-Männer Sicherheit suchten. Richard hat geholfen, die zu bergen. Sie waren erstickt und ganz schwarz im Gesicht. Es sind überhaupt viel Bomben auf Splittergräben gefallen, die Menschen darin getötet worden. Bei dem Alarm am Dienstag war unser Splittergraben ziemlich leer. Die Menschen sind alle zum Bunker nach der Kralenriede gelaufen. Doch gibt das auch noch ein Unglück. Denn bei einem Angriff erreichen sie ihr Ziel nicht rechtzeitig. Keiner weiß, was er machen soll. Alles ist in heller Aufregung.

Bei dem Angriff am 30. Jan. hat ein Mann seine Tochter verloren und deren Kind, die bei ihm zu Besuch weilte. Am 10. Febr. bei dem Angriff dann noch seine Frau.

Pastor Henneberger ist durch eine Bombe verschüttet worden, durch die nächste wieder herausgerissen. Es ist ihm nichts weiter passiert. Es ist schrecklich, wenn man nach einem Angriff die Einzelheiten hört, und wie es nur an kleinen Zufällen liegt, daß ein Mensch dem Tode entgeht, oder umgekehrt, getötet wird. Der Splittergraben ist getroffen, der Keller heil.

Ein Mädchen brachte ihrem Vater Essen; sie sollte bei ihm bleiben, wie Alarm kam. Nein, sie wollte zur Mutter, weil die Angst hat. Beide tot, der Vater lebt.

In einem anderen Fall treibt der Arzt seine ganzen Patienten aus dem Haus, weil er so eine Unruhe hat. Die laufen nun alle empört in einen Bunker. Schon fällt eine Bombe in das Arzthaus, alles weg.

Heute ist bei den Mädchen desinfiziert worden. Wir haben viel Wanzen gefunden. Alles haben sie verdrecken lassen und kaputt gemacht. Die Russen sind zu schmutzig. In einer Russenbaracke haben sie die Wanzen nach der Desinfizierung mit Besen zusammengefedt. Tausende von Wanzen.

Braunschweig, 20. 2. 44

Liebe Mutter und liebe Herullas!

... Sonntag mittag um $\frac{1}{4}$ 1 wieder Alarm. Wir bereiteten wieder alles vor, und da es ruhig war, machte ich noch das Essen fertig, wobei ich die Männer drüben im Splittergra-

ben beobachtete, ob sie noch ruhig waren oder unruhig wurden. Wir konnten sogar noch essen, dann ging's los. Wir mit unserer Nachspeise in den Keller. Richard diesmal mit. Da ging unserer Komfort zum Deibel. Licht aus, Ofen aus, und wir saßen ganz ohne Kultur bei einer Kerze im Flaschenhals und bekamen kalte Füße. Es rummste so bedenklich, daß wir schon unsere »Bartbinden« bereitlegten, in einer Feuerpause nachsahen, ob Bomben gefallen waren. Aber unsere Gegend blieb wieder verschont. Ein Volltreffer ging ins »Rote Kreuz« ... Einer ins Drehstromwerk. Weiter wissen wir noch nichts. Aber bald führen die Hilfs- und Feuerwagen der »Wehrmacht Luft« in die Stadt und viele Sanitätsautos, eine Menge Russen mit Schaufeln usw. Brennen sahen wir auch. Es sollen viele Bomben gefallen sein. Die Bahnlinie ist auch getroffen ...

Braunschweig, 22. 2. 44

Meine Lieben!

So, nun hat es uns auch erwischt. Eine Bombe ist in den Doppelkasten hinter dem Gewächshaus eingeschlagen, tiefes, tiefes Loch gerissen, daß ein Möbelwagen hineinpaßt, und hat das ganze Gewächshaus, bis auf das Vorhaus, zerrissen, verbogen, zusammengebogen, auseinandergebogen, und sämtliche Glasscheiben sind zersplittert. Es ist ein wüstes Bild. Die ganzen Pflanzen sind zum Deibel. Das Vorhaus hat nur etwas Schaden genommen, und zwar deshalb, weil Richard gerade darin stand, und er große Augen machte, wie das Gewächshaus über ihn in die Luft ging, und er den ganzen Mund plötzlich voll Erde hatte. Wir hatten am Montag gerade Mittag gegessen ... Da war schon Alarm. Nach Erledigung aller Formalitäten ging es in den Keller. Es war noch eine ganze Weile ruhig. Plötzlich bekam ich einen Stoß ins Kreuz, von der Wand nur, da kam auch schon unsere ganze Gefolgschaft geduckt hereingestürzt, Harri an der Spitze, mit vorquellenden Augen, rücksichtslos alles beiseite schiebend, halb toll vor Angst und hat sich in die Ecke gedrückt. Ich ging noch schnell an die andere Seite zu Muni, da ging das Unwetter über uns los, wie Ihr es ja auch schon erlebt habt. Man denkt nur, trifft es uns, oder geht es noch einmal vorüber. Es war ganz ein dramatisches Bild ... Nur Richard war nicht da. Als es etwas ferner einschlug, gingen Bosse und Erich Richard zu

holen. Er kam auch bald und sagte das klassische Wort: »Das Gewächshaus ist im Arsch«. Wir gingen hinten durch die Garage, ich traute mich gar nicht zu gucken. Erst mal die Häuserreihe gegenüber, alle Scheiben kaputt, die Dachziegel weg und zerrüttelt, der Bäcker, der Kaufmann neben uns. Die Häuser machten mir den Eindruck als wenn sie mit hängenden Armen und Köpfen daständen. Dann wagte ich einen Blick nach dem Gewächshaus, da kriegte ich das Stottern. Es war ein unbeschreiblich wüster Anblick, wie ein Gerippe. Nun wagte ich einen vorsichtigen Blick nach unserem Haus, und freudig mußte ich feststellen, daß ihm nicht viel passiert war. Überall Scheiben kaputt, die Wände fast vollständig, einige Ziegeln gelockert, in der Veranda auch Fensterrahmen gebrochen, aber innen war alles heil. Emil und Cleber machten sich sofort ans Verglasen, damit wir es warm haben. Das erkältete Munnilein räumte ihre besten Pflanzen aus dem Haus. Herr v. Nessen schickte uns 8 Ausländer. Dann ging es los. Der Block war nur wenig beschädigt. Da wurden die kaputten Fenster herausgehoben, neue eingesetzt, und alles erst mal wieder dicht gemacht ...

Abends bin ich beim Abendessen beinahe eingeschlafen. Um drei Uhr morgens wieder Alarm, aber als wir alles im Keller hatten, war schon Entwarnung. Aber in Richtung Stadt brannte es lichterloh mit feurigen Zungen. Das stammte noch vom Sonntag. Am Dienstag waren wir noch zweimal im Keller. Einmal vorm Mittagessen. Dann gleich danach bis 3 Uhr. Eine Bombe schlug in gerader Richtung weiter von unserer Straße in ein Haus der Helgolandstraße ein. Ein Volltreffer, Haus ganz weg. Die Leute im Keller waren unversehrt, hatten nicht viel bemerkt, und waren erstaunt, ihr Haus nicht mehr vorzufinden. Oben im Haus befanden sich zwei alte Leute, der Mann gelähmt, die sind tot. Die beiden nebenliegenden Häuser sind halb weg ... In der Kralenriede sind die Häuser vom Schlachter (Axel), Bäcker und Kaufmann fort, und weiter rauf nach Querum und in Querum sind viele Bomben gefallen. Der Angriff galt der Nimo, der Himmel war bewölkt, so haben die Amerikaner zu spät ausgelöst, und so fielen die Bomben gleich hinter der Nimo und zu weit rechts daran. Aber genau hinter der Nimo angefangen. Genau die Nimo überflogen und in der Linie weiter den ganzen Bombensegen abgeladen. Es ist eine furchtbare Verwüstung entstanden. Bombentrichter an Bombentrichter.

Die Uhr im Gewächshaus ist um 5 Minuten nach 2 Uhr stehengeblieben. Da ging's los ... Bis zum Sonnabend kommen jeden Tag 5 Russen zum Aufräumen. Sie sind eigentlich faul. Man muß immer dazwischen sein. 5 Zigarren haben sie Richard auch schon geklaut ... Wir erwarten nun noch einen Angriff auf die Nimo, der ihr dann gewiß richtig angepaßt wird. Drüben in die Zimmer der Mädchen ziehen jetzt 2 bombenbeschädigte Frauen ein aus der Helgolandstraße ... Es war also der 6. Angriff auf Braunschweig. Werden die Bahnhöfe wohl wieder instandgesetzt, daß wir uns wiedersehen können?

Bis dahin grüßt Euch herzlich Trudi.

Braunschweig, 30. 3. 44

Liebe Mutter und liebe Herullas!

Nun hatten wir gestern mittag wieder einen schweren Angriff, der allerhand zerstörte. Als wir aus dem Keller kamen, brannte es in Braunschweig und rings um uns in etwas weiterer Entfernung. In nächster Nähe brannte die Ziegelei, die ich aus dem Küchenfenster sehen kann. Die Nimo hatte dort allerlei Kisten usw. untergestellt, und einige Leute der Nimo retteten noch, was zu retten war. Die Nimo ist wieder nicht getroffen, doch im gleichen Zuge hinter der Nimo sind wie-

der Sprengbomben gefallen, und viele Phosphorkanister in den Wald. Es war wieder kein geschlossener Angriff. Die feindlichen Verbände sind gesprengt worden, so ist wieder viel Schaden in der Umgebung Braunschweig angerichtet worden. Die Celler Straße hatte auch diesmal wieder unter den Angriffen sehr zu leiden. Das Krankenhaus, die Deutsche Bank, der Viehhof sind getroffen worden. Die Kirchen stehen noch alle. Es ist der zwölfte Angriff. Ich habe wieder gehört, daß Braunschweig sehr schwer auszumachen ist von den Fliegern ...

Wir haben ein Radio im Keller, das sagt uns auch immer, wenn welche einfliegen. Dann heißt es: Braunschweiger begeben euch in die Luftschutzräume, starke Verbände im Anflug auf Braunschweig. Dann machen wir uns fertig ...

Braunschweig, 11. 4. 44

Liebe Mutter, liebe Herullas!

... Dieser Angriff war der Schlimmste bis jetzt. Die Lutherwerke, die Miag und andere Werke sind vollständig zertrümmert. Am 1. Ostertag fuhren Sprechautos vorüber, daß alle Arbeiter in Arbeitskleidung zum Aufräumen kommen sollten. Es gibt nun diesmal viel Tote in den Kellern, 12 in einem Keller, 32 in einem anderen usw. Darunter viele Familien. Die Un-

Gärtnerei Oppelt

Braunschweig 30. 3. 44. Blatt

liebe Mutter und liebe Herullas!
 Nun hatten wir gestern mittag wieder einen schweren Angriff, der allerhand zerstörte. Als wir aus dem Keller kamen, brannte es in Braunschweig und rings um uns in etwas weiterer Entfernung. In nächster Nähe brannte die Ziegelei, die ich aus dem Küchenfenster sehen kann. Die Nimo hatte dort allerlei Kisten usw. untergestellt, und einige Leute der Nimo retteten noch, was zu retten war. Die Nimo ist wieder nicht getroffen, doch im gleichen Zuge hinter der Nimo sind wie-

entwegten, die in der Schuntersiedlung noch im Keller saßen, haben es nun mit der Angst bekommen. Herr Bosse lag uns schon den ganzen Vormittag in den Ohren, zum Bunker. Als wir im Keller saßen, kam die Kaufmannsfrau rüber, ob wir mitwollten, ihr Auto stünde fertig da. Auch sie also. Wir wurden wankend ... Da trafen sich Verband um Verband aus dem klaren Himmel, und über uns spielte sich eine Luftschlacht ab. Gewaltig. Wir konnten die Flugzeuge noch gut erkennen und sahen, wie unsere Jäger sich von oben in den Verband stürzten und schossen, wie alles in Unruhe kam. Dann brannten drei Flugzeuge. Das eine stürzte in hellen Flammen herab. Wir lagen im Straßengraben und schauten gebannt auf dieses Schauspiel. Die abgestürzten Flugzeuge verbrannten dann in schwarzen Wolken hinter dem Dorf ...

Erlebnisse einer jungen Ukrainerin in Braunschweig

»Freiwillig wäre ich nicht nach Deutschland gegangen.«

(Der Name ist dem Herausgeber bekannt)

Nur 6 Monate nach Deutschland?

Ende April 1942 bin ich nach Braunschweig gekommen, in einem Zug mit Güterwagen, in denen es nur Stroh gab. Ich war damals 19 Jahre alt, hatte Krankenschwester gelernt und wurde in der Ukraine nach einer Liste aufgerufen. Es kam jemand und sagte, dass ich zu einer bestimmten Zeit auf dem Bahnhof sein und für sechs Monate nach Deutschland fahren muss. Natürlich war ich skeptisch, ob es nur ein so kurzer Aufenthalt sein würde. Auf alle Fälle musste man das wohl eine zwangsweise »Verschickung« nennen, denn freiwillig wäre ich nie nach Deutschland gegangen ...

Mein Bruder war auch nach Deutschland verschleppt worden. Ich habe ihn nicht gesehen, nicht gesprochen und überhaupt nicht gewusst, was mit ihm geschehen ist.

Aus der Ukraine kam ich nach Fallingbommel zu einem Sammelpunkt. Dort waren wir etwa eine Woche. Einige sind zur Arbeit bei einem Bauern abgeholt worden. Dann wurde

auch ich abgeholt. Zusammen mit meiner Freundin fuhren wir im Zug nach Hannover. Von dort hat uns eine Büroangestellte aus der Braunschweiger Konservenfabrik Lampe abgeholt.

»... manche nicht ganz 16 Jahre alt, Kinder«

Auf dem Bahnhof in Braunschweig wurden wir aufgeteilt. Meine Freundin kam zu einer Konservenfabrik in der Helmstedter Straße und ich zur Firma Meinecke & Lampe. Dort waren noch etwa zweihundert zwangsverpflichtete Arbeiterinnen, auch einige aus Charkow und aus anderen Orten. Wir mussten in eine Baracke, an deren Eingang ein »Pfortner« war, bei dem wir uns immer ab- und zurückmelden mussten. In einer anderen Baracke war die Küche, dort waren auch ein polnisches und ein tschechisches Mädchen.

Ende April sind wir gekommen. Post gab es nur in wenigen Ausnahmefällen.

Zwei Tage hatte ich gearbeitet, dann war 1. Mai, Feiertag. Danach durften wir bis kurz vor Weihnachten nicht raus. Es war »Quarantäne«, warum weiß ich nicht. Der Sommer war so schön, und wir durften nicht raus. Wir wurden noch strenger behandelt als sonst. Wir kamen nur zur Arbeit aus unseren Baracken mit ganz kleinen Zimmern, so etwa 5 x 6 Meter. 24 Mädchen wohnten da drin, manche nicht ganz 16 Jahre alt, Kinder! Ein Mädchen hatte eine Gitarre, wir haben sonntags unsere Lieder gesungen und uns so ein bisschen zu trösten versucht. Kurz vor Weihnachten war die Quarantäne zu Ende. Es war schon sehr kalt. Das war 1942.

Wenn die Aufseherin z. B. vor unserer Tür ein Stückchen Papier fand, wurde das ganze Zimmer bestraft. Einmal hat sie im Flur etwas gefunden, da durften alle Mädchen aus 8 Räumen nicht raus.

In Braunschweig gab es auch Jungs aus der Ost- und der polnischen Ukraine, die durften raus und sogar ins Kino. Einige unserer Mädchen hatten mit denen Bekanntschaft gemacht und sich verabredet. Aber sie warteten vergebens. Der Pfortner sagte zu ihnen, dass wir Läuse hätten und baden müssten. Es war wirklich alles sehr schwer zu ertragen, besonders während der Quarantänezeit.

»... zeigte mir auf der Toilette ihren zerschlagenen Körper«

Ein besonderes Erlebnis ist mir noch in Erinnerung. Wir hatten tagsüber gearbeitet. Und eine unserer Kolonnen von sieben Mädchen (jede hatte auf ihren weißen Mützen einen farbigen Buchstaben, etwa A bis Z-Blau und A bis Z-Rot) musste am Abend noch einen ganz großen Korb Zwiebeln schälen, außerhalb der Arbeit. Man sagte uns: »Wenn ihr den Korb Zwiebeln geschält habt, könnt ihr in eure Baracke gehen.«

Am nächsten Tag war es wieder so. Aber dann brauchten wir morgens nicht zur Arbeit zu gehen. Das war unser Urlaub. Wir waren dann länger im Bett und haben uns unterhalten, viel von zu Hause.

Einmal hörten wir jemand in unsere Baracke kommen. Ein Mädchen sagte auf Ukrainisch: »Es kommt jemand, ein Meister aus der Marmeladenfabrik.« Er hatte gerade - ohne anzuklopfen - die Tür geöffnet und ein ukrainisches Wort gehört, das in deutsch wie »Idiot« klang. Er war furchtbar böse und schickte uns gleich raus zum Weißkohl-Aufladen. Das Mädchen, das gerade gesprochen hatte, musste mit ihm kommen. Sie wusste nicht warum und wieso. Sie kam und kam nicht wieder. Später kam sie weinend zurück und zeigte mir auf der Toilette ihren ganz zerschlagenen Körper, sie war überall blau und zerschunden. Er hatte sie mit in den Keller genommen und dort geschlagen. Das war noch zu wenig. Sie wurde ins Lager 21 geschickt. Das war das Ergebnis eines Missverständnisses. Hätte er uns gefragt, hätten wir es ihm erklären können.

Dieses Mädchen kam auch einmal mit einer Zahnlücke nach Hause, man hatte ihr einen Zahn ausgeschlagen. Einmal habe ich Margarine geklaut, zum Glück ist es gutgegangen. Auch andere Mädchen haben manchmal etwas zum Essen mitgenommen, was sie von Deutschen bekommen hatten. Wir mussten sehr schwer arbeiten und hatten immer zu wenig zu essen.

Ausgang! Ausgang?

Wenn wir rausgingen, wurden wir streng kontrolliert, ob wir »OST« auf unseren Kleidern festgenäht hatten. Wir durften nur gruppenweise raus, und eine hatte immer die Verant-

wortung für uns. Nachdem wir draußen waren, gingen wir oft allein. In den Park durften wir nicht. Ins Theater oder ins Kino durften wir nicht. Und mit der Straßenbahn durften wir auch nicht fahren. Noch nicht einmal auf eine Bank durften wir uns setzen. Und um 18 Uhr mussten wir wieder zu Hause sein.

Es war so, dass, wenn man auf der Straße war, man immer das Gefühl hatte, es käme jemand hinterher und beobachtete einen. Immer Angst!

Einmal bin ich mit einem Mädchen in Richtung Augustplatz, des heutigen Kennedyplatzes gegangen. Es war ein wunderschöner, sonniger Tag, und wir sahen eine gemütliche Bank. Weil niemand weiter da war, setzten wir uns ein bisschen hin. Kaum saßen wir, kamen zwei Männer, die zivil angezogen waren, und sagten zu uns: »Gehen Sie ein Stückchen weiter!« Nett haben sie das gesagt, uns nicht weggejagt. Uns war aber doch ein bisschen angst. Wir sind schnell aufgestanden und weitergegangen. Verstohlen haben wir uns umgedreht: »Nein, normale Leute waren das nicht.« Später sagte uns jemand, dass dort in der Nähe das Gebäude der Geheimpolizei sei.

»Ich glaube, er sollte bestraft werden«

Ein junger Deutscher, der zur Arbeit in die Fabrik kam, wurde immer sehr schlecht behandelt. Ich habe mich gewundert, und er hat uns sehr leid getan. Er musste große Wagenladungen Spinat mit einer großen Gabel aus dem Waschwasser holen. Das musste sehr schnell gehen, weil die Maschinen schnell liefen. Er war sehr dünn und schwach. Sie haben ihn immer angeschrien. Ich glaube, er sollte bestraft werden, deshalb musste er das machen.

Aus unserer Fabrik wurden auch viele Männer zur Front geholt. Wir Mädchen mussten dann die schwere Männerarbeit machen. Ich habe z. B. Fässer mit Fett etwa 200 Meter weit rollen müssen. Ging es nicht schnell genug, kam der Meister und trieb mich mit »zack - zack - zack« an. Und hat mich auch geschlagen.

»Schweine ... raus!«

Irgendwo kamen die Konserven hin, mit Lastwagen. Wir waren in Bad Gandersheim, sieben

Mädchen aus Braunschweig, und mussten Fleischkonserven und Erbsen aufladen. In dieser Zeit, Herbst 1943, wurde Braunschweig gerade zum ersten Mal stärker bombardiert. Wir mussten die Konserven wieder ausladen und in einen Schuppen packen.

Einmal mussten wir mit einem Zug dahinfahren. Wir standen in zwei Abteilen. Unser Chef war nicht im gleichen Waggon wie ich und konnte nicht sehen, was mit uns geschah. Es waren auch Soldaten im Zug, die anfangen, uns zu beschimpfen mit den Worten: »Schweine, Schweine, raus, raus!« Ich sagte zu meiner Kollegin: »Wenn die nächste Station kommt, steige ich aus. Ich kann das nicht mehr hören!« Das haben wir dann auch gemacht. Man hat uns später gesucht. Ich dachte nur: »Sollen sie uns ruhig suchen.« Ich konnte nicht mehr arbeiten. Ich bin doch auch ein Mensch! Wieso bin ich ein Schwein?

Später hat man uns dort abgeholt. Als uns der Chef fragte, was denn mit uns los sei, habe ich es ihm gesagt. »Hat er euch rausgeschubst?« »Nein,« sagte ich ihm, »solange habe ich nicht gewartet.« Er sagte, er wisse nicht ob das stimmt, aber wenn, dann würden die Soldaten bestraft. Und, wir seien eigentlich zur Arbeit gefahren und nicht zum Spazierengehen.

»Bei Alarm mussten wir in den Keller oder sind aufs Feld gelaufen«

Zuerst wurde Braunschweig sehr wenig von Flugzeugen angegriffen. Man hat aber immer Flugzeuge gehört, die über Hannover und Braunschweig nach Berlin unterwegs waren. Einige Bomben sind gefallen, auch schon 1943. Bei Alarm mussten wir in einen Keller auf dem Fabrikgelände. Die Deutschen gingen in Luftschutzbunker. Eine »Pfortnerin« hat uns immer untersucht, ob wir auch nichts mitgenommen haben.

Wir durften das Fabrikgelände nicht verlassen. Bei Alarm im Sommer sind wir auch oft aufs Feld gelaufen, auf dem auch Mädchen aus anderen Fabriken waren. Nach der Entwarnung mussten wir schnell wieder zu unserer Arbeit zurücklaufen.

Im Keller hatte ich mehr Angst als auf dem Feld. Im Keller konnten die Mauern einstürzen, und man kam nicht mehr heraus. Na ja, was passieren sollte, passierte eben. Die Bun-

ker waren sehr sicher, aber die haben wir nur von außen sehen dürfen.

Der große Bombenangriff im Oktober 1944 - erlebt von einer »Ostarbeiterin«

Der größte und schlimmste Angriff war im Oktober 1944. Damals war so oft Alarm, dass ich mich gar nicht erinnern kann, was ich gerade gemacht habe, als die Sirene ging. Vielleicht habe ich geschlafen. Manchmal sind wir gar nicht aufgestanden, wenn Alarm war. So auch in dieser Nacht. Wir hatten die Nase voll, hin und her zu laufen; wir waren einfach übermüdet.

Zum Glück gab es Männer, die Luftschutzdienst hatten, Deutsche und auch Kriegsgefangene (Franzosen und Belgier). Die kamen in unsere Baracke und haben uns rausgejagt. Im Keller hatten wir große Angst, dass wir bestraft würden. Dann ging auch noch das Licht aus, die ersten Bomben fielen schon. Es waren auch Familien mit Kindern da. Die Kinder schrieten fürchterlich; es war ein unvorstellbares Chaos. Über dem Keller war eine große Halle, in der verschiedene Sachen standen. Konserven und leere Dosen. z. T. in Paketen verpackt. Wir konnten hören, dass die Sachen umherflogen und es brannte! Die Fabrik war getroffen! Da war natürlich noch mehr Panik. Und immer diese schrecklichen Geräusche von draußen, wenn die Bomben fielen: Pfeifen, Explosionen und einstürzende Mauern. Es gab zwei Türen im Keller. Eine war zugeschüttet, durch die andere wurden wir rausgeschickt - in den Bombenhagel.

Die Männer sagten uns, wir sollten keine Panik machen, langsam raufgehen und zur Schule Maschstraße laufen. Dahin sollten wir gehen, aber ich weiß nicht warum. Auf dem Hof fielen um uns herum die Brandbomben. Ein Mädchen und ich hatten zum Glück eine Decke, die wir uns über die Köpfe legten. Auf dem Weg zur Schule haben wir auch noch andere Mädchen getroffen. Obwohl es Nacht war, war es hell wie am Tage. Überall war es von oben beleuchtet, und die Brandbomben fielen. Ich hatte Riesenglück, dass ich nicht getroffen wurde. Irgendwie war ich gleichgültig, irgendwie habe ich auch keine Angst gehabt.

Einige Menschen kamen uns von der Schule entgegen und riefen: »Da braucht ihr gar nicht erst hin!« Dort waren auch Bomben ge-

fallen und alle sind aus den Kellern raus und weggelaufen.

Wir brauchten frische Luft, es war zum Erstickten. Dann sind wir in Richtung Celler Straße gelaufen, kamen aber nicht durch, die Bäume fielen auf die Straße und brannten. Auch die Oberleitungen der Straßenbahnen hingen hinunter. Wir wollten nur in Richtung Lehndorf aufs Feld.

Da die Straßen sehr schmal waren, und es an beiden Seiten brannte, war natürlich alles zugeschüttet. Zusammen mit einem Mädchen, ich weiß nicht wo die anderen geblieben sind, kam ich zur Hamburger Straße, dorthin, wo der Friedhof war. Wir fanden eine Bank, auf die wir uns einfach erst einmal gesetzt haben - wir waren erschöpft und ratlos und holten Luft.

In der Zwischenzeit hatte sich der Angriff etwas »beruhigt«. Wir saßen da wie versteinert und sahen, wie Verletzte in Handwagen weggefahren wurden.

Es wurde schon Morgen und wir versuchten zu unseren Baracken zurückzukommen, aber das schafften wir nicht. Alles war kaputt, es gab kein Durchkommen, wir wussten nicht, in welche Richtung wir gehen sollten. Und dazu dieser erstickende Qualm und der furchtbare Durst.

An der Oker in der Nähe Wendenwehr war ein Feuerwehrgebäude. Da waren auch einige Ukrainer bei der Feuerwehr. Als wir kamen, saßen schon einige Mädchen aus unserer Fabrik dort. Ich wollte nicht wieder zur Fabrik, weil es überall brannte. Uns wurde gesagt, dass der Hauptsammelpunkt für uns in Ölper sei, aber wir wussten gar nicht, wo Ölper war. Nur, dass es ziemlich weit weg sein musste.

Wir machten uns auf den Weg. Es war ein schöner, sonniger Tag, aber wir konnten die Sonne nicht richtig sehen, überall war Rauch und Dunst. Die Feuerwehren waren im Einsatz und versuchten zu löschen und zu retten. Es wurde nach Verschütteten, Verletzten und Toten gesucht.

Irgendwann am Abend trafen wir auf einen Wagen aus Hannover, der Nudelsuppe verteilte. Wir haben zum Glück auch etwas davon bekommen, wie die Deutschen, obwohl auf unserer Kleidung »Ost« stand, was wir aufgenäht immer tragen mussten.

Also, Ölper haben wir nicht gefunden!

Irgendwo haben wir in einem Keller übernachtet, geschlafen haben wir kaum. Das war ja nun auch egal. Am Morgen, ziemlich früh, wollten wir nun doch zu unserer Fabrik zurück, um zu sehen, was dort los war. Ein Mädchen aus unserer Baracke war bei mir. Auf der Celler Straße hatte das Rote Kreuz einen Stand mit Butterbrot aufgebaut, und wir hatten großes Glück, dass wir hier etwas zu essen und zu trinken bekamen.

Bei unserer Fabrik angekommen sahen wir als erstes, dass unsere Baracke nicht mehr da war. Wir hatten also riesengroßes Glück gehabt! Hätten uns die beiden Männer nicht rausgejagt, wären wir elendig verbrannt. Es gab auch keine Fabrik mehr, nur Schutt und Qualm überall. Aber in diesem Schutt stand unsere Köchin, eine Volksdeutsche aus Polen, und hatte Erbsensuppe für uns! Ob sie die selbst gekocht oder irgendwo her bekommen hatte, weiß ich nicht. Eine große Fabrikhalle war noch nicht ganz zerstört, nur das Dach und die obere Etage. In der untersten Etage waren die Sachen aus dem Büro gelagert. In einer Ecke dieses großen Raumes haben wir dann geschlafen.

Nach diesem bereits zweiten oder dritten Angriff auf die Fabrik wurden nun dort keine Konserven mehr produziert. Viele Mädchen wurden zu anderen Fabriken geschickt, wo sie nun auch Munition herstellen mussten. Z. B. wurde auch in einer Fotofabrik etwas ganz anderes gemacht. Viele Mädchen waren dort und wurden bei schlechterem Essen noch viel strenger behandelt.

Ich bin noch bis zum Winter in unserer Fabrik geblieben, es gab keine Heizung. Etwa im November kamen wir in einen großen Keller, in den sie Betten gestellt hatten. Dort haben wir gelebt, bis die Amerikaner kamen.

»Nach dem Kriegsende war ich wie verzaubert. War ich's oder war ich's nicht?«

Wir waren so ängstlich, was wohl auf uns zukommen würde. Wo würde man uns hinbringen, bevor die Amerikaner kamen. Müssten wir zu Fuß weggehen?

Endlich waren die Amerikaner da, man hatte es also nicht geschafft, uns vorher wegzubringen.

Die Kriegsgefangenen, eine ganze Kolonne, sind vorher von der Kälberwiese über die

Celler Straße in Richtung Hamburger Straße marschiert. Mein späterer Mann und zwei Kollegen hatten sich abgesprochen, bei nächster Gelegenheit zu türmen. Da war rechts eine Grünanlage, ein paar Bänke standen dort. Aus irgendeinem Grunde hielt die Kolonne, der Wachposten ging nach vorne. Das war die Gelegenheit, abzuhauen und sich in die Büsche zu schlagen. Als die Kolonne weg war, sind sie über die Straße und haben sich irgendwo mehrere Tage und Nächte in einem Keller versteckt.

Ich habe immer Angst gehabt! Nach Kriegsende war ich wie verzaubert, war ich's oder war ich's nicht, ich wusste es nicht.

In unserer Fabrik waren große Fässer mit Fett, aus denen Margarine gemacht wurde. Es kamen viele Leute, um sich etwas zu nehmen. Mit einem großen Messer habe ich geholfen, große Stücke abzuschneiden. Ob ich mir selbst etwas genommen habe, weiß ich nicht. Mir war sogar so, dass ich nicht einmal wusste, ob ich ein Mensch war oder nicht. Es hat lange gedauert, bis ich wieder zu mir gekommen bin. Ich habe viele schlimme Träume gehabt.

Ich wusste, dass wenn ich nach Hause in die Ukraine kommen würde, ich bestraft würde, auch mein Mann. Für unser Land waren wir Verräter! In der Schule hatte ich noch gelernt: »Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!« Die haben ja nie geglaubt, dass wir nach Deutschland zwangsweise kommen mussten. Auch russische Kriegsgefangene hat es für Stalin nicht gegeben. »Es sind Verräter«, hat er gesagt.

Die Franzosen, Belgier und Engländer haben von zuhause kleine Päckchen bekommen, unsere Männer überhaupt nichts.

Mein Mann hatte auch furchtbare Angst gehabt. Wir hatten nun geheiratet und wollten nun nach Hause in die Ukraine zurück. Da trafen wir einen Kollegen meines Mannes von der Feuerwehr, der sagte ganz hart: »Bist du dumm? Was erwartest dich zuhause?«

Da sind wir hier geblieben. Wir wussten nicht, was mit uns geschehen würde. Wir hatten schon erlebt, dass die Deutschen sehr böse mit uns waren und mit uns geschimpft hatten und alles Mögliche. Aber wir hatten doch keine Schuld!

Zum Glück hat uns die UNO unter ihren Schutz genommen, sonst hätten uns die Deutschen zurückgeschickt.

Aus der Sicht einer Schülerin

Braunschweig, 31. Mai 1944

Meine liebe Mutti!

Wir sitzen eben mal wieder im Bunker. Solange wir wieder in Braunschweig sind, hat uns der Tommy noch nicht viel in Ruhe gelassen. Beide Tage konnten wir unsere Schule nicht bis zu Ende durchführen. Unsere Stunden, die wir bis jetzt nachzuholen haben, häufen sich von Tag zu Tag. Heute sind es 19 Stunden. Als wir heute bei Luftgefahr aus der Schule kamen fuhr uns gerade eine Straßenbahn vor der Nase weg. Rita und ich wollten noch zu unserem Bunker. Als wir an der Krankenkasse waren, gab es Alarm, wir ranneten wie verrückt und sind noch gut hingekommen.

Eben gibt es Vorentwarnung. Gott sei Dank!

... Bei dem Angriff sind auch Bomben auf Querum gefallen. In der Waldrandsiedlung sieht es toll aus. Fast jedes Haus ist kaputt. Eigentlich hätte ich Einsatz machen müssen. Aber ich brachte es nicht übers Herz die Schule zu schwänzen ... Es waren ja auch genug andere zum Helfen da. Wir haben jetzt wieder längere Stunden und jede Stunde, die durch Alarm ausfällt, wird nachgeholt ...

Liebe Mutti!

Bei dem letzten Angriff hat unser Stadtteil nicht viel davon gemerkt. Ich habe bisher noch keine neuen Bombenschäden gesehen. Es sind längst nicht so viele Tote wie am 10. 2. Die Leute haben mächtig übertrieben ...

Heute war unsere Klasse geschlossen in der »Feuerzangenbowle«. Leider kam Alarm dazwischen. Gerade vor der Stelle, wo Pfeiffer den Schnauz spielt. Ich werde es mir wohl noch mal ansehen.

Es grüßt Dich herzlich Deine, Dich sehr vermissende I.

Braunschweig-Gliesmarode, den 14. 4. 44

Liebes Muttchen!

Gestern war ein sehr schöner Tag, der aber leider sehr traurig endete. Als nämlich am Abend ungefähr um ½ 11 Alarm gegeben wurde, war es stockdunkel. Nach ziemlich kurzer Zeit

schoß die Flak schon. Tante L. war noch nicht im Bunker und war daher sehr aufgeregt. Sie lief schnell hinaus ...

Nun muß ich aber von dem schöneren Teil des Tages schreiben. Am Morgen, als wir in die Schule kamen, war auf dem Hof (Kleine Burg) ein großer Trichter, der die Schule wieder so weit zerstört hat, daß wir nicht unterrichtet werden können. Nun müssen wir wieder zur Comeniusschule.

Am Morgen hatten wir keine Schule. Da sind wir ins Kino gegangen, (»Romanze in Moll«), für Jugendliche unter 18 Jahren nicht zugelassen. Wir haben uns schön durchgeschmuggelt. Am Abend war ich mit Tante L. im Theater.

Ein Gedanke: Frieden!

Braunschweig-Querum, den 27. 2. 44

Meine liebe Lisi,

nimm auch von mir liebe Wünsche für Dein neues Lebensjahr.

Alles Sehnen, Hoffen und Wünschen gipfelt ja jetzt für jeden Menschen in einen Gedanken: Frieden!

Wir haben so fürchterliche Wochen hinter uns, und doch danke ich unserem Herrgott so innig, daß er uns alle noch so gnädig behütet hat. Beim letzten Angriff wurden in Kralenriede 10 Familien obdachlos, darunter Berlins, Quandts, Wirz', Apels, die anderen kennt Ihr wohl kaum. Viel schlimmer sieht es noch in

Querum selbst aus. Auch im Walde ist es schlimm. Noch liegen viele Zeitzünder dort, und man hört die Detonationen. Wir haben heute den ganzen Tag noch gekramt und gepackt, um entbehrliche Betten, Bücher und Möbelstücke nach Hahausen zu geben. Hoffentlich klappt alles, man bekommt jetzt so schwer einen Wagen. Der Unterricht liegt natürlich jetzt ziemlich im Argen. Nach dem Angriff am 10. 2. machte ich vier Tage lang in Braunschweig sozialen Dienst, nach dem 21. hier in Querum. Unsere Schule wurde schnell umgewandelt. In den Klassen schliefen die Familien, die der Blindgänger wegen ihre Wohnungen räumen mußten. Unten im Keller bzw. der Küche war die Verpflegungsstelle. Hannali und ich haben stundenlang Brote gestrichen und hinterher unsere Kralenrieder von Haus zu Haus versorgt. Viel Leid, viel Kummer gab es mitzerleben, viel Tapferkeit und mutige Arbeit zu bewundern. Aber ich bin manchmal ziemlich am Ende mit meinen Kräften und danke Gott, daß ich unser Hannakind habe. Sie ist ein wahrer Segen für unser Haus ...

Hoffentlich bleibt Ihr vor diesem Grausen jetzt bewahrt und behaltet Eure nette Wohnung.

In Liebe ...

Haide Gerloff

Das Haus der Familie Haide und Martin Gerloff, Schreiberweg 14, vor und nach der Zerstörung am 24.8.1944



Zwei Gedichte

Sport im Krieg

Heute joggen die Menschen durch Wald und Wiese,
als Laufen wurde diese Sportart früher gepriesen.
In den letzten Kriegsjahren waren wir, gezwungenermaßen, aktiv
und trainierten das Laufen, sehr intensiv.
Nacht für Nacht beim Fliegeralarm
wurde uns durch mehrfaches Rennen warm!

Ein Sprung aus dem Bett beim ersten Sirenton,
nur den Mantel rüber, die anderen Klamotten trugen wir schon!
In beiden Händen schwere Taschen, dazu der Rucksack,
so schlepten wir Papiere, etwas Hab und Gut huckepack!
Hopp, hopp, hopp,
Pesta, Bammelsburger, Inselwall im Galopp!

Hörten wir nicht die Flugzeuge schon?
Die Engländer flogen mit einem surrenden Ton.
Noch den »Warlich-Weg« bergab, dann war der rettende Bunker erreicht,
es wurde sich in die ängstlich drängelnde Schlange eingereiht
und geschoben bis in den 1. Stock im engen Rundgang,
uns allen war jedes Mal wieder bang.

Etwas aus der Puste setzten wir uns in den Bunker rein,
wie viele Stunden werden es diese Nacht sein?
Wie im Märchen Hase und Igel: »Ich bin schon hie!«
war meine Mutter manchmal schneller als i.

R. V.

Eine Kriegsnacht

Chaotische Zerstörungen waren bei dem schweren Luftangriff am
 15. Oktober geschehen,
 von unserem Wohnhaus blieb nur der untere Teil bestehen.
 Die oberen Etagen waren abgebrannt - wir wohnten im ersten Stock,
 neben uns Trümmer, über uns kein Dach - es war ein totaler Schock!
 Es regnete durch, die Decken wurden naß,
 dort zu hausen, war kein rechter Spaß!
 Zugenagelt mit Pappe oder Glasplatte waren die Fenster -
 kein Licht wegen Verdunklungsgefahr - man sah schon Gespenster!

Oma war damals dienstverpflichtet. Sie nähte in der Humboldt-Kaserne
 Handtücher, Wäsche für Soldaten in der Ferne.
 Vor 6 Uhr morgens raus aus dem Bett,
 darin war es wenigstens warm und nett.
 Ein angstvoller Morgen - was war los?
 »Habe ich verschlafen? O große Not!«
 Der Sturm heulte, es tönte dauernd »Wuff-wuff, wuff-wuff!«
 O Gott, was war nun wieder kaputt?
 Meine Mutter hörte ein ständiges Trappeln draußen,
 setzte sich im Bett aufrecht hin, um zu lauschen.
 Ob die französischen Kriegsgefangenen bereits zur Arbeit marschierten?
 Dann galt es, keine Zeit zu verlieren.

Raus aus dem Bett und in den Flur,
 sie blickte voller Schreck an die Decke nur!
 Auf den Bücherschrank fielen dicke Tropfen,
 sie verursachten das Getrappel, das Klopfen!
 Dazu ständig dieses »Wuff-wuff!« und das Heulen vom Sturm!
 Unheimlich war's, kalt und dunkel dazu!

Des Rätsels Lösung! Die Fenster, mit Glasplatte vernagelt,
 beulten sich vor und zurück, dazu hat es gehagelt!
 Es war 3 Uhr nachts! Der Schrank wurde von der Wand gerückt,
 sich dann mit einem Lappen ganz schnell gebückt,
 um die Nässe aufzuwischen
 und noch einmal kurz ins Bett zu zischen.
 Ruhe fand Mutter natürlich nicht mehr,
 die wunden Hände schmerzten durch die Kalkflüssigkeit sehr.

Auszüge aus Interviews

DER GEGENSATZ VON LIEBE IST NICHT HASS,
DER GEGENSATZ VON HOFFNUNG IST NICHT
VERZWEIFLUNG, DER GEGENSATZ VON
GEISTIGER GESUNDHEIT UND VON GESUNDEM
MENSCHENVERSTAND IST NICHT WAHNSINN,
UND DER GEGENSATZ VON ERINNERUNG HEISST
NICHT VERGESSEN, SONDERN
ES IST NICHTS ANDERES ALS JEDES MAL DIE
GLEICHGÜLTIGKEIT.

ELIE WIESEL

Fragenkatalog zur Bombardierung Braunschweigs

- Name:
- Anschrift:
- Geburtsjahr:
- Wohnung damals:
- Beruf damals:

- Wann haben Sie den ersten Bombenangriff auf Braunschweig erlebt? Welche Erinnerungen verbinden Sie mit diesem Tag?
- Hatten Sie mit einem Angriff gerechnet? Warum, warum nicht?
- Welche Gefühle und Gedanken hatten Sie beim ersten Angriff? (Angst, Wut, Bitterkeit?)
- Wo waren Sie während des Angriffs? (Welcher Luftschutzkeller, welcher Bunker?)
- Wie lange mussten Sie im Bunker bleiben?
- Wie war die Stimmung im Bunker?
- Welche Gedanken und Gefühle hatten Sie beim Hinausgehen?
- Was sahen Sie draußen? - Was war Ihr erster Eindruck?
- Haben die Eindrücke Ihre Einstellung beeinflusst?
- Was haben Sie als erstes getan?
- Welche Aufgaben hatten die Luftschutzwarte?
- Wurde Ihr eigenes Haus / Ihre Wohnung getroffen?
- Auf wen richtete sich Ihre Enttäuschung oder Wut?
- Haben Sie eine Notunterkunft bezogen? Wenn ja, wo?
- Wie war die Notunterbringung?
- Haben Sie Kriegsgefangene von Bomberbesatzungen gesehen oder von ihnen gehört?
- Was fühlten Sie gegenüber diesen Gefangenen?
- Haben Sie beim Bergen von Verletzten / Toten und/oder beim Aufräumen geholfen?
- Wie fühlten Sie sich als Frau, wenn Sie Tätigkeiten ausführten, die normalerweise von Männern übernommen wurden?
- Wurden Sie während der Angriffe evakuiert (Zeit und Ort)?
- Welche Erinnerungen haben Sie an die Evakuierung?
- Haben Sie bestehende Anordnungen bedingungslos befolgt, auch gegen Ihre innere Überzeugung?
- Wie denken Sie heute über die Luftangriffe und Bomberbesatzungen?
- Was wissen Sie über deutsche Luftangriffe auf andere Länder?
- Haben Sie an den Endsieg geglaubt?
- Welche Ängste oder andere Spätfolgen haben Sie bei sich und/oder anderen festgestellt?

Luftschutzmaßnahmen

Verdunkelung, Leuchtplaketten, Luftschutzkeller und Bunker

Die allgemeinen Anordnungen, z. B. bei Eintritt der Dunkelheit alle Fenster zu verdunkeln, haben wir befolgt. [Langkopf]

Es gab eine strenge Kontrolle der Verdunkelung, wenn es abends dunkel wurde. Für die Orientierung in der Dunkelheit gab es Leuchtplaketten an der Kleidung und auch an den Straßenlaternen. [Kuhn]

Von dem Zeitpunkt an kamen dann neue Sicherungsmaßnahmen. Unser Luftschutzkeller war außen an der Ecke. Der und alle anderen wurden daraufhin nach innen gelegt, wo die Häuser zusammenstießen. Es wurden Mauerdurchbrüche durch die Brandmauern gemacht. Vor die Luftschutzkeller kamen jetzt Betonplatten, da war so ein Loch drin, da kam auch noch ein Eisenstab und da wurde auch noch Erde angeschüttet. Die ganzen Vorgärten gingen baden. Es war dann nur noch ein Schlitz, durch den man raus kam. In der Stadt konnte man keinen Sand anschütten, die Luftschutzkeller wurden dort mit Leuchtfarbe weiß angepinselt.

Alle trugen wegen der Verdunkelung eine Leuchtplakette, damit man sich gegenseitig sah, das waren phosphoreszierende Plaketten. An den Häusern waren, das sieht man heute noch, Pfeile. Weil man wusste, die Häuser brachen so in 3 m Höhe ab, waren die Pfeile waren dann noch sichtbar, um die Leute auszugraben.

Dann wurde auf die Böden 20 cm trockener Sand gebracht. Der ganze Trockenboden, alles. Man konnte nicht mehr aufschütten, weil die Belastbarkeit zu gering war. Das wurde alles im Treppenhaus hochgetragen. Dann standen in jedem Stockwerk Eimer, die mit Wasser gefüllt waren und Feuerpatschen. Das waren Holzstiele mit angenagelten Scheuertüchern, um kleinere Brände zu löschen ...

Wir hörten die Geräusche, wenn Bomben fielen, und merkten das Zittern des Bunkers. Die Bunker waren absolut bombenfest. Die haben Sprengbomben draufgekriegt, und dann haben die sich geschüttelt. Gefährdet waren immer Erdbunker, die sich nicht schütteln konnten. In Braunschweig hat es nur einen

tiefen gegeben, darauf steht jetzt das Hochhaus Okerstraße. [Demann]

In der Kanthochschule gab es keinen Bunker. Das war nur ein Keller. Der war nicht mal besonders gut ausgebaut. Der Adolf hat doch nie geglaubt, dass das bis Braunschweig kommt ...

Die ganze Innenstadt war kaputt! Es waren aber viele evakuiert, vor allem Kinder und Jugendliche, das ist allerdings wahr. Das war wirklich die Innenstadt, und die (Leute) sind ja wohl auch flüchten gegangen. Klint, Werder, Mauernstraße usw., die hatten ja sehr oft gar keine Keller, also die (Leute) sind wohl stiftend gegangen. Die konnten in die Bunker Okerstraße, Kaiserstraße, Petritorwall, Polizei und auch noch in den im Theater. Das Theater war ja auch voll hin. Aber unten im Keller ist nichts Ernsthaftes passiert, das hat also gehalten.

Wir hatten in der Freyastraße keinen Bunker, nur einen Keller, der war aber auch nicht besonders ausgebaut. Da wurden vor den Kellerfenstern solche Mauern gezogen, als Splitterschutz, sonst war da nichts. In der Wilhelmstraße hätte ich fast mal im Bunker gesessen, das war in der sogenannten Berufsschule. Dort war der Keller ein bisschen ausgebaut. Man musste ja von der Straße weg, da waren immer solche Ordner. Man musste auch die Haustüren offen lassen, damit jeder in der Lage war, sich zu retten. Ja, und der Ordner wollte mich dort auch reinhaben, und ich sagte, ich müsse zum Dienst. Ich hatte auch meinen Ausweis dabei, ich ging also Gott sei Dank weiter. Dort sind dann so 60-70 Personen umgekommen. Da hatten sie getroffen, und vor dem Eingang dort war ein Blindgänger. Das hat unheimlich lange gedauert, bis man diesen Blindgänger weggeräumt hat. Und in diesem Keller hatten die Leute versucht, sich alle in diese Türen reinzuzwängen, und haben sich dabei totgetreten. Das war Wilhelmstraße, Berufsschule, unten im Keller. [A. Ahrens]

Luftschutzwarte

Die Luftschutzwarte hatten die Aufgabe, im Bunker für Ruhe und Disziplin zu sorgen. Wir fühlten uns durch ihre Gegenwart sicherer. [Langkopf]

Zu jedem Bunker gehörte ein Bunkerwart. Er ging während des Alarm durch alle Abteilungen und Räume des Bunkers und informierte

die Leute über den Stand des Angriffes. Im Bunker Bockstwete war das ein ganz phantastischer Mann, denn er verstand es wunderbar, die Leute zu beruhigen. [Stock]

In jedem Haus wurde eine Person zum Luftschutzwart ernannt. Bei uns war es ein TBC-kranker jüngerer Mann. Im Bunker hatten sie die Aufgabe, für einen geordneten Ablauf zu sorgen und Panik zu verhindern. [Knörich]

Im Bunker war alles ruhig. Es waren Luftschutzwarde da. Die Männer, die nicht eingezogen waren, wurden zu diesen Arbeiten eingeteilt. Die gingen von Haus zu Haus und sahen nach, ob auch alle drinnen waren. [Triebel]

Die Bunkerwarte haben uns beim Hinausgehen immer gleich gesagt, ob etwas passiert war. Da war man dann erleichtert, wenn man gehört hat, es ist nichts passiert. [Buchheister]

Die Bunkerwarte haben sich nicht um die Leute gekümmert. Die gaben ihre Anweisungen, dann wurde der Bunker abgeschlossen bis zur Entwarnung. [Stecher]

Die Luftschutzwarde, die in den einzelnen Häusern, in diesen kleinen Bunkern oder den kleinen Kellern das Sagen hatten, waren furchtbare Leute. Es gab vielleicht einzelne, die ganz nett waren, aber im großen und ganzen haben die sich also strikt verhalten, als wenn sie der Chef persönlich wären. Ganz streng nach Vorschrift. Ganz strenge Nazis. Die fühlten sich als Was. Das waren meist ganz primitive Leute. Diese Luftschutzwarde, die waren böse, die hatten keinen guten Ruf. Auch die Gruppenleiter, die diese einzelnen Luftschutzkeller kontrollierten, auch in den einzelnen Wohnungen, kommandierten überall herum. Man musste wirklich vor denen den Mund halten, durfte kein Wort sagen. Die waren nicht beliebt. Es mag auch andere gegeben haben. Ich kenne aber nur welche, wo die Leute hinter der Hand geschimpft haben. [A. Ahrens]

Meine Mutter war Luftschutzwart. Wir wohnen auf dem Langen Kamp 22. 1940 ging es los mit der Ausbildung der Luftschutzwarde, praktisch mit dem Frankreich-Feldzug. Man sprach 1939/40 noch nicht von Krieg, sondern von Feldzügen.

Mein Vater war seit 1939 im Krieg. Er hatte das Pech bei der Waffen-SS zu sein. Der ist

1949 aus dem Staatsgefängnis in Warschau entlassen worden.

Meine Mutter und viele andere mussten zum alten Schimmelhof kommen. Unter dem großen alten Bogen, der heute noch ist, versammelten sich alle. Meine Mutter hatte mich mitgenommen. Dort war die Ausbildung zum Luftschutzwart, Bekämpfung von Stabbrandbomben. 1940 haben wir ja nur mit Stabbrandbomben (Phosphor) gerechnet. Die heimtückischen Benzinkanister kamen ja erst später.

Dann wurde so etwas angezündet mit der Luftschutzspritze. Die hatte einen Stehfuß dran, da trat man mit einem Bein drauf, und dieses Saugrohr kam dann in einen Eimer mit Wasser, das dann hochgepumpt wurde. Dann wurde gelöscht.

In jedem Haus war ein Luftschutzwart. Auf dem Flur, wo der Wart wohnte, war ein Gong an der Wand, und wenn Alarm kam, dann musste meine Mutter auf diesen Gong schlagen, damit auch im Hause der letzte Schläfer wach wurde. Dann standen auf jeder Etage ein Eimer, eine Kiste mit Sand und einer Schaufel darin. Bis 1943 war das alles.

Dann kam die Verpflichtung der Verdunkelung, schwarzes Papier und an der Seite noch Klammern vor den Fenstern. Politisch unliebsame Leute wurden auf diese Weise ganz schnell abserviert. Da gingen dann welche herum, und die sahen dann, da ist noch ein bisschen Licht, und dann hatten sie denjenigen wegen Sabotage. [W. Demann]

Im Werk gab es auch Luftschutzleute. Was die anordneten, das wurde gemacht. Da durfte kein Direktor was dagegen machen. Wenn ein Angriff kam, schalteten die das Licht aus in den großen Hallen. Dann musste man sich im Dunkeln durch die Maschinen rausleuchten. Dann kamen auch schon manchmal die Flieger. [Loormann]

Splitter- und Schutzgräben

Die sogenannten Splittergräben wurden als »Deckungsgräben« bezeichnet ... Bei einem Luftangriff in den Abendstunden des 15. 3. 1944 schlug in einen Deckungsgraben in der Nähe der Miag ein Volltreffer ein. Tote etwa 40 bis 50 Personen, Verletzte in ähnlicher Höhe.

Am 19. 5. 1944 erschütterten wieder Tausende von Brand- und Sprengbomben das ge-

samte Stadtgebiet. Bei diesem Angriff kamen in einem »Splittergraben« am Gieselerwall durch Sprengbombenvolltreffer etwa 50 Personen, in der Mehrzahl Ausländer, ums Leben.
[Starke]

Auf dem Bohlweg waren damals Wohnhäuser. Die eine Seite ist ja jetzt weg. Da waren richtige Splittergräben auf dem Vorplatz des Schlosses.

Da sind ein großer Teil der Leute aus den Häusern in die Splittergräben gelaufen, um sich zu retten. Die hatten keine Bunker, und denen wurde erzählt, die Splittergräben sind sicher. Das verteilte sich ja, die Splittergräben verliefen im Zickzack. Die Menschen in den Splittergräben sind alle umgekommen. Die Leute, die in die Keller gegangen sind, wurden gerettet.
[A. Ahrens]

In der Miag hatten wir auch Todesopfer. Dort auf dem Werksgelände wurden Splittergräben gebaut: Sand und Stein wurden oberhalb des Erdbodens aufgefahren. Das war dann Luftschutz. Da sollten wir dann rein.

Ein Splittergraben hat einen Volltreffer abbekommen: 30 Tote. Da haben sie das Werk gesperrt. Dann hieß es, raus aus dem Werk, ganz egal wohin. Die meisten sind in das Pawelsche Holz gerannt.
[Loormann]

Nach der Rückkehr zur Werkstatt konnten wir wieder Trümmer beseitigen. nachdem wir etwa eine halbe Stunde Trümmer abgeräumt hatten, kamen Luftschutzwärter und haben alle verfügbaren Personen zusammengerufen. Wir mussten auf der Gliesmaroder Straße aus Laufgräben Tote bergen. Mehrere Luftminen waren in die Laufgräben gefallen. Die Toten waren durch den Luftdruck ganz breitgedrückt und fest an der Wand. Wir mussten mit dem Spaten die Toten von der Wand ablösen.

Das war mein schrecklichstes Erlebnis in Braunschweig.
[Röttger]

In diesem Jahr sind in Stöckheim viele Bomben gefallen. Eine mir bekannte Familie kam ums Leben.

1945 wurde ein Splittergraben getroffen. Das war genau am Ostersonntag. Es gab 11 Tote, Wehrmachtsangehörige, Männer und Frauen, die im Großen Weghaus gelegen hatten. Auch die Kirche in Stöckheim brannte.
[Diedrich]

Luftlagemeldungen, Drahtfunk, Feindnachrichten, Fliegeralarm

Der sogenannte Kreisbefehlsstand wurde nicht zum Zwecke der Nazi-Propaganda eingerichtet. Er sollte dazu dienen, den in Hannover befindlichen »Gaubefehlsstand«, der die Bevölkerung über die Luftlage unterrichtete, zu ersetzen, wenn dieser durch einen Luftangriff nicht mehr dazu in der Lage war (die Nachrichten kamen über Drahtfunk, der natürlich häufig unterbrochen war). So haben wir dort, parallel zu Hannover, sämtliche Bewegungen feindlicher Flugzeuge registriert und konnten im Ernstfall sofort den Warndienst übernehmen.

Dass in den letzten Tagen die NS-Größen auch Durchhalteparolen von sich gaben, war eigentlich nur ein Nebenprodukt«. [Mackamul]

Jedes Mal, wenn Fliegeralarm war, schnappte ich unseren Olympia-Sachsenwerk-Radioapparat. Und dann rüber in den Keller der Schule Lyzeum, Kleine Burg. Damals gab es den Drahtfunk, man brauchte bloß ein Stück Draht an die Telefonleitung zu machen und dann ging es an, kam das Signal.

Oben im Nußberg war die Zentralstelle für den Drahtfunk, da war die ganze Kommandozentrale hier von Braunschweig mit den entsprechenden hohen Leuten, die da unten im Bunker saßen. Da wurde das also übertragen: »Feindliche Flugzeuge im Anflug«, usw. »Befinden sich jetzt da und da«. »Feindtätigkeit im Raum Magdeburg«. Dann haben die dort ihre Eier abgelegt, haben die Bomben abgeschmissen und wir konnten zurück.
[Gerschler]

Nach diesem Angriff zog meine Mutter mit uns nach Winkel bei Gifhorn. Die Gardinen wurden auf dem Langen Kamp von den Fenstern genommen, die Teppiche aufgerollt und im Keller unter die Decke gehängt. Die letzte Nacht vor der Abfahrt schliefen meine Mutter oder ich abwechselnd angezogen auf dem Sofa halb angezogen und hörten Drahtfunk.

Die Motorengeräusche der Nimo in der Kralenriede waren ein Indiz für bevorstehenden Alarm. Wenn die Prüfstände abgeschaltet wurden und die Geräusche verstummten, wussten wir: jetzt ist alles abgeschaltet in den Motorenwerken, jetzt kommt gleich Alarm.

Zu dieser Zeit wurden die Luftschutzkeller, die bis dahin in den Außenecken der Häuser waren, nach innen verlegt. Mauerdurchbrüche

durch die Brandmauern verbanden die Keller der Nebenhäuser miteinander. Vor die Kellerfenster kamen vorgefertigte Betonplatten. Davor wurde in den Vorgärten auch noch Sand angeschüttet. Dies war in der Innenstadt nicht möglich. Damit man bei Dunkelheit nicht gegen diese Betonklötze lief, waren sie mit Leuchtfarbe markiert. Wir alle trugen abends phosphoreszierende Leuchtplaketten.

Auf die Trockenböden und Bodenkammern wurde je nach Tragfähigkeit eine Schicht Sand aufgetragen. In den Treppenhäusern standen in jedem Stockwerk Eimer, die mit Wasser, und Kisten, die mit Sand gefüllt waren, Daneben standen Schaufel und Feuerpatsche. Das waren Holzstiele mit angenagelten Scheuertüchern, um kleinere Brände schnell löschen zu können.

Mein Großvater, der in der Innenstadt an der Kaiserstraße ein Restaurant bewirtschaftete, hatte in dem dort neugebauten Luftschutzbunker ein Zimmer angemietet, in dem die ganze Familie Platz fand. Es war für ungefähr 10 Personen gedacht. In dem Zimmer, das war sehr klein, waren neun Liegen und eine Sitzbank. Das waren dreistöckige Liegen. Öfter, wenn wir zu Besuch bei ihm waren, wurden es mehr Leute, die vor den Bomben dort Schutz suchten. [Demann]

Der Nachbar hatte Drahtfunk. Wenn er hörte, dass Bomber Richtung Berlin flogen, ging er in den Bunker. Das merkte man, und man ging auch.

Amerikanische Bomber machten andere Töne als englische. Die feindlichen Flieger taten auch nur ihre Pflicht, genau wie die eigenen. Konnten alle nichts dafür. Es war eben Krieg. [Behrenroth]

Mit kleinen Angriffen hatten wir nicht gerechnet, aber mit den größeren. Ein paar Tage vorher kamen die feindlichen Beobachtungsflugzeuge und haben fotografiert in einer Höhe, wo die Flak sie nicht erreichen konnte. Nach diesen Aufklärungsflügen wurde der Angriff dann geplant. Dann kam die Meldung, die Flugzeuge fliegen ein. Die ersten Flugzeuge setzten Weihnachtsbäume, so sagten wir dazu, und innerhalb dieser vier Weihnachtsbäume, das konnten die oben sehen, lag das Ziel.

Bei der Werksflak, bei der ich war, hatten wir Telefondienst. Da kam die Meldung: »Bomberströme in 8000 Meter Höhe über Vechta Richtung Kassel« oder »Kampftätigkeit über Kassel«. Und wenn es hieß: »Die

Bomberverbände fliegen nach Süden«, flogen die Goslar an. Sowie die sagten, die fliegen Goslar an, bekamen wir den Angriff. Die Angriffe auf Braunschweig kamen alle über den Harz. [Loormann]

Unser Haus lag in der Nähe einer Weiche der Straßenbahn Braunschweig - Wolfenbüttel. Deshalb war der Radioempfang schlecht. Wir bekamen dann von der Post Drahtfunk. Direkt von der Funkstelle am Nußberg wurden Luftlage Luftlagemeldungen durchgegeben. Schon vor dem Alarm erfuhr man, dass da etwas kam. [Diedrich]

Wir wussten vor dem Alarm schon Bescheid, es gab ja den sogenannten »Drahtfunk«, das war ein Sender, der war angeschlossen an die Telefonleitung. Durch den Drahtfunk kamen vorher schon die Meldungen: »Schwere englische Bomberverbände im Anflug auf den Raum Südhannover-Braunschweig«. Meistens haben wir dann das andere Radio angestellt und sind auch, eventuell noch vor den Sirenen, in den Bunker Bockstwerte gelaufen. [W. Demann]

Die ersten Jahre haben wir nicht mit einem Angriff gerechnet. Seit 1940 haben wir eigentlich jede Nacht Fliegeralarm gehabt, aber die flogen eigentlich immer nach Berlin. Nachdem wir das so ein paar Wochen oder Monate mitgemacht hatten, hat man nicht mehr damit gerechnet, dass es einen selber einmal treffen würde. Wenn die von Berlin zurückkamen, hatten wir wieder Fliegeralarm. Wir dachten, Braunschweig kommt gar nicht dran. [A. Ahrens]

Die Sirene hieß bei uns »Görings Hifthorn«. [Labus]

Wir hatten damals diese Volksempfänger. Da konnte man den »Feindsender« hören, das war verboten (sofort ins Lager oder erschossen). Aber meine Frau hat sich eine Decke umgehängt, auch über den Apparat, und hat doch gehorcht. [Loormann]

Luftangriffe auf Braunschweig

Im Herbst 1940 fiel im Bereich der Okerbrücke Fallersleber Straße – gegenüber der AOK – eine Bombe in die Oker. Dem angrenzenden

Haus wurde der Boden weggerissen, so dass es einstürzte.

Ich lag schon im Bett und wurde durch die Detonation aus dem Schlaf gerissen. Meine Mutter wollte mir erst nicht glauben, dass es sich um Bombenangriff handelte, doch mein Vater bestätigte meine Vermutung.

Als wir uns den Schaden ansahen, trafen wir dort eine Menge Leute, die sich auch für den Schaden interessierten, es war wohl einer der ersten Angriffe auf Braunschweig.

Eigentlich hatte ich nicht mit einem Angriff gerechnet. Ich hatte das Gefühl, bei uns könnte das nicht passieren. Wir sahen von unserem Flachdach aus, wie über Hannover die »Weihnachtsbäume« gesetzt wurden, und erlebten auch kleinere Angriffe auf Braunschweig. Mit einem größeren Angriff habe ich jedoch nicht gerechnet. [Stock]

Den ersten Luftangriff erlebte ich 1942 in Gliesmarode. Es war ein sogenannter Irrangriff, wobei die Bomben Riddagshausen und Umgebung trafen. Durch die Flak wurden einige Häuser am Messeweg beschädigt - sagte man damals. Viele Menschen sahen sich die Schäden an, sie waren sehr erstaunt.

Wir hatten nicht mit einem Luftangriff gerechnet, weil man in unmittelbarer Nähe sehr viele Flakgeschütze aufgestellt hatte.

[Langkopf]

Ja, ja, natürlich habe ich mit einem Angriff gerechnet. Wir sahen doch die Flugzeuge nach Berlin fliegen und als dann Hannover kurz vor uns dran kam, war ich mir sicher. [Knörich]

Die ersten Bombenangriffe haben auf der Gliesmaroder Straße stattgefunden. Das war ziemlich zu Anfang, so 1942. Ist schon über 50 Jahre her. Und dann war es im Bebelhof. Da musste ich hin und die Schäden beseitigen, ich hatte damals Elektriker gelernt, Schalter auswechseln usw. Die wirklichen Kriegseignisse waren erst später, diese Massenangriffe.

[Gerschler]

Ich hatte zufällig Dienst und musste in die Nordstraße. Die erste Bombe ist gefallen: Fallersleber Straße, genau bei der Humboldt-Kaserne, die Bombe ist in den Okergraben reingefallen und hat dort die Böschung aufgerissen. Wenn die Leute im Keller gewesen wären, wären alle ertrunken, so haben sich alle retten können. Kein Mensch hatte mit Bomben

gerechnet. Das war wohl einer, der seine Bomben noch loswerden wollte. Die zweite Bombe ist auf der Nordstraße gefallen, die dritte auf der Rudolfstraße/Rudolfplatz. Diese drei Bomben, das war 1942. Also dieses da auf der Humboldtstraße, da haben sie dann nachher das Haus abgerissen, danach hat man auch solche beschädigten Häuser nicht mehr abgerissen, das hätte man auch ein bisschen ausbessern können. [A. Ahrens]

Alarm gab es schon 1939, als in der Nähe, an den Gleisen der Bahnstrecke nach Helmstedt, die Eisenbahnflak installiert war. Da man aber fürchtete, dass sie als Ziel dienen könnte (wurde offensichtlich bombardiert), zog man sie ab.

Angriff vom 27. 9. 1943: Der erste Angriff, Dach und Fenster gingen kaputt. In dieser Nacht war kein Alarm, aber der Hund bellte. Dadurch wurde sie geweckt. In diesem Moment kam auch schon das Dach herunter. Ohne Kleider in den Keller.

In den letzten Kriegsmonaten haben wir uns nachts überhaupt nicht mehr ausgezogen.

Angriff vom 30. 6. 1944: Die Fenster waren kaputt, das Dach kam herunter.

Angriff vom 20. 2. 1945: Die Nachbarn waren gekommen, weil sie selbst keinen stabilen Keller hatten. Meine Mutter war gerade in die Stadt gegangen. Im Marienstift herrschten schlimme Zustände: Die Kranken lagen auf dem Boden oder auf Liegen. Das Hausmeisterhaus brannte. Darauf bildete man eine Eimerkette, und es gelang, den Brand zu löschen.

Ich kam nach Hause zurück. Vorne an der Straße war ein großer Trichter. Ein großes Sechsfamilienhaus war zur Hälfte kaputt. Auch im Haus gegenüber brannte es. Ein Zeitzylinder ging auf der Straße los; aber zum Glück hat niemand etwas abgekriegt.

Die Frau von gegenüber war evakuiert worden, sie hatte alles verloren, bis auf einen Kleiderschrank in der Garage. Ich erinnere mich noch, wie der Mann geweint hat.

Im Garten gab es große Löcher, im Treppenhaus hingen Fetzen herunter, wegen der Sprengbomben.

In Haus Nummer 10 erstickte eine Frau, die Löschsand in den Mund gekriegt hatte (die Bombe war genau in die Sandkiste gefallen).

Große Angst hatte ich um die Mutter, die in die Stadt gegangen war, Erleichterung, als die Mutter wiederkehrte.

Später (nachts) großer Lärm: Einer war beim Plündern erschossen worden (standrechtlich). [Behrenroth]

Ein Beispiel für eine Fehlbombardierung der Nimo im Querumer Forst: Die Engländer wussten von der Nimo und machten im Frühjahr 1943 bei Aufklärungsflügen Luftaufnahmen. Damals hatte die Schunter Hochwasser. Als die Engländer im September 1943 die Nimo bombardieren wollten, vermissten sie die breiten Wasserflächen, die zur Orientierung dienen sollten. Sie hielten sich an den Kreuzteich, die dortige Domäne mit langen Schuppen und Viehställen wirkte wie eine Fabrik. Bei dem Bombardement blieb nur das Fachwerkhaus stehen. Die Bomben trafen auch die Deiche, die noch monatelang tiefe Risse und Bombentrichter aufwiesen.

Auch unser in der Nähe gelegenes Wohnhaus wurde getroffen. Meine Frau, damals drei kleine Kinder, hatte vor Übermüdung den Alarm überhört und wurde von einem Nachbarn in den Keller geholt. Wenig später riss eine Bombe schwere Dachplatten herunter, von denen eine auf das Bett unseres jüngsten Kindes fiel. [Bonewald]

Der erste Bombenangriff war wie eine Sensation. Ein Treffer Am Fallersleber Tore / Nähe Okerbrücke (Botanischer Garten). Viele Neugierige, mit einem Bombenangriff hatten wir nicht gerechnet.

Es wurde uns erzählt, dass die Luftwaffe das wohl verhindert. Und wenn, dann würde die Flak alles abhalten. Der erste Angriff war verhältnismäßig harmlos. Keine besonderen Gefühle.

Zu Hause im Keller. Nur wenn ich unterwegs war, bin ich in Bunker oder andere Keller gegangen.

Die Angriffe bis Februar 1944 waren in der Regel in der Stadt, um den Radeklint, die Gliesmaroder Straße, den Bültenweg, die Gördelingerstraße und das Weiße Roß ...

Erlebnis beim ersten Angriff: Mit einem Untermieter meiner Eltern war ich in der Stadt unterwegs. Fliegeralarm. Keller, sehr dicke Wände; aber er hatte sehr viel Angst. Ich konnte das nicht verstehen. Er hatte den deutschen Bombenangriff auf Rotterdam mitgemacht. [Röttger]

Bei uns war das so: Wir hatten immer Schule bis nachmittags, wenn Fliegeralarm war des Nachts, meist zwischen 1 und 2 Uhr. Wir sind gar nicht erst ins Bett gegangen und saßen in unserer dunklen Wohnung. Wenn ein Angriff war, hatten wir meist auch kein Wasser und kein Licht. Wir sind oft gar nicht wach geworden, wenn die Sirenen heulten, uns mussten sie immer raustrommeln. Es ist verständlich, wenn man bis um 1 Uhr dasitzt und auf Fliegeralarm wartet, dass man dann in tiefem Schlaf ist. Erst wenn es richtig gerummst und gekracht hat, sind wir aufgewacht. Dann sind wir schnell in den Keller geflitzt. Der war primitiv mit einer Eisentür zum Luftschuttkeller umgebaut worden.

In Lehdorf standen nur diese Wohnblöcke, die sahen aus wie Kasernen, darum wollten die ja alles niedermachen. Die haben gedacht, das sind Kasernen.

Bei dem ersten Angriff sind wir runter und sahen auf die Rasenfläche vor den Häusern, dort lagen überall Stabbrandbomben, immer im Abstand von ungefähr 2 m. Die Bomben auf dem Rasen brannten, doch die Häuser waren nicht getroffen worden. Wir gingen dann in den Keller und durften nicht raus. Dann kamen wieder Flugzeuge, das war ein Geknätter und Geknatter. Wir hatten einen Luftschutzwart, der ging immer herum und sah nach, ob auch alle in den Kellern waren. Dieser erste Angriff, den ich in Lehdorf erlebte, war 1943.

Mit solch einem Angriff hatten wir überhaupt nicht gerechnet. Der kam überraschend, denn wir hatten doch die Flak im Bereich von Watenbüttel, bei uns war doch überhaupt nichts Interessantes. Es waren alles nur Siedlungshäuser. [Triebel]

Ich erinnere mich, dass mein Onkel nach dem Angriff, von der Kreuzstraße kam, um zu sehen, ob die Familie noch am Leben war. In der Luft war die ganze Zeit ein Lärm, ein Rollen und Grollen.

Bei den Angriffen im Frühjahr 1945 suchten sie die Nimo-Flugzeugwerke im Wald, fanden sie aber nicht, daher wurde in der ganzen Ecke wie wild herbombardiert. Die Bombentrichter im Querumer Forst sind heute noch zu sehen. Auch der Friedhof wurde getroffen, auf dem mein Vater im Januar 1945 beerdigt worden war. Das Grab wurde durch die Bomben völlig demoliert.

... Ich habe alle Angriffe mitgemacht, die meisten im eigenen Keller ... Einmal schlug in der Nachbarschaft eine Bombe ein. Alle umliegenden Häuser wurden beschädigt. Auch die Nibelungenschule war zu einem Drittel kaputt. Auf der Schulwiese gab es Bombentrichter, die 12 m tief waren. [Stecher]

An den größeren Angriffen waren ca. 100 Flugzeuge beteiligt, bei dem am 15. Oktober ca. 300, das war der schlimmste. Und Ostern 1944 war auch ein schlimmer Angriff, am Sonntag. Da haben sie die Fabriken bombardiert, Maschinenbauanstalten und Lutherwerke. Und bei den anderen Angriffen war die Miag immer mit dabei. Das war doch auch ein großes Rüstungswerk. Wir haben da Panzer gebaut, und die Lutherwerke bauten Flugzeuge. Und dahin konzentrierten sich dann immer die Angriffe. [Loormann]

Einmal sind in der Feldmark Zwillingbomben heruntergekommen. Die Flugzeuge flogen genau in unsere Richtung, wenn sie die Bomben eine Sekunde später losgelassen hätten, wäre unser Haus getroffen worden. Der ganze Keller hat ja gewackelt und gebebt, das vergisst man nicht mehr. [Buchheister]

Dann kam die Vorentwarnung, da haben wir uns schon ins Bett gelegt, konnte ja nichts mehr passieren, die Bomber waren weg.

Pustekuchen! Dann haben die über Berlin ein paar Bomben abgelegt und auf dem Rückweg haben die erst den Angriff durchgeführt. Das war immer das Ungewisse! ...

Nachdem ich nun damals bei der Flak war, war das natürlich auch ein ganz bekleckertes Spiel. Die Flugzeuge durften beschossen werden a) nur im Anflug auf das Ziel, b) mussten sie noch Bomben an Bord haben, die durften sie noch nicht geschmissen haben, und c) musste erkennbar sein, dass sie die Ziele angreifen, die geschützt werden sollten.

Dann habe ich noch in der Schule Lyzeum / Kleine Burg, Datum kann ich nicht mehr genau sagen, Ende 1943 folgenden Luftangriff miterlebt: Die Flak knallte, ziemlicher Krach, die Bomben hörte man. Und wie eine ordentliche Pause war, schrie einer: »Da oben brennt es!« Da sind war das Treppenhaus hoch, da war eine Schulklasse, ein Eckraum. Da kann ich mich noch genau erinnern, das bleibt in ewiger Erinnerung: Eine Gluthitze in dem Zimmer. Wir haben noch versucht, ein

paar Eimer Wasser, die da waren, reinzuschütten. Meiner Meinung nach kann das nur ein Ofenrohr gewesen sein. Das waren diese Stahlröhren, zugeschweißt, mit Benzin gefüllt, mit einem Erasitbrandsatz drin, der das ganze zum Sieden brachte, und bei einem gewissen Druck kam die Düse frei und es kam so ein fünf bis sechs Meter langer Strahl mit einer unheimlichen Hitze raus. Erasit ist ein sehr heißer Brennstoff. Wir haben uns immer gefreut, wenn wir die Dinger gefunden haben, dann haben wir nämlich die Dinger oben auseinander geschraubt. Wenn die Temperatur nachließ, konnten wir so zwei Liter Benzin für unsere Motorräder verwenden. [Gerschler]

Im September 1943 ist die Grotrian-Steinweg-Fabrik angegriffen worden, dort stellte man Propeller für Flugzeuge her, Schichtleimung konnten die dort machen. [W. Demann]

In der Rüstungsfabrik Miag

Ich habe auf der Miag gearbeitet. Wir mussten (bei Angriff) das Werk verlassen, mit den fertigen Panzern. Dann sind wir in den Langern Busch, Pawelsches Holz, gefahren. Die Büroarbeiter sind meist mitgefahren. Bis auf einen Tag: Da haben sie, ob sie das auch fotografiert oder beobachtet haben, den Langen Busch, wo wir mit den fertigen Panzern standen, bombardiert. Da hatten wir 5 Tote. Und dann hörte das auf. Das waren immerhin so 50 - 80 fertige Panzer.

Ich musste die aus dem Torweg der Miag herauslotsen. Da war links und rechts immer sehr wenig Platz. Ich kam überhaupt nicht weg. Ich wurde dann schon überrascht und musste im Werk bleiben. Diesen Posten habe ich darum bekommen, weil ich nicht in der Partei war. Deswegen durfte ich das Werk nicht verlassen. Wenn ich wirklich mal mit rauskam, ging ich erst nach Hause in die Virchowstraße. Erst habe ich geguckt, was die Familie macht, dann bin ich wieder zurück ins Werk.

Dort hatten wir eine Werksflak mit kleinen Geschützen gegen Tiefflieger. Am Tage mussten wir an den Geschützen Übungen machen: Also Panzer bauen, die Uniform in den Schrank in der Fabrik, bekamen Bescheid, exerzieren und wieder an den Schraubstock. Wir haben manchmal bis 10/11 Uhr (abends) arbeiten müssen. Es ist vorgekommen, dass wir in den Panzern geschlafen haben.

Die Direktion hat gesagt: »Bleibt hier, ihr bekommt soundso viele Zigaretten, ihr bekommt eine Flasche Schnaps.« Wenn wir dann wirklich da waren, kam wieder ein Angriff, dann konnten wir doch nicht arbeiten. Es war eine böse, böse Zeit. Ich konnte praktisch während der Arbeit in keinen Bunker gehen. Wenn ich zuhause war, sind wir in den Bunker Madamenweg gegangen. [Loormann]

In den Schutzräumen (Keller/Bunker)

Es war ja gefährlich, in die Stadt zu gehen. Ich ging am 10. 2. 44 um 11.30 Uhr mit meinem dreijährigen Sohn Günter zu »Brünings Saalbau«, um uns dort Kaspertheater anzusehen. Das erste Bild der Vorstellung hieß »Kasperle kommt«, jedoch schon beim zweiten Bild erschien »Alarm«. Alle sollten in den Keller. Da die Veranstaltung gut besucht war, gab es ein großes Gedränge. Als wir kurz vor der Kellertür waren, riss ich mich aus der Menge los und bin weggelaufen. Mein Mann, der selbst Bordfunker war und der vorher Angriffe auf England geflogen hatte, hatte mir eingeschärft, bloß nicht in einen Luftschutzkeller zu gehen. Er wusste ja, wie gefährlich Angriffe sein konnten.

Ich hatte mich also trotz der Aufforderung des Luftschutzwartes aus der Menge entfernt und lief nun zum Polizeibunker. Kaum waren wir dort, hörten wir die Bomben fallen. Die Leute im Bunker saßen alle still und ruhig da, auch als die Bomben auf den Bunker prasselten. Sie hatten alle Angst, ob sie überleben würden. Als wir herauskamen, brannte alles, sogar die Oberseite des Bunkers. Wir mussten durch eine Feuermauer. Jemand hielt mir eine Maske vor den Mund. Ich glaube, es war eine Helferin.

Auf dem Platz vor dem Polizeibunker stand damals das Dom-Pfarrhaus, wo jetzt ein Parkplatz ist. Das war zusammengestürzt. Wir mussten über die Trümmer hinwegsteigen und kamen nur langsam voran. Kaum waren wir in der Nähe des Sackbunkers, gab es schon wieder Alarm. Zum Glück konnten wir dort noch hinein. Diesmal dauerte es mehrere Stunden.

So kamen wir erst 16.30 Uhr nach Hause. Meine Mutter hatte uns schon aufgegeben. Sie glaubte nicht, dass wir dem Brand entkommen würden, denn die ganze Innenstadt brannte. Alle hundert Leute, die im Keller von »Brünings Saalbau« waren, sind umgekommen. Es war eine große Zahl Kinder und Frauen, denn

der Saal war ja fast voll besetzt gewesen. Es müssen wohl viele erstickt sein. Ich habe immer noch den Ruf »Keller, Keller! Schnell, schnell!« im Ohr. [Dreßler]

Zunächst nahmen wir die Alarme nicht so sehr ernst, wir gingen teilweise in unseren Keller oder blieben in der Wohnung. Am 10. Februar 1944 wurde das Nachbarhaus getroffen, wir befanden uns in unserem Keller. Die Menge der herabstürzenden Trümmer versetzte uns in Schrecken, denn wir glaubten verschüttet zu sein.

Unser Hauswirt stellte fest, dass nicht wir, sondern der Nachbarkeller verschüttet war. Wir öffneten die Notvermauerung zum Nachbarkeller und durchsuchten den Keller, es war zum Glück niemand dort.

Nach diesem Angriff gingen wir immer vom Bohlweg aus an der Katharinen-Kirche vorbei in den Bunker Bockstwete. Dort waren wir in der Regel 1-2 Stunden. Später waren es manchmal mehr als drei Stunden. In der Nacht vom 14./15. Oktober waren es 8 Stunden ...

Gegenüber dem Bunker Bockstwete befand sich die Konservenfabrik. Während eines Angriffs hörten wir über einen längeren Zeitraum kleinere Detonationen, es waren die explodierenden Konservendosen der brennenden Fabrik.

Sonst hörten wir natürlich die gedämpften Einschläge der Bomben und nahmen auch ein leichtes Schwanken des Bunkers wahr ...

Wir hatten Angst, wir hatten Angst, dass der Bunker getroffen werden könnte, denn wir wussten ja nicht, welche Auswirkungen ein Treffer haben würde. Mein Vater wartete immer an der Bunkertür, bis diese verschlossen wurde. Er beobachtete manchmal, wie die Flugzeuge die Bomben ausklinkten. [Stock]

Bewusst erinnern kann ich mich an den Angriff am 10. Februar 1944. Ich kannte nichts anderes, ich erinnere mich noch gut an mein Bunkerstühlchen, meinen Schulranzen und meine Puppe. Mit diesen drei Gegenständen bin ich bei Luftalarm immer in den Schutzraum gegangen.

Wir waren im Luftschutzkeller unseres Hauses Kastanienallee 12. Nachdem dieses Haus zerstört war, gingen wir von der Straße Hintern Brüdern in den Okerbunker. Im Bunker bekamen wir die Kabine Nr. 81 zugewiesen.

Durch einen Bombentreffer wurde das Haus über uns zerstört. Die Trümmer versperrten die Ausgänge, wir waren verschüttet. Es war dunkel, und Gas strömte aus der getroffenen Leitung. Die Erwachsenen fingen an, uns auszugraben. Nach 13 Stunden hatten sie einen kleinen Durchbruch nach außen geschafft. Wir sahen Tageslicht, und konnten um Hilfe rufen. Es dauerte noch einige Zeit, bis wir den Keller verlassen konnten. Wir hatten vier Todesopfer im Haus, die den Keller nicht rechtzeitig erreichen konnten. Ich selbst habe bei diesem Angriff eine Verletzung der Trommelfelle erlitten und kann seit dieser Zeit nur schwer hören.

In der Kastanienallee war die Stimmung katastrophal, die Hauseigentümerin war überhaupt nicht zu beruhigen. Im Bunker Okerstraße zeigten die Leute einen gewissen Galgenhumor. Nur einmal hatten wir bei einem 10-Stundenaufenthalt Probleme, als Qualm durch das beschädigte Belüftungssystem in den Bunker eindrang. [Fröde]

Wir haben erst 1943 auf dem Fabrikgelände der Miag einen Bunker gehabt, vorher nicht. Da sind die Leute alle bloß raus aus dem Werk. Der Miag gegenüber lag ein Krankenhaus, das hatte schon einen großen Luftschutzkeller. Wenn da aber ein Volltreffer draufgekommen wäre, hätte das auch nichts genützt. Um dort reinzukommen musste man aber einen extra Ausweis haben ...

In der Steinstraße war ein Bunker. Die Leute konnten da nicht mehr raus. Da wurde ein Wasserdom gemacht. Die Flammen haben ja den ganzen Sauerstoff weggezehrt.

Und im Keller des Restaurants Schöppenstedter Straße 31 sind 100 Personen umgekommen, weil ringsum Feuer war. Die Feuerwehr konnte nicht ran. Da sind alle erstickt.

In der Juliusstraße 1 war die Blechwarenfabrik Bremer & Brückmann. Dort war auch ein Angriff. Ich war nach Hause gelaufen, kam dann wieder zur Fabrik zurück und kam da durch; die Werksarbeiter durften das Werk nicht verlassen! Da sind die Frauen mit brennenden Haaren und Kleidern, Gesichter schon verkohlt, auf der Broitzemer Straße rumgelaufen! [Loormann]

Es kam häufig vor, dass schon wieder neuer Alarm war, obwohl wir gerade aus dem Bunker nach Hause gegangen waren.

Unser Bunker wurde auch von Bomben getroffen, jedoch haben wir davon nicht viel gemerkt.

Im Bunker herrschte eigentlich gute Kameradschaft. Nur manchmal versperrten jüngere Leute, die besonders altklug waren und noch ein bisschen draußen bleiben wollten, den Weg. [Hanna Gerloff]

Im Bunker am alten Bahnhof, da ist jetzt das Kino drin. Wir mussten da rein, wir konnten nicht weg, der Schwarm war schon rüber. Da standen sie schon vor dem Bunker und schrieen: »Rein, rein, rein!«

In Lehdorf gab es keinen Bunker. Der nächste Bunker war Okerstraße. Wir hatten aber einen Luftschutzkeller. Alles musste zugedeckt und verdunkelt werden. Denn wenn die Licht sahen von oben, dann war es schon passiert. Wenn sie oben in der Schiffweilerstraße getroffen haben, einen Volltreffer, wie das bei uns gebibbert hat. Und ich saß alleine mit meinem Kind da drin. Die anderen Kinder waren schon größer, die waren in der Lehre. Dann bin ich mit meinem Kind immer rübergerannt in die Ottweiler Straße, zu Nachbarn, die sagten: »Kommen Sie rüber mit dem Kind. [Campe]

Bis zu den Angriffen im Oktober 1944 war ja nicht viel los. Beim ersten Mal im Bunker war es eine Art gemütlicher Familientratsch, man dachte ja nicht, dass etwas passieren würde.

Man dachte: Die fliegen immer nach Berlin. In Braunschweig verlieren sie nur auf dem Hin- und Rückflug ab und zu eine Bombe. Am 14. Oktober war vorher schon Alarm gewesen; wir in den Bunker, dann wieder nach Hause. Und dann neuer Alarm, wir dachten, das wird nicht viel. Wir haben nichts mitgenommen, nur die Papiere. Den Koffer haben wir zu Hause gelassen. Dann ging es los, lauter Brandbomben. Auf einmal war es still. Da fiel einem der Koffer ein, der noch daheim stand. Ich bin losgelaufen. Auf der Neuen Straße brannten alle Häuser, das Feuer schlug oben zusammen. Die Straßen waren damals ja viel enger. Das war ein Sog, ich kann das gar nicht beschreiben. So etwas habe ich nie wieder erlebt. Ein Mann hat mich festgehalten und in den Bunker zurückgezogen. Wie ich dann wieder hineingekommen bin zu meiner Familie, weiß ich bis heute nicht. Die haben furchtbar mit mir geschimpft, ich roch sehr nach Rauch. Um Mitternacht oder vielleicht noch später in der

Nacht, vielleicht um 2 oder 3 Uhr wurde der Sauerstoff knapp. Da mussten wir den Bunker räumen. Wir sind ins Stadtbad gegangen. Über der Schwimmhalle war ein Saal, da war alles vorbereitet. Dort haben wir die Nacht verbracht ...

Zuerst glaubte man ja, man sei im Bunker in Sicherheit. Später hat man nicht mehr darüber nachgedacht, weil man zu abgestumpft war. Ich habe tagsüber bei der Firma Löschigk gearbeitet, das war eine Schnapsfabrik am heutigen Bankplatz, die arbeitete für die Wehrmacht. Oft kam dann noch ein Auftrag vor Feierabend, dann musste man Überstunden machen. Oft bin ich von der Firma direkt in den Bunker gegangen.

Die Stimmung war eigentlich ganz gut, wir waren alle jung. Wir bekamen immer dasselbe Zimmer im Bunker, etwa 8 bis 9 Personen. Da hat man sich auch viel erzählt. [Mecke]

Wir gingen bei einem Angriff immer in den hauseigenen Luftschutzkeller in der Fasanenstraße. Es sei denn, wir waren bei einem Tagangriff z.B. in der Schule oder auf dem Heimweg, dann suchten wir den Okerbunker auf. Ich fühlte mich in unserem Luftschutzkeller sicherer als im Bunker, weil sich die Türen durch Hitzeeinwirkung nicht mehr öffnen ließen. Es brach Panik im Bunker aus ...

Wir haben Nächte gehabt, wo wir aus dem Keller nicht herausgekommen sind ... Wenn die Bomben fielen, konnte ich unterscheiden zwischen Brandbomben, Sprengbomben und Luftminen.

Unser Nachbarluftschutzkeller war von uns durch eine Leichtvermauerung getrennt. Einmal schlugen unsere Nachbarn diese Wand durch. Wir dachten, dass das Nachbarhaus einen Treffer erhalten hatte, aber das war nicht der Fall. Die Nachbarn waren in Panik, weil eine junge hochschwängere Frau durchdrehte.

Mein Vater hat versucht, eine gute Stimmung im Keller zu schaffen, mal rückte er eine Flasche Wein heraus oder er gab etwas anderes. Kinder hatten wir nach der Evakuierung nicht mehr im Keller. Für uns war das eine Erleichterung, da wir uns vorher nach Plan um bestimmte Familien mit kleinen Kindern kümmern mussten. [Knörich]

Ich wohnte in der Fallersleber Straße. Unsere Wohnung lag über einer Drogerie. Diese lagerte im Keller auch brennbare Materialien. Vor

dem Haus stand eine Tankstelle. Beide Tatsachen beunruhigten uns sehr. Wenn Alarm war, gingen wir in den Bunker Bockstwete. Bald nach dem September-Angriff 1943 brachten mich meine Eltern zu Onkel und Tante nach Weddel, weil die Evakuierung der Schule Heydenstraße in den Kreis Goslar bevorstand. Zur Schule fuhr ich von dort nach Königslutter. Zum Wochenende zog es mich immer zu meinen Eltern nach Braunschweig. Somit erlebte ich alle Wochenendangriffe auf die Stadt.

Wenn die Bewohner der Mauernstraße, die über Drahtfunk schon die ersten Luftlagemeldungen gehört hatten, mit eilenden Schritten an unserem Haus vorbei zum Bunker hasteten, wurden wir von diesem Geräusch schon vor den Sirenen geweckt. Großmutter, Mutter und ich griffen zum Notgepäck, um uns auf den Weg zum Bunker zu machen. Mein Vater musste zum Luftschutzdienst ins Staatstheater. Das Notgeschirr bestand aus Essgeschirr, Essbesteck und Verpflegung für eine bestimmte Zeit. Eine Kasette mit den nötigsten Papieren war auch dabei.

Bei einem dieser Bunkergänge rannte meine Großmutter (75 Jahre) trotz Leuchtfarbe gegen den Betonschutz eines Luftschutzkellers. Sie kam mit einem blauen Auge davon.

Einmal kamen wir in unser Haus zurück, das glücklicherweise noch stand, nicht ahnend, dass im Benzinkeller der Drogerie ein Blindgänger lag. Nach seiner Entdeckung am nächsten Tag mussten wir das Haus räumen. Dann wurde er, ohne Schaden anzurichten, entschärft.

In der Nacht zum 15. Oktober 1944, ich war wieder einmal zuhause, gab es gegen 2 Uhr zum zweiten Mal Alarm. Die meisten Leute glaubten, es handele sich um Rückflüge von Berlin, da kann nichts passieren. Darum gab es so viele Tote. Wir sind trotzdem in den Bunker gegangen. Aber aus unserem Hause – wie auch aus anderen Häusern - haben einige Leute im Luftschutzkeller auf der Schöppenstedter Straße Zuflucht gesucht. Von denen sind die meisten umgekommen. Auch ein kleiner Junge aus unserem Hause, mit dem ich am Abend noch gespielt hatte, ist dort erstickt.

Der Angriff war so schwer, dass selbst der Bunker Bockstwete unter den Detonationen erzitterte. Funken flogen durch die Luftschächte nach innen, und die explodierenden Konservendosen der Firma Querner knallten von außen gegen die 1,5 m dicken Betonwände.

Die Luftschächte mussten schließlich zugestopft werden, da die Gefahr der Rauchvergiftung bestand. Der Bunker war total überfüllt. Schließlich fiel der Strom aus. Die Toiletten waren nicht mehr benutzbar. Durch das Eindringen des Rauches war auch unsere Verpflegung ungenießbar geworden, und ich litt sehr unter Übelkeit.

Als der Angriff vorbei war, war es ruhig im Bunker. Nur eine Notbeleuchtung erhellte notdürftig die Räume. Die Luft wurde immer stickiger. Eine Nachbarin aus unserer Straße, die in letzter Minute, als schon die Bomben fielen, noch in den Bunker gekommen war, hatte uns schon die Nachricht gebracht, dass auf unserer ganzen Straße kein Haus mehr stand.

Nach einer Ewigkeit, gegen Mittag des nächsten Tages, öffneten sich die Bunkertüren. Unter einem »Wasserdome« der Feuerwehr konnten wir durch die Bockstwete und die Wilhelmstraße zur Fallersleber Straße gelangen. Auch hier brannte es noch rechts und links, aber in der Mitte war bereits eine Gasse bis zum Fallersleber Tor freigemacht. Dort standen Lastwagen bereit, die uns nach Gardessen brachten. Großmutter, Mutter und ich wurden einem Bauernhof zugeteilt.

Von Gardessen haben wir sofort bei der Schwester meiner Mutter in Weddel angerufen. Meine Tante hat den Arzt aus Schandelah mobilisiert, der uns mit dem Auto nach Weddel brachte. Nachdem mein Vater uns glücklicherweise vergeblich unter den Toten, die auf dem Rasen am Fallersleber Tor lagen, gesucht hatte, kam auch er nach Weddel, und die Familie war wieder vereint. [S. Demann]

Wir sind dann in den Keller des Lichtspielhauses in der Bruchstraße gerannt, heute Capitol-Kino, Friedrich-Wilhelm-Straße. Nebenbei habe ich einem benachbarten Zahnarzt geholfen, seine Matratzen aus dem Fenster auf die Straße zu werfen. Wozu das gut sein sollte, ist mir heute noch ein Rätsel. Aber in solchen Situationen macht man manchmal die unnötigsten Sachen.

Die ganze Stadt brannte. Ich habe meinen Neffen in ein nasses Badetuch gepackt und ihn auf dem Arm getragen. Meine Mutter hatte den Luftschuttkoffer bei sich. Das war eine Koffertasche, in der sich Fotos, die wichtigsten Papiere, Handtuch, Seife und ein bisschen Brot befanden. In dem Keller hatten ca. 60 - 100 Menschen Platz. Ein Luftschutzwart war für alle zuständig. Der Zusammenhalt der

Menschen in diesen Nächten war sehr gut. Die Männer spannten Wachstuch-Leinen und Bademäntel-Gürtel durch den Raum, über die dann Decken gelegt wurden, um so Räumlichkeiten für Frauen und Männer zu trennen, so dass man sich auch mal umziehen konnte. Holzpritschen waren aufgestellt, in denen immer Zwei schlafen konnten. Überall standen Wannen mit Wasser. Gegenüber den Männern, die Angst hatten (sie waren ja meistens nur auf Fronturlaub in Braunschweig), waren wir Frauen richtig abgehärtet.

Natürlich befolgten wir die Anordnungen der Luftschutzwarte. Keiner hat gemeckert. Wir waren ja froh, dass einer durchblickte und uns sagte, was wir tun mussten. [Hartwig]

Beim ersten richtigen Angriff war ich im Luftschutzkeller im Lyzeum. Der Luftschutzwart Bolte ging mit mir zusammen durch die Gänge, guckte, ob alles in Ordnung war. Und wie wir in dem einen Raum drin waren - ein lauter Krach, der Kalk rieselte von der Decke herunter, wir waren schneeweiß, der Fußboden hat sich vielleicht so 10, 15 cm nach oben gehoben. Alle Menschen waren wie erstarrt, und dann forderte der Luftschutzwart alle auf, sie möchten doch rausgehen, ist vielleicht doch zu gefährlich in dem Raum zu bleiben. Die erwartete Panik blieb aus, alle gingen ganz langsam raus, jeder ließ dem anderen den Vortritt. Hinterher stellte sich heraus: Unmittelbar vor dem Notausstieg - das war eine 1 qm große Stahlblechtür - war eine Schuttwand und zwei Meter davor war die Bombe reingeschlagen, hatte alles weggerissen und nur die Stahltür hat noch den Luftdruck abgehalten, sonst wäre da keiner lebend rausgekommen, da wären die Lungen geplatzt. Die zweite Bombe flog mitten auf den Schulhof und die dritte landete damals in dem Gaswerk, wie es damals genannt wurde ...

Bis zu meinem 16. Lebensjahr war ich im Luftschutzkeller im Lyzeum. Da hatte ich noch eine Notlichtanlage gemacht, d.h. einen Autoakku hingestellt mit zwei Drähten im Flur, das überall, und wenn der Strom ausfiel - und das passierte nun laufend -, wurde das Notlicht eingeschaltet. Im Dunkeln ist es unangenehm und Kerzenlicht verbraucht den Sauerstoff.

[Gerschler]

Wir Frauen hatten große Angst; aber die Männer stellten sich an die Kellertüre und guckten neugierig hinaus.

Einmal, als wir gerade den Bunker Kralenriede erreicht hatten, spürten wir einen großen Luftdruck. Dann sahen wir, dass dort, wo wir gegangen waren, ein riesiges Loch klaffte. Vormittags waren wir dort oft mit den Nimo-Arbeitern zusammen.

Mies haben wir uns im Bunker nicht gefühlt. Wir haben gestrickt und dachten: »So ist es eben.« Im Rühmer Bunker hatten wir durch starke Sonnenbestrahlung auch mal große Hitze. Oft fiel das Licht aus. Als wir rauskamen, hingen die Stromfernleitungen an der Schunter herunter. [Labus]

Einen großen Angriff erlebte ich im Januar 1944. In der damaligen Tutschekstraße (heute Feuerbachstraße) war ein Altersheim; ich musste dort Störungsdienst machen. Der Angriff war sehr schwer, Fensterscheiben platzten, das ganze Haus schwankte und im Luftschutzkeller war Panik. Es ist aber ohne Verletzte ausgegangen. [Röttger]

Im Bunker Madamenweg wurde die 3. Etage bombardiert. Da kam der Putz herunter. Es beherrschte uns ein Gefühl der Angst. Damals mussten wir fast 24 Stunden ohne Essen und Trinken im Bunker bleiben. Beim großen Angriff 1944 ist der Großvater vor Aufregung gestorben.

Beim Hinausgehen habe ich verkohlte Leichen gesehen, ganz zusammengesmort. Der Eulenspiegelbrunnen war ganz schwarz geworden. Der Altstadtbrunnen war verschmort durch die Hitze. [Stecher]

Anfangs waren wir im eigenen Keller, später sind wir oft in den Nußbergstollen gelaufen. 1944 hatte die Mutter eine schwere Lungenentzündung. Sie wurde in den Bunker im Krankenhaus Celler Straße gebracht. Dort lagen alle Kranken durcheinander.

Auch bei Westermann gab es einen Luftschutzkeller. Aber dafür brauchte man Eintrittskarten. Darüber war der Papierkeller. Dort habe ich 1945 24 Stunden zugebracht, auf kleinen Bänken gesessen. Ich erinnere mich, dass zwei Frauen aus der Nachbarschaft von Tieffliegern getötet wurden.

Ich war oft so müde, dass ich keine Gefühle mehr hatte. Morgens hat man sich gewaschen, dann wieder angezogen bis zum nächsten Morgen.

Über die Stimmung kann man überhaupt nichts sagen. Es gab nur das Gefühl: »Wenn es nur endlich zu Ende wäre!«

Im Marienstift ging viel kaputt. Daher verlegte der Arzt, dem ich zugeordnet war, seine Praxis in die Friedrich-Wilhelm-Straße. Von dort aus ging man in den Bunker Bockstwete. Meine Hauptangst betraf die kränkliche Mutter. [Behrenroth]

Die Stimmung im Bunker war gut. Man traf Bekannte. Im letzten Kriegsjahr war ich fast regelmäßig dort. Es gab Kabinen, in denen Betten standen. Wir Jugendlichen haben uns auf die Betten gesetzt und Karten gespielt, bis die Bomber wieder weg waren. Ich hatte mich auch mit einigen Frauen angefreundet. In einer Pfanne haben wir aus Rübensaft Bonbons gemacht und gegessen. Statt Fett wurde Kaffeesatz verwendet ...

Am 15. Oktober war ein furchtbares Gejaulen von Bomben, es nahm kein Ende. Wir waren im Keller des Nachbarhauses. Meine Eltern waren ja nicht mehr die Jüngsten. Sie haben gejammert und gebetet. Ich weiß nicht mehr, wie ich das überstanden habe. Ich saß ganz still da und habe mich nicht gerührt. Wir dachten, es steht kein Haus mehr, aber als wir dann hinausgingen, war fast die ganze Siedlung noch heil. Über der Stadt war ein großes Flammenmeer. [Buchheister]

Nein, Angst hatten wir nicht. Wir konnten ja nichts dagegen tun. Wir saßen im Keller, und wenn dann so ein Luftangriff war oder die Flugzeuge flogen manchmal so niedrig, hatten wir Angst, dass sie uns die Schornsteine wegreißen. Wenn dann alles geschüttelt und gewackelt hat, mussten wir uns auf den Fußboden legen, um unsere Lungen zu schützen.

Wir waren auch immer im Luftschutzkeller, wir hatten keinen Bunker. es gab auch an der Schule am Saarplatz einen Luftschutzkeller, doch dort kamen wir nicht so schnell hin.

Leute, die es schafften in den Luftschutzkeller der Schule zu gelangen, die sind meist schon losgerannt, bevor es Alarm gab. Am Tage haben wir meist auch im Keller gesessen, mitgenommen haben wir nur das Notwendigste, wie Papiere und eine Tasche, wir hatten ja nicht viel ...

Bei Alarm in der Nacht waren wir meist 2-3 Stunden im Keller, das war auch der Grund, aus dem wir dann erst um 10 Uhr zur Schule

mussten. Wir haben in diesen Nächten kaum geschlafen.

Am Tage waren auch Angriffe, meist in der Mittagszeit. Wir mussten dann den Unterricht unterbrechen und in den Luftschutzkeller der Schule gehen. [Triebel]

Wenn man herausgehen konnte, war es ein befreiendes Gefühl. Wir waren eine richtige Clique, die sich nachts im Bunker traf. [Kuhn]

Ich war fast täglich mit meiner Freundin in der Stadt, um Migräneschmerzmittel für die Mutter meiner Freundin zu sammeln, wir sind also von Apotheke zu Apotheke gelaufen. Einmal war Fliegeralarm, wir sind dann in den Bunker an der Kaiserstraße gegangen. Es hat ganz schön geknallt, und dann hat der Bunker, der wirklich massiv ist, gewackelt, es ist sogar eine Ecke abgesprungen.

Als der Alarm vorüber war, sind wir zu Fuß nach Hause gegangen, über den Inselwall nach Lehdorf, weil die Busse und Bahnen nicht fahren. Dann kamen wir nach Hause und sahen, dass dort der erste Bombenangriff auf Lehdorf gewesen war. Meine Mutter saß mit meinem kleinen Bruder im Keller, meine Schwester mit ihrer Freundin waren aus dem Bahnhofsbunker dazugekommen. Das Haus Saarstraße 55 war von Brand- und Phosphorbomben getroffen. Haus Nr. 56, das in der Mitte des Blocks stand, war durch den Volltreffer einer Luftmine völlig zerstört, es brannte jedoch nicht.

Das Haus, in dem wir wohnten, Nr. 57, war nicht getroffen worden. Auf dem Gehweg des Vorgartens war eine Luftmine eingeschlagen, das Haus selbst blieb aber von Zerstörung verschont, ebenso Haus Nr. 58, hier schlug eine Luftmine in den Garten ein. Die Menschen im Keller des zerstörten Hauses waren verschüttet und mussten durch eine Sprengung befreit werden. Einen Toten hat es durch diesen Angriff in unserem Häuserblock gegeben. Nach dem Angriff gab es kein Wasser und kein Licht. Wir sind dann in der Schule versorgt worden mit Essen. Ein Wasserwagen kam, bis alles wieder repariert war. Es war ganz schön erschütternd ...

In den Bunkern waren überall Kabinen. So ein Raum in einem Bunker war 6 qm groß, und dann gab es auch Gemeinschaftsräume. Die kleinen Räume waren meist mit kleinen Kindern und ihren Müttern belegt. In den großen Gemeinschaftsräumen waren die Älteren. In

die Räume mussten sie von Zeit zu Zeit Luft reinpumpen, sonst hätte man ersticken können. Dann war da eine Schwüle, eine Wärme darin, die Türen wurden alle zugemacht, das waren Eisentüren, die die Räume luftdicht abschlossen. Wir hörten drinnen auch nichts von Entwarnung und Vorentwarnung.

Das war ein Geschrei von den Kindern, den Säuglingen, die bekamen ja Angst, es war ein unheimlicher Krach darin. Und man sollte sich ruhig verhalten, sonst wäre die Luft ja noch schneller verbraucht. Darum haben die älteren Leute, die ängstlich waren, die kleinen Kinder in die großen Gemeinschaftsräume gebracht, wo mehr Platz und die Luft nicht so schnell verbraucht war. Wir haben uns dann eben ruhig verhalten und versucht kaum zu atmen, wenn da die Angriffe waren, die man sogar im Bunker hörte: Jetzt wackelt der Bunker, jetzt geht der Bunker auch kaputt, jetzt haben sie eine Bombe auf den Bunker geworfen! Sicher, aber es hat nur eine Erschütterung gegeben. Dann kamen sie und sagten, wir haben zwar einen Volltreffer draufgekriegt, aber es ist nichts passiert. Da haben wir dann gemerkt, dass er bombensicher war. [Triebel]

Die Rusthochschule (heute Kanthochschule) war Lazarett. Die hatte einen sehr hohen runden Turm, das war der sogenannte Vorlesungsturm. Der ist durch einen Bombenangriff zerstört worden. Den hatten wir voller Patienten. Das waren Patienten, die sich noch bewegen, auf Krücken laufen konnten. Dort war es sehr eng. Ziemlich schnell zu Anfang des Krieges kamen Verwundete dorthin.

Jeder Alarm hat eine Katastrophe ausgelöst. Wir hatten keine Fahrstühle, sondern nur Paternoster, und nicht jeder Patient war in der Lage, diese zu benutzen. Dann mussten wir die Patienten tragen, meist waren ja zum großen Teil nur Männer da, auch Sanitäter, die oft auch verwundet waren, aber doch irgendwie was helfen konnten. Die Verwundeten lagen in mindestens drei, vier Stockwerken, sämtliche Zimmer waren belegt, auf jeder Station hatten wir ein paar Hundert, da war ja Bett an Bett. Selbst die Staboffiziere haben mit drei, vier Mann auf einem Zimmer gelegen. Die Patienten mussten wir dann hinunter in den Keller bringen. 1939 fing das an und ging den ganzen Krieg durch. Am ersten Tag des Krieges war das natürlich noch nicht voll, aber es ist dann ziemlich schnell gegangen. Wenn wir Dienstschluss hatten und es war noch ein Zug mit

Verwundeten gemeldet, dann mussten wir auch bleiben bis wir den am Nordbahnhof hatten ...

Ich war auch im Einsatz im Theater, das war nicht schlecht. Die Kellerräume waren unheimlich groß, da hatten sie früher immer diese Kulissen stehen. Die waren also sehr groß, und die Leute hatten alle Sitzplätze.

Beim letzten Angriff am 15. Oktober war ich im Ein-Mann-Bunker auf dem Hagenmarkt. Ich war auch einmal in einem Ein-Mann-Bunker in Gliesmarode auf dem Bahnhof. Im Nußberg war ja dieser Stollen, da wäre ich nie reingegangen. Da war ich einmal drin und bin gleich wieder raus. Da hatte ich das Gefühl, ich bin irgendwie im Grab drin. Da waren auch keine Bänke oder Sitze.

Da bin ich also rasch zu diesem Ein-Mann-Bunker in Gliesmarode-West am Bahnhof gelaufen. Der stand direkt auf dem Bahnsteig. Um reinzukommen, musste man sich ein bisschen bücken, da waren auch nur solche Seh-schlitzte drin. Der Ein-Mann-Bunker ist umgekippt. Mir ist nichts passiert und dem Bunker auch nichts. Der hatte sich ein bisschen gedreht. Ich habe gehört, wenn Leute kamen. Die haben das Ding gedreht und mich rausgeholt. Diese Bunker waren nicht schlecht, die waren ganz gut ...

Die Menschen hatten weniger Angst um sich selber als um ihre Wohnungen. Die hatten einfach immer alle Angst.

Das Reinkommen in den Bunker war nicht immer einfach. Wenn der Angriff praktisch schon da war, dann haben die Ordner nicht mehr aufgemacht.

Ich habe hier einen Ausweis von meinem Mann. Der ist für den Südbunker. Ohne diesen Ausweis wäre er als Reichsbahner nicht in den Bunker gekommen. Das war ja ein Eisenbahn-bunker. Und er ist mal nicht mehr reingekommen, das war am 22. Oktober, als die Bahn und vor allem der Verschiebebahnhof damals so doll bearbeitet wurde, die haben da auch das Marienstift und diese ganze Gegend bombardiert.

Die Bomben haben ihn regelrecht verfolgt. Wenn er das Pfeifen hörte, hat er sich immer hingeworfen, dann ist er wieder eine Ecke gelaufen bis zum Bunker. Dort wollten sie ihn nicht mehr reinlassen. Er hatte noch die Hände voll Kies, weil er sich da so festgekrampft hatte.

Im Ledigenheim lag hinterher ein Blind-gänger. Dort haben sie versucht, die Tür zu dem Nebenraum aufzukriegen, bis sie mit einem Mal entdeckt haben, dass da eine Bombe war. Auf dem Bahnhof waren auch Polen beschäftigt, die sind dann gekommen und haben sich diese Bombe auf die Schulter genommen, aus dem Haus getragen, auf eine Karre gepackt und weggefahren ...

Es gab auch Bunker, die haben gewackelt. Aber die Einschläge hat man nicht gehört, wenn die nicht unmittelbar in der Nähe waren. Damals am 15. Oktober habe ich sie fast nicht gehört. Ich war auf dem Hagenmarkt. Eigentlich musste ich die Einschläge hören, und trotzdem konnte ich mich hinterher an die einzelnen Einschläge kaum erinnern. Ich weiß nur, dass alles gebrannt hat. Und das waren auch so komische Bomben: Erst wenn man drauftrat, fingen die an zu brennen. Das waren die, die zum Schluss kamen. [A. Ahrens]

Den ersten Luftangriff erlebte ich 1942 in Gliesmarode. Es war ein sogenannter Irran-griff, wobei die Bomben Riddagshausen und Umgebung trafen. Durch die Flak wurden einige Häuser am Messeweg beschädigt - sagte man damals. Viele Menschen sahen sich die Schäden an, sie waren sehr erstaunt.

Während des ersten richtigen Luftangriffes (Nachtangriff 1942), saßen wir im Luftschutz-keller unseres Einfamilienhauses. Wir schlie-fen schon, als wir den Alarm hörten. Nachdem die ersten Bomben fielen und das Licht total ausgefallen war, begaben wir uns alle hastig in den Keller.

Wir hatten alle ein wahnsinnige Angst, bei Kerzenschein im kalten, muffigen Keller den Abwurf der Bomben zu hören. Das ganze Haus bebte und von draußen vernahm man eigenar-tige Geräusche.

Als nach zwei Stunden Entwarnung kam, gingen wir total verängstigt die Treppe hinauf. Oben sahen wir lauter Glasscherben in den Betten liegen. Diese Nacht schliefen wir kaum noch.

Am nächsten Morgen sahen wir bei Tageslicht die großen Bombentrichter und überall Dachziegel und Glas herumliegen. Wir sprachen mit den Nachbarn u.a. über bessere Schutzmaßnahmen, z.B. den Luftschutzkeller der Kirche Gliesmarode und den Luftschutz-bunker an der Gliesmaroder Straße ...

Beim nächsten Luftalarm begaben wir uns sofort nach Ertönen des Voralarms mit unseren Nachbarn zum Luftschutzbunker an der Gliesmaroder Straße. Dieser Bunker war in ca. 15 Minuten von uns aus zu erreichen. Der Aufenthalt im Bunker bei den nachfolgenden Angriffen betrug 2-3 Stunden oder mehr. Mit Zunahme der Angriffe suchten immer mehr Menschen den Bunker auf. Der Bunker war oft überfüllt und entsprechend waren auch die Luftverhältnisse. Im Bunker vernahm man von den Luftangriffen selten etwas, nur wenn der Bunker getroffen wurde, schaukelte dieser leicht und kurz. Wir fühlten uns sicher, die Stimmung war aber trotzdem sehr bedrückend.

[Langkopf]

Braunschweiger Zeitung, 6.11.1984

Löscharbeiten begannen zu spät

Ich möchte auf die Leserzuschrift von Frau Kast zur Bombennacht eingehen. Sie schreibt, die Feuerwehr hätte am Amalienplatz auf einen Einsatzbefehl zum Löschen gewartet. Leider zeigte die Feuerwehr nicht nur dort ein so unverständliches Verhalten.

Ich wohnte in der Pestalozzistraße. Bei dem Angriff vom 15. Oktober wurde dort fast jedes Haus durch Brandbomben getroffen. In den Gärten zur Oker hin standen Boots- und Gartenhäuser aus Holz, die lichterloh brannten. Durch den entsetzlichen Feuersturm fingen auch die Bäume Feuer, so daß es unmöglich war, aus der Oker Wasser zu holen, um die Brände in den Wohnhäusern zu löschen.

Die Feuerwehr erschien am nächsten Morgen ca. 10 Uhr. Inzwischen waren die Holzhäuser in den Gärten niedergebrannt, der Zugang zur Oker war frei, und man hätte sofort Wasser entnehmen können. Wir flehten und baten die Feuerwehrmänner; doch sie sahen einige Stunden tatenlos zu, wie die großen Häuser immer mehr herunterbrannten. Sie hatten keinen Befehl! Zu spät begannen die Löscharbeiten. Wie manches Haus hätte gerettet werden können!

Hervorheben möchte ich den selbstlosen Einsatz der französischen Kriegsgefangenen, die in der Pestalozzischule untergebracht waren. Sie holten uns aus den brennenden Häusern heraus und brachten uns in die unversehrte Schule.

Auch Tage und Wochen nach dem Angriff hielten sie Brandwache; denn in den Häusern schwelte noch lange das Feuer. Die Franzosen halfen beim Sicherstellen von Hab und Gut der Ausgebombten. Sie zeigten keinen Haß, obwohl sie in der Gefangenschaft bestimmt nicht immer gut behandelt wurden.

Ihre Sonderbeilage hat in Braunschweig ein breites Echo gefunden. Sollte nicht doch einmal eine Dokumentation als Buch erscheinen? Vielleicht als Gegenüberstellung: Das alte Braunschweig — die Zerstörung im Kriege — der Wiederaufbau. Noch können viele Menschen eigene Erlebnisse aus der schrecklichen Zeit berichten, und an zahlreichen Bilddokumenten wird es nicht fehlen.

Rosemarie Vogt, Braunschweig

Schöppenstedter Straße 31

Freitag, 26. Oktober 1964

Seite 21

Leser schreiben zur Bombennacht vom 15. 10. 1944

Im Schutzraum Schöppenstedter Straße verschüttet

In unserer Sonderbeilage „Die Nacht in der Feuer vom Himmel fiel“ (Ausgabe vom 13. 10. 64) über den Vernichtungsgang auf Braunschweig am 15. Oktober 1944 berichten wir auch über das rätselhafte Geschehen im öffentlichen Luftschutzraum Schöppenstedter Straße 31. Mehr als 100 Menschen, so heißt es, sollen in dem völlig unversicherten Keller erstickt sein. Warum sind sie nicht ins Freie geflüchtet, als die Gefahr akut wurde? „Was sich da abgespielt haben mag, ist bis heute nicht geklärt“, schreiben wir. Jetzt ist es geklärt. Es meldete sich bei uns Frau Käthe Klug, geb. Sommerfeld. Sie hat, damals 16 Jahre alt, mit ihrer Mutter den Angriff in diesem Keller überlebt. Was sich dort zugetragen hat, erzählte sie uns:

Es war ein großer, ausgebauter Keller, in dem etwa 120 Menschen Platz hatten. Der Keller war ziemlich voll. Während der ersten Phase des Angriffs ging eine Gruppe hinaus, um noch Sachen aus den Häusern zu kehre zurück und berichtete, welche Häuser bereits brannten. Daraufhin ging eine zweite Gruppe los. Ich wollte mitgehen, aber meine Mutter ließ das nicht zu. Diese Gruppe kam nicht wieder. Offensichtlich sind alle ums Leben gekommen. Von diesem Augen-

blick an blieb es: Niemand verließ den Schutzraum. Die Türen blieben geschlossen.

Neben uns saß eine Frau mit einem etwa vier oder fünf Jahre alten Kind auf dem Schoß. Das Kind war plötzlich ganz still und bewegte sich auch nicht mehr. Es war gestorben. Das war mir so schrecklich, daß ich meine Mutter überredete, uns einen anderen Platz zu suchen. Wir fanden ihn an einer großen Wassertonne.

Der Angriff tobte. Das Krachen der Bomben, die Erschütterungen, das Schreien der Menschen, es war grauhaft. Dann ging das Licht aus. Kerzen wurden angezündet. Meine Mutter und ich standen über die Tonne gebeugt und spritzten uns fortwährend Wasser ins Gesicht. Dann gingen die Kerzen aus. Die Männer vom Luftschutz wollten die Türen öffnen, aber das ging nicht mehr: Wir waren verschüttet.

Wir wurden zum Museumspark geschickt. Dort war ein Sammelplatz. Belegte Brote bekamen wir und Tee. Die Versorgung war sehr gut. Mehrere Tage blieben wir dort, bis wir schließlich zu einer Tante auf der jetzigen Karl-Marx-Straße zogen, zusammen mit anderen ausgebombten Verwandten.

*
Das ist der Bericht von Frau Käthe Klug, die damals Käthe Sommerfeld hieß. Sie möchte gern Kontakt aufnehmen mit anderen Überlebenden aus dem Keller und bittet jene, sich in unserer Zeitung zu melden. Wir werden die Meldung an Frau Klug weiterleiten.

Heilga Kast, Braunschweig

Bemerkenswerte Exaktheit

Als Abonnent der „Braunschweiger Zeitung“ habe ich Ihre Dokumentation über den 15. Oktober 1944 und seine Folgen für Braunschweig mit großem Interesse gelesen. Aufmachung, Inhalt und Umfang der Ergebnisse Ihrer vielfältigen Recherchen zeigen eine bemerkenswerte Sachlichkeit und Exaktheit und heben sich von vielen anderen Berichten über ähnliche schmerzliche Ereignisse, die man vielerorts angeboten bekommt, wohltuend ab.

Vor allem für alle, die damals noch nicht gelebt oder das Geschehen nicht bewußt in sich aufgenommen haben, dürfte Ihre Chronik eine umfassende Information über alles Wissenswerte bieten, aus der jeder kritische Leser seine eigenen Folgerungen ziehen sollte. Aber auch das rein historische Wissen, das Sie vermitteln, ist es wert, dokumentiert zu werden.

Gestatten Sie mir einige Anmerkungen zu Details. Ich weiß nicht, ob Sie selbst Luftwaffenhelfer waren oder wer Ihre Gewährsleute für einzelne Informationen waren. Im Gegensatz zu einigen polemischen Ausfällen über jenen Personenkreis, wie sie u. a. auch in Braunschweig gedruckt vorliegen, ist die Darstellung über Luftwaffenhelfer in Ihrer Sonderbeilage sachlich korrekt und informativ, was die damalige Zeit betrifft. Nur sind die Daten zum 26. April 1944 und den Luftangriff

auf die Flakstellung 2/105 am Eintrachtstadion ein wenig ungenau. Der Angriff fand zwischen 10.02 und 10.03 Uhr statt (nicht um 9.30).

Bei den Ausräumungen der Gefallenen könnte ein Fehler vorliegen: in meiner Erinnerung (ste mag täuschen) war Wilhelm Seibring der jüngste (er stammte aus Mülheim/Ruhr und war der Bombenangriffe wegen bei seinem Braunschweig studierenden Bruder untergekommen). Karl-Otto Muth mußte 17 oder fast 17 gewesen sein, wie Heinz-Walzer Brümmer, Armin Querner (sowie der Oberleut. Emil Deutner) die erst nach der schweren Bombe, die Brümmer, Muth und Seibring im Unterstand der B 1 töbete, auf die Stellung niedergingen.

Heinz-Walzer Brümmer und Wilhelm Seibring waren Stuben-/Baracken-Kameraden von mir (Hoffmann-von-Fallerleben-Schüler), während Karl-Otto Muth wie ich zum Martino-Katharineum gehörten.

Die Lektüre der Sonderbeilage wird viele Ehemalige an jene Zeit erinnern haben und den Angehörigen der Opfer, sofern sie noch leben, die traurigen Ereignisse in ihr Gedächtnis zurückrufen. Alle, die davongekommen sind, werden ihre eigenen Gedanken haben und sich nach vierzig Jahren zurückbesinnen auf Ihre gefallenen Kameraden. Hoffentlich trägt Ihre Dokumentation zum Verständnis der historischen Abläufe und zu ihrer kritischen Verarbeitung bei den Lesern bei.

Professor Dr. Heinz-Ludwig Horney, Bochum

Durften nicht schießen

Am 15. 10. 1944 war ich als Luftwaffenhelfer bei der 3. Schwere Plakbatterie 280 – rund 18 Kilometer südlich von Braunschweig – in Barum. Unsere Batterie hatte sechs Geschütze 8,8 cm vom Typ M 39 R.

In dieser Nacht waren die Kondensstreifen der angreifenden Bomber über uns deutlich, durch die brennende Stadt von unten angestrahlt, mit bloßem Auge zu sehen. – Aber wir hatten keine Feuerlaubnis! In dem mir vorliegenden Tagebuch ist kein Munitionsvverbrauch vermerkt.

An die riesigen Scheinwerfer – Ihr Bericht Seite 1 – kann ich mich nicht erinnern, hier waren keine. Nachts schossen wir nach den Werten der Funk-Sendeempfangsgeräts Fu-SE 62, heute Radar genannt.

Karl-Heinz Bartels, Salzgitter 41

„privat“ hat beisetzen lassen. Erst durch eine Suche meinerseits (es waren Klassenkameradinnen von mir) kam das heraus! So könnte ich mir vorstellen, daß die Zahl doch leicht erhöht ist.

Es hat schon vor dem 15. 10. (Datum habe ich vergessen) einen Nachalarm gegeben (ohne Voralarm), bei dem nach den Sirenen gleich Bomben fielen; ich weiß es, da ich als einzige aus dem Haus im Trainingsanzug den Keller erreichte, während die anderen Hausbewohner in Nachthemden, Untherosen usw. angerannt kamen. Ware dies ein „großer“ Angriff gewesen, hätte es sicher viele tausend Tote gegeben!

Manches Haus hätte gerettet werden können, aber die auswärtigen Wehren löschten nicht. Wir müssen auf Befehl warten! Beispiel: Amalienplatz 2 war nur durch eine Sprengbombe beschädigt. Das angebaute Haus Amalien-

an deutschen Frauen und Kindern und Zivilisten.

Ich meine, ihre Rechtsauffassung liegt doch etwas schief, wenn Sie die Brutalität der einen Seite verurteilen und die Superbrutalität der anderen Seite in Schutz nehmen.

Der Krieg ist vorbei und beide Seiten sollten vergessen, das ist richtig.

Gert Munte, Braunschweig

Doch mehr Tote?

Sehr gut fand ich Ihre Beilage über den 15. 10. 44, ich denke aber, daß die Zahl der Toten etwas zu niedrig ist.

1. Sind nur die tatsächlich Gefundenen gezählt? Beispiel: Meinem Elternhaus, Am alten Petricor 4, gegenüber wurde eine sehr alte Frau (Föhre) nie mehr aufgefunden.

2. Aus der Sidonienstraße die Zwillinge Bock und ihre Mutter wurden in den Kriegspferlisten gar nicht geführt, da der überlebende Vater sie

Prescher als Ehrenbürger

Bitte erlauben Sie mir, Ihnen für die Sonderbeilage „Die Nacht in der Feuer vom Himmel fiel“ meinen herzlichsten Dank zu sagen. Sie haben in dankenswerter Weise Tatsachen und Hintergründe jener schweren Zeit gut aufbereitet dargestellt!

Dem beispielsetzenden und mutigen Rolf Prescher sollte die Ehrenbürgerwürde der Stadt Braunschweig verliehen werden. Uns allen möge der Friede erhalten bleiben.

Armin Ritters, Braunschweig

... sollten vergessen

In Ihrer Sonderbeilage „Die Nacht in der Feuer vom Himmel fiel“ schreiben Sie: „... herausgefordert durch Größenwahn und Brutalität der Führung des Dritten Reiches ...“ und entschuldigen damit praktisch straffrei Bomber-Harris und seine unmenschlichen Morde

Zwei Erlebnisse beim ersten schweren Bombenangriff auf Braunschweig im Februar 1944

Seit Herbst 1943 gab es fast jede Nacht Fliegeralarm. Die Flüge nach Berlin gingen über Braunschweig. Übernächtigt und ermüdet erschienen wir am nächsten Morgen in der Schule.

Auch tagsüber nahm die Zahl der Luftalarme zu. Die Verfügung, nach einer Alarmnacht eine Stunde später zum Unterricht zu erscheinen, konnte nicht mehr eingehalten werden. Es war ebenso kaum möglich, die Stunden nachzuholen, die durch Fliegeralarm ausgefallen waren. Wir spürten den Krieg andauernd.

Trotzdem schätzten wir Braunschweiger uns glücklich, weil wir bisher von schweren Bombenangriffen verschont geblieben waren. Es handelte sich nur um Einzelabwürfe. 1944 wurde die Lage immer ernster. Die jüngeren Jahrgänge aller Schularten wurden mit der Kinderlandverschickung in den Harz oder in umliegende Dörfer gebracht, um sie vor Bombenangriffen zu schützen. Ein Teil der Lehrkräfte ging mit. Unser Jahrgang blieb in Braunschweig. Wir sollten als nunmehr jüngste Stadtbürger nach Luftangriffen Hilfeleistungen leisten.

Weil man die Schule Kleine Burg in der Stadtmitte für eine Mausefalle hielt, wurden wir im Februar 1944 in die leerstehende Volksschule Heinrichstraße ausgelagert. Wir waren erst wenige Tage dort und hatten uns noch gar nicht recht eingelebt — da heulten am 10. Februar gegen 11 Uhr die Sirenen. Besonnen und ruhig, keineswegs ängstlich, eilten wir wie gewohnt in den Luftschutzkeller. Wir hatten zwar gelernt, uns nicht zu unterhalten, damit weniger Sauerstoff verbraucht wurde, aber ganz ohne Tuscheln und Kichern ging's natürlich nicht zu.

Plötzlich — was war das? Das Licht begann zu flackern! — Dann war es stockdunkel! — Sofort wurde es totenstill im Keller. Wir hörten einen dumpfen Knall — eine Bombendetonation! Wir hatten entsetzliche Angst, rückten enger zusammen, duckten uns unwillkürlich nach unten und klammerten uns krampfhaft aneinander. Da war wieder das Heulen der Bomben, dann der Einschlag, zischend durch Flakgeschosse, Flugzeugbrummen. Doch nun? Wir wurden durch eine harte Detonation unmittelbar neben der Schule durcheinandergeschüttelt — das ganze Gebäude schwankte. Noch ein Knall! Das Eisengitter vor dem Luftschutzfenster wurde durch den starken Luftdruck nach innen hereingedrückt und schlug auf den Boden. Steine und Geröll rieselten in den Keller. Eine Mitschülerin sprang in letzter Minute instinktiv vom Fenster weg; sie wäre sonst erschlagen worden.

Durch die Erschütterung und das ständige Beben durch Bombeneinschläge rieselte der Kalk von der Decke und von den Wänden. Große Panik! Wir konnten nicht mehr atmen! Staub war in Mund und Nase!

„Taucht Tücher in die Wasserbehälter“, hörten wir die Stimme der Lehrkraft, Frau Billartz. Es war ja Winter, alle hatten wir einen Schal, den wir in die zum Löschen aufgestellten Wasserbehälter tauchten und uns dann um Mund und Nase legten. Igitt, was war das für ein ekliger Geschmack! Wie lange hatte das Wasser wohl im Eimer gestanden, ohne daß es gewechselt wurde!

Immer wieder Heulen, Krachen, Erschütterungen! Nahm der Angriff kein Ende? Plötzlich Ruhe! Kein Flugzeuglärm, keine Einschläge mehr, keine Flakgeschosse! Entwarnung!

Wir krochen förmlich aus dem Keller. Wie sahen wir aus? Fast wie Gespenster! Über und über waren wir mit Staub und Mörtel bedeckt, die Haare weiß, das Gesicht grün durch die Algen des Wassers, in das wir unsere Schals

getaucht hatten. Völlig verstört und ängstlich guckten wir auf das, was geschehen war. Wir hatten nur einen Wunsch, so schnell wie möglich nach Hause, um zu gucken, was mit unserer Familie war! Häuser brannten rund um die Schule, brennende Balken, Mauern, Dachgeschosse stürzten auf die Straße, die Flammen knisterten — überall dicker Qualm, dazu ein entsetzlicher Feuersturm!

Wie nach Hause kommen? Wir rannten die Heinrichstraße runter — es war kein Durchkommen — dann die Waterloostraße entlang, in die Allerstraße rein und zurück, in die Wabestraße rein und zurück, also die Waterloostraße weiter über Schuttberge, durch umherirrende Menschen, die ihr Hab und Gut retten wollten. Durch die Schunterstraße ging's endlich durch, über den Ring zur Humboldtstraße, Fallerslebertorwall zum Gebiet um den Gaußberg. Dort war vom schweren Angriff nichts zu spüren, bis auf den Brandgeruch. Gott sei Dank, bei mir zu Hause auch nicht!

Am nächsten Tag las ich in der Zeitung, daß dieser Angriff 193 Todesopfer gefordert hatte. Von nun an hatte ich Angst, bei Luftangriffen in den Keller zu gehen. Ich suchte, wenn es zeitlich zu schaffen war, den Bunker auf. Weil die Heinrichstraße teilweise zerbombt war, wurden wir für kurze Zeit in die Schule Comeniusstraße ausgelagert. Nach den Sommerferien kehrten wir in die Kleine Burg zurück, weil dort in der Nähe genug Bunker waren. Wir wurden jeweils entlassen, wenn es Voralarm gab, der etwa fünf bis zehn Minuten vor dem Hauptalarm gegeben wurde.

Rosemarie Vogt

Am 10. Februar 1944 — in der ersten Stunde — kam der Direktor ins Klassenzimmer und fragte: „Wer meldet sich freiwillig, einen Handwagen beladen mit Büchern aus der Schule Kleine Burg zu holen?“

Zu der Zeit waren wir in der Schule Heinrichstraße untergebracht. Es wurde nicht lange nachgedacht — etliche Finger gingen in die Höhe, und der Direktor suchte vier von uns Mädchen aus. Eine davon war ich.

Also marschierten wir los. Als wir auf dem Schulhof im Gymnasium ankamen, standen die Wagen schon vollbeladen auf dem Schulhof. Die Größe der Wagen gab unserem Elan dann doch einen Dämpfer. Sie waren doppelt so groß wie ein normaler Handwagen, und so schwer, daß wir vier Mühe hatten, ihn zu bewegen. Noch dazu lag Schnee, der stellenweise in Matsch überging. Der Direktor gab uns mit auf den Weg, wir sollten uns beeilen, es gäbe bald Voralarm. Natürlich dachten wir, daß er uns dadurch zur Eile und schnelleren Rückkehr in die Heinrichschule veranlassen wollte. Doch tatsächlich — als wir am Theater waren, gab es Voralarm, und kurz danach — wir waren inzwischen auf der Kaiser-Wilhelm-Straße — kam Hauptalarm. Was nun? Konnten wir die Wagen mit den Büchern auf der Straße stehen lassen und in den nächsten Keller gehen? Nein, dazu waren wir wohl zu pflichtbewußt erzogen worden. Wir schoben weiter, kamen ins Schwitzen vor Anstrengung und Angst, denn an der Paulikirche angelangt, hörten wir schon das Brummen der Flugzeugmotoren in der Ferne.

Wir erreichten den Schulhof mit dem Wagen, und stellten ihn im überdachten Eingang zur Turnhalle ab. Wir wollten

in die Schule laufen, doch beide Türen - von der Mädchen-seite und von der Jungenseite - waren verschlossen. Das Brummen kam näher, und unsere Angst wuchs. In einem Teil des Kellers war eine Rote-Kreuz-Station untergebracht. Dort liefen wir hin. Aber wir kriegten nur die Antwort: „Hier könnt ihr nicht bleiben. — Wir sagen nebenan Bescheid, daß sie die Türen aufschließen.“ — So geschah es dann auch, und wir konnten endlich ins Haus. Ich wollte unbedingt noch meine Schultasche aus dem Klassenzimmer holen, lief die Treppe hoch, da zersplitterten schon die ersten Scheiben. So schnell ich konnte rannte ich die Treppen runter in den Keller. Dort wurde ich von den Mitschülerinnen und den Lehrern mit „Gott sei Dank, da bist Du endlich“ empfangen. „Setz Dich und ruh' Dich ein wenig aus!“

Aber dazu kam es nicht. Denn just in dem Moment ging das Inferno los. Es krachte und piff rund um uns; man hatte das Gefühl, der Boden käme hoch; die Fenster mitsamt den dicken Eisenplatten wurden in den Keller geschleudert. Wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt. Der Mörtel von Decke und Wänden fiel herunter, was zu Erstickungsanfällen führte, und die Kinder in Panik brachte. Alles wollte aus dem Keller. Die Lehrer mahnten zur Ruhe, und riefen uns zu, die Tücher, die wir immer in der Schulmappe haben mußten, in die Fässer mit Wasser zu tauchen, und sie vors Gesicht zu halten. — Es half tatsächlich.

Sobald es draußen ruhig wurde, kletterten wir aus dem Kellerfenster. Entsetzlich sah die Umgebung der Schule aus. Auf dem Schulhof waren mehrere große Bombentrichter; die Häuser in der Waterloostraße waren stark beschädigt. Ein alter Mann — stark blutend — saß auf einer kleinen Mauer. Es war furchtbar. Doch trotz dieses schrecklichen Anblicks mußten wir alle lachen. Jeder, der aus dem Kellerfenster gekrabbelt kam, sah aus wie ein Marsmensch. Mäntel, Mützen — alles war weiß von Mörtel und Staub, aber die Gesichter waren grün. — Es klärte sich bald auf, daß dieses Grün aus den Wasserfässern stammte, in die wir unsere Tücher eingetaucht hatten. Da das Wasser nie erneuert wurde, hatten sich Algen gebildet, die uns nun wie Marsmenschen aussehen ließen.

Bei diesem Angriff wurden in der Umgebung der Schule viele Häuser vollständig oder teilweise zerstört. Wie durch ein Wunder blieb die Schule verschont. Die Bücherkarren waren noch da, standen aber nicht mehr dort, wo wir sie abgestellt hatten; und von den Büchern war nicht mehr viel übrig geblieben und was noch da war, lag verstreut und zerfetzt auf dem Schulhof. Hätten wir sie nur in der Schule in der Stadt gelassen - die wurde bei diesem Angriff verschont.

Hannelore Gebser
geb. Stier

— Schulstreiche in der Kriegszeit —

Jede Epoche ist durch die Eigenart der Schulstreiche gekennzeichnet. Für Schüler sind sie in der Erinnerung das Salz in der Suppe. Viele Bücher zeugen davon. Leider wurde unsere Schulzeit durch Kriegs- und Nachkriegsjahre geprägt, in denen kaum jemand Lust zu einem Streich hatte.

Einmal war es uns allerdings doch gelungen, die Lehrkräfte unserer Jahrgangsstufe und die Schulleitung in Aufregung zu bringen. Wir waren damals wohl in der 7. oder 8. Klasse — im Jahre 1941/42. Zwei Parallelklassen waren in nebeneinanderliegenden Räumen untergebracht. Welche der beiden Klassen auf die Idee dieses Streiches kam, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls schlossen wir den

Raum der Nachbarklasse zu, nachdem alle Schülerinnen darin waren. Der Schlüssel wurde versteckt. An der Tür brachten wir ein Schild an: „Wegen Einberufung geschlossen!“ (Solche Schilder hingen an vielen Läden, deren Inhaber zum Militär eingezogen waren).

Der Deutschlehrer, Herr Otte, eilte auf die Klasse zu, sah das Schild und stürmte wie wild in unsere Klasse, fuchtelte aufgeregt mit seinen Armen herum und schimpfte laut und heftig los. Wir taten unschuldig. Der stellvertretende Direktor, Herr Dr. Eggeling, wurde geholt. Ohne Erfolg. Die Klasse blieb für diesen Tag geschlossen und die Schülerinnen vom Unterricht verschont. Irgendwer öffnete später die Klasse, damit alle ihren Heimweg antreten konnten — wie das glückte, ohne von Lehrern bemerkt zu werden, weiß ich nicht mehr.

Natürlich hatte dieser Streich ein Nachspiel! Die Strafe blieb nicht aus! Beide Klassen mußten an einem Nachmittag anrücken und mehrere Stunden nachsitzen.

BZ, 6. 11. 84 Rosemarie Vogt, geb. Hopp

aus: Brückenbogen, Mitteilungsblätter
Freundeskreis Kleine Burg März 1990

Bombennacht vom 15. 10. 1944

Ich möchte meinen Kommentar zu dem Luftschutzkeller, Schöppenstedter Straße 31, geben. Mit meinen drei Kindern war ich dort drinnen. Es waren zirka 400 Menschen in dem Bierkeller. Er war überbelegt. Nach einer gewissen Zeit mußte der erste Raum verlassen werden, da nebenan eine Schmiede war, in der auch Säureflaschen standen. Nun wurden die Leute aus dem ersten Raum auf die übrigen drei Räume verteilt. Das war eine Katastrophe. Soviel Sitzplätze waren nicht da, so mußten sie auf der Erde sitzen. Das Gejammere war groß. Die Menschen erbrachen sich, wir hatten zum Teil eine Rauchvergiftung und dann die Dunkelheit; da hat man die Leute nur gespürt.

Ich habe nur gehofft, nicht ohnmächtig zu werden. Ich hatte meine kleinen Kinder (zwei und vier Jahre alt) auf dem Schoß, und die Achtjährige stand neben mir. Ich habe sie an meinen Körper gepreßt, damit sie mir nicht

entgleiten konnte. Dann sind sie wenigstens eingeschlafen. Herr Lockstedt und ein Schuster (Name ist mir entfallen) haben uns immer wieder Trost zugesprochen und gemahnt, uns ruhig zu verhalten, damit der Sauerstoff nicht verbraucht würde, und es wurde immer ruhiger, weil jeder hoffte, wir werden noch gerettet, oder weil viele ohnmächtig waren oder schon tot, denn als man uns morgens gegen acht Uhr aus dem Keller herausgeholt hatte, bot sich den Soldaten ein Bild des Grauens.

Alle Erwachsenen und Kinder wurden auf den Rasen (Ecke Theaterwall) gelegt; die Toten wurden in die Halle gebracht. Es waren über 80.

Nach einer Weile kam dann ein Bus, der uns zur Rettungsstelle, Heinrichstraße, gefahren hat. Bei mir hatte ich noch ein kleines Mädchen, dessen Mutter in dem Keller umgekommen war. Das Mädchen hieß Rosenthal.

Vielleicht lebt es noch. Sein Vater war auf Urlaub gekommen.

Aber eins möchte ich noch bemerken: die Katastrophe hätte vermieden werden können, denn es wurde erwähnt, die Luftschutzwarte sollten uns noch in den Bunker bringen. Es wäre noch genügend Zeit gewesen, aber die haben nur ihre eigene Haut gerettet und sind abgehauen, ohne sich um uns zu kümmern.

Nur Herr Lockstedt und der Schuster sind bei uns geblieben. Sie wollten immer mit Hacke und Beil einen Notausgang freimachen, aber es gelang nicht, da haben sich alle ihrem Schicksal ergeben. Aber dann kam doch die Rettung. Von der Mauernstraße sind wir dann herausgeholt worden.

Ich könnte die Soldaten noch heute umarmen. Ich schreibe dieses nur, weil man jedes Jahr immer wieder erinnert wird, vergessen kann man das nie.

Lisbeth Hesse, Braunschweig

Nach den Angriffen

Nach der Entwarnung war es so, dass nicht alle gleich hinausgehen wollten. Es gingen erst die, die sich trauten. Ich war immer »Hänschen vorn im Stall« und habe die Lage erkundet.

Wir waren froh, dass wir wieder einmal überlebt hatten. - »Oh, Gott sei Dank, ich lebe noch!« Nach dem Angriff 14./15. Oktober war meine Kraft erschöpft, ich konnte nicht mehr und wünschte mir nur noch das Ende der Angriffe. Mein Vater bemühte sich immer noch uns allen Mut zu machen, er selber litt besonders stark unter den Angriffen. [Knörich]

Sicher waren wir erleichtert, wenn wir aus dem Keller kamen. Wir haben erst mal geguckt, was passiert war. Man konnte während der Angriffe schon hören, wenn es irgendwo in der Nähe gekracht hat. Bei Angriffen am Tage gaben die Luftschutzwarte mit leisem Geflüster an die Lehrer weiter, was passiert ist. Woher diese Informationen so schnell kamen, weiß ich nicht. [Triebel]

Wir waren in Lehndorf im Keller. Wir haben die Erschütterungen der Bombeneinschläge schon mitgekriegt und auch den Feuerschein über der Stadt gesehen. Das wahre Ausmaß der Verwüstungen habe ich am anderen Morgen bei meiner Arbeitsstelle Gliesmaroder Straße oder im Laufe des Tages bei meiner Arbeit gesehen (Lehrstelle als Elektroinstallateur).

Es ist auch vorgekommen, dass ich morgens zur Werkstatt gekommen bin, und sie war ein großer Trümmerhaufen. [Röttger]

Am nächsten Morgen nahm mich meine Mutter mit zum Bahnhof Gliesmarode. Wir hatten einen Sack Kartoffeln bekommen und mussten ihn mit dem Handwagen abholen. Eigentlich war es unverantwortlich von meiner Mutter, dass wir da durch gegangen sind, aber wir brauchten die Kartoffeln. Alles war voller Rauch, überall brannte es, aber es war niemand zum Löschen da. Bei der AOK lagen die Leichen auf dem Rasen. Wir mussten da durch. Wir haben den Handwagen über die Leichen hinweggehoben. Auf dem Rückweg haben wir dann einen anderen Weg genommen. [Buchheister]

Rechts bei der Post, dort, wo jetzt Karstadt ist, flogen brennende Balken herunter, Papiere wirbelten durch die Luft.

Meine Schwester war hochschwanger. Als der Angriff vorüber war, brachten wir sie in ihre Wohnung nach Lehndorf, meinen kranken Vater auch.

Dann bin ich mit meiner Mutter in die Kannengießerstraße gegangen, aber da war nur noch heiße Asche, an der haben wir uns die Schuhsohlen verbrannt. Nur an dem Gully auf der Straße konnten wir noch erkennen, wo unsere Wohnung gewesen war. Auf den Straßen lagen vier Leichen. Es war der Mann einer Familie, die ich kannte, mit seinen beiden Söhnen. Die waren nicht in den Keller gegangen. Nur die Frau war dort gewesen. Wer der vierte Tote war, weiß ich nicht. Die drei waren große Menschen, aber durch die Hitze waren sie stark zusammengeschrumpft. Wenn ich nicht gewusst hätte, dass es diese drei sein müssen, hätte ich sie nicht mehr erkannt.

[Mecke]

Nach der Entwarnung haben wir den Bunker in kleinen Gruppen verlassen. Wir hatten immer Angst, denn die Rauchluft und die Stille draußen wirkten auf uns recht eigenartig. Als erstes waren wir froh, dass unser Haus noch stand, dann haben wir unsere Straßenbekleidung nicht mehr ausgezogen, wenn wir im Bett schliefen. Wir hatten Angst, den Bunker beim nächsten Luftalarm nicht mehr rechtzeitig zu erreichen. [Langkopf]

Beim Hinausgehen spürten wir zunächst erst einmal eine Erleichterung, weil wir nicht getroffen worden waren.

Das schlimmste war der große Feuersturm. Ich stand ganz allein mit unseren Päckchen, die wir mit in den Bunker genommen hatten, auf dem Hagenmarkt. Meine Eltern waren vorausgeeilt, um unseren Keller am Bohlweg zu räumen. Mein Vater hatte aber seine selbstgebauten Koffer so bestückt, dass meine Eltern sie nicht tragen konnten, sie kamen daher ohne Koffer zurück. Der Winter stand vor der Tür, und wir hatten noch nicht einmal Mäntel.

Mit viel Mühe bekam ich einen Mantel aus Goslar, mein Vater einen aus Blankenburg und meine Mutter einen aus Helmstedt. [Stock]

Sonst bin ich ja gar nicht in den Bunker gegangen. Aber weil ich in der Stadt war, musste ich rein. Was habe ich davon gehabt? Ich komme nach Hause, da brennt mein Haus. Wäre ich nur zuhause geblieben. Auf dem Hof lag nur

noch ein Rest Wäsche rum. Sonst war alles weg.

Einmal waren Angriffe am Tag und einmal nachts. Am Tag kamen die Amis und nachts die Engländer. Da hatten wir im Keller mit Hilfe von Nachbarn schon so eine Ecke eingerichtet. Die sagten: »Wenn hier was passiert, dann könnt ihr mit dem Hammer dagegen schlagen, dann ist die Ecke raus, dann kannst du zu den Nachbarn gehen.«

Bei uns ist in der Stube ein großer Brandkanister runtergekommen. [Lampe]

Als unser Haus oben angebrannt war, hat mein Vater gleich auf dem Bienroder Weg die Feuerwehr angehalten, die zur Nimo sollte - wo es auch brannte, und die haben erst mal voll bei uns gelöscht. Die Gewächshäuser hatten einen Volltreffer bekommen.

Als das Haus Fleming in der Mergesstraße getroffen wurde, rannte mein Vater gleich auch sofort hin und barg eine Frau aus dem Haus. [Labus]

Es könnte Anfang 1944 gewesen sein, als das hier passierte. Hier im Siegfriedviertel ist nicht so sehr viel passiert, aber die Häuser in der Siegmundstraße 1 und 2, waren halb weg. Und die Nebenhäuser haben so ein bisschen abbekommen, u. a. auch unsres. Das Dach war abgedeckt, die Wände oben zusammengerutscht. Die Leute unten konnten wohnen bleiben, die hatten nur allerhand Dreck und Glasschäden. Aber das waren wir gewohnt, dass wir keine Fensterscheiben mehr hatten ...

Den schlimmsten Eindruck habe ich auf dem Bohlweg bekommen. Da hatten schon einige Leute versucht aufzuräumen. Da war eine Schlachterecke Ecke Bohlweg / Münzstraße, das zweite Haus auf der linken Seite, die hatten eine große Einfahrt, da waren so zehn/zwölf Mann verbrannt; die waren nur noch so klein. Die hatten sie dann einen neben den anderen hingelegt in dieser Toreinfahrt. Das fand ich abscheulich. Die waren so zusammengeschrumpft auf Kindergröße. Ich hatte ja schon eine Menge Tote gesehen, die hatten vielleicht keine Glieder mehr, aber waren immer noch in normaler Größe. Das waren die Leute, die versucht hatten, nachdem Mauernstraße und dieses alles gebrannt hatte, noch was zu retten. Durch den Feuersog ...

Mir ist auch mal so was passiert, ein Feuersog, kein schlimmer: Ich bin den Ring runter,

wohnte damals schon auf der Fasanenstraße ... Wir hatten zwischendurch Fliegeralarm gehabt. Ich habe versucht, zur Fasanenstraße zu kommen, um zu sehen, ob meine Wohnung noch stand. Da bin ich in so einen Feuersog gekommen, der nicht sehr schlimm war. Das Feuer saugt einen an. Auf dem Ring standen überall diese großen Behälter für Löschwasser, die waren aus Zement. Alle 50 m oder so auf beiden Seiten der Fußwege. Die waren mit Wasser gefüllt, auch Regenwasser, das Wasser war natürlich eine Jauche in der Zwischenzeit geworden, aber das war als Löschwasser gedacht. Diese Behälter waren ziemlich stabil. Da habe ich mich nur retten können, indem ich mich an so einem Ding festgehalten und mich dahinter verkrochen habe, um nicht weitergezogen zu werden. Man kam nicht dagegen an. Es zog einen einfach. Ich weiß, da kamen ein paar Männer, die riefen mir zu: »Seien Sie vorsichtig. Wir kommen und holen Sie raus.« Dann haben sich zwei, drei Männer selber aneinander festgehalten und haben mich dann auch so herausgezogen, dass ich auf die andere Straßenseite kam. Aber das war kein starker Feuersturm, die richtigen waren viel schlimmer. Das war in der Nähe Fasanenstraße, Jasperallee. In der Jasperallee war doch eine Menge passiert. Die Häuser standen, aber es waren nur Fensterlöcher. Die meisten Häuser sind ja dann wieder so, wie sie waren, aufgebaut worden. [A. Ahrens]

Wir sind nach diesem Angriff aus dem Bunker gekommen und über die Wilhelmstraße und dann die Fallersleber Straße hochgegangen. Es war überall nur ein schmaler Weg geräumt.

Ich war mit meiner Mutter und Großmutter zusammen. Mein Vater war im Staatstheater beschäftigt und musste bei Fliegeralarm dort hin, weil er eine Feuerspritze bedienen musste. Wir drei Frauen waren alleine. Wir standen auf der Fallersleber Straße und wussten gar nicht, wo haben wir denn eigentlich mal hier gewohnt. Und der ganze Zug von Menschen, die alle aus dem Bunker kamen, wurde die Fallersleber Straße zur AOK hochgeschickt. Dort standen Lastwagen. Dann wurden wir auf diese Lastwagen gehievt und aus der Stadt rausgefahren. An der AOK, am Wall, sind zwei Rasenflächen, die auch heute noch da sind. Auf einer der Rasenflächen lagen die Toten aus diesem Luftschutzkeller in der Schöppenstedter Straße. Mein Vater hat dort

auch seine Familie gesucht, Gott sei Dank nicht gefunden.

Ich hatte eine Kameradin in der Mauernstraße. Sie ist auch in diesem Keller in der Schöppenstedter Straße gewesen und lag bewusstlos unter den Toten auf dem Rasen. Ihre Brüder haben sie dann dort rausgesucht und sind mit ihr zu Fuß durch die brennende Stadt zu einer Verwandten nach Merverode gegangen. Dort sind sie mit verbrannten Kleidern angekommen. [W. Demann]

Wir sind nach dem Angriff am 11. 2. 44 zu meiner Großmutter in das Haus Hintern Brüdern Nr. 27 gezogen (Foto: »Archiv der Stadt Braunschweig«, Blatt Nr. 84, das Haus mit der Markise). Hier wohnten wir bis zum Angriff am 14./15. Oktober. Unser Haus wurde in dieser Nacht zerstört. Wir fanden zunächst Unterkunft bei meiner Tante auf dem Madamenweg, danach sind wir in das Elternhaus meiner Mutter in Wendhausen gezogen, dort lebten wir in einem Zimmer. [Fröde]

Nach Löschen einer Brandbombe am 10. Februar 1944 in meiner Lehrfirma wollte ich bei uns zuhause nachsehen, ob wir auch getroffen waren. Unterwegs traf ich einen ehemaligen Schulkameraden, der mir sagte, dass unser Haus brennt. Ich lief, um zu sehen, ob noch etwas zu retten war. Doch dem war nicht so. Am Bäckerklint stand alles in Flammen. [Kuhn]

Tote und Schäden

Am 15. Oktober nachts gegen 2 Uhr: Die Royal Air Force flog Täuschungsmanöver die Elbe herunter bis Magdeburg, drehte westwärts gegen Braunschweig.

Flächenbombardement, vorwiegend Phosphorbrandbomben. Etwa 70 Stück waren an einem Leitwerk. Es waren die Angriffe, die sich Luftmarschall Harris ausgedacht hatte, um die deutsche Bevölkerung zu demoralisieren, was er aber nicht geschafft hat. Es begann mit Köln, dann Hamburg ... und endete mit Dresden.

Die Braunschweiger Innenstadt brannte fast völlig aus. Die Flammen hatten an den Fachwerkhäusern reiche Nahrung. Obwohl es ein windstillen Herbsttag war, entstand ein solcher Feuersog, dass die Bäume vor dem Theater und dem Museumspark sich stark zur Stadt hin neigten. Tote in großer Zahl; einige wur-

den gar nicht mehr gefunden. Viele Erstickenopfer (über 100 aus dem Keller einer Gastwirtschaft in der Schöppenstedter Straße 31) waren gegenüber dem Theater aufgebahrt. Habe es mit eigenen Augen gesehen. Der Steinweg war unpassierbar vor Hitze und Qualm.

Ich befand mich im Theaterkeller. Etwa gegen 4.30 Uhr mussten wir den Keller verlassen, die Qualmentwicklung wurde immer schlimmer; Garderoben, Vorhänge usw. waren in Brand geraten.

Meine Mutter, mein Bruder und ich verließen den Keller über den Mittelstreifen der Jasperallee. Links und rechts brannte fast jedes Haus. Die Funken flogen, Balken und Dächer stürzten ein. Wir gingen bis zum Altewiekring, da brannte es nicht. Unser Haus Husarenstraße 6 war unbeschädigt, aber nur, weil eine Hausbewohnerin auf dem Dach eine Brandbombe mit Sand gelöscht hatte ...

Ich befand mich im Luftschutzkeller des Hauses Husarenstraße 6. Die erste Welle warf Sprengbomben, Nebenhaus Nr. 7 Volltreffer, zwei ins Haus und eine auf die Straße vor dem Haus. Das Haus war nur noch ein Trümmerhaufen. 10 Tote, die in unserem Garten aufgebahrt wurden. Die Fenster waren alle kaputt. 2 Monteure konnten unverletzt heraus, waren im Auftrag der Stadtwerke im Nebenkeller. Eine Frau wurde später geborgen, sie starb aber am nächsten Tag an ihren schweren inneren Verletzungen. Schwer getroffen wurde auch ein Lazarett in der Kasernenstraße. Die ehemalige Raabeschule war groß mit dem Roten Kreuz auf dem Dach gekennzeichnet. Schwer verwundete Soldaten, die nicht in den Keller gehen konnten, wurden getötet. Danach verließ ich Braunschweig bis Anfang August.

In der Zwischenzeit wurden die Angriffe auf Fabriken im Westen der Stadt fortgesetzt. Zum Beispiel wurde die Blechfabrik Bremer & Brückmann getroffen, die schweren Maschinen stürzten bis in den Keller, die ganze Belegschaft war tot. [Köneke]

Am 28. Februar wurde ich zum RAD (Reichsarbeitsdienst) eingezogen. Mit Fliegeralarm ist der Zug aus dem Hauptbahnhof herausgefahren. An diesem Tag ist der erste schwere Angriff auf Lehdorf gewesen. Erst nach Tagen habe ich in der Zeitung davon erfahren. Es sind mehrere Tote aus der Nachbarschaft zu beklagen gewesen. Mein Elternhaus ist auch beschädigt worden. Es konnte aber repariert

werden. Meine Eltern und Geschwister brauchten das Haus nicht zu verlassen.

[Röttger]

Ich habe immer geholfen, wenn es nötig war, auch im größeren Umkreis unseres Hauses. Ein furchtbares Erlebnis hatte ich auf dem Steinweg. Nachdem wir uns zu einem Luftschutzkeller durchgearbeitet hatten, sahen wir die Leute auf ihren Plätzen sitzen, wir freuten uns es geschafft zu haben. Bei Berührung sackten sie aber in sich zusammen, sie waren wohl durch den Luftdruck einer Bombe getötet worden.

[Knörich]

Ich war im Luftschutzkeller Turnierstraße. Meinem Freund, der nicht in den Keller gegangen war, wurde der Kopf abgerissen. Dann erfuhr ich, dass, während wir im Keller waren, Leute verschüttet wurden, die wir dann herausgebuddelt haben. Wir haben es mit der Feuerwehr geschafft, obwohl ein Offizier kam und sagte: »Das hat keinen Sinn, die leben doch nicht mehr.« Meine Tante, die die schweren Angriffe auf Hamburg erlebt hatte, war unter den Verschütteten. Eigentlich war sie zu uns gekommen, um hier in Braunschweig ihre Ruhe zu haben.

Am 20. 2. 1944 wurde ich um 12 Uhr in der Bergfeldstraße verschüttet. Zuerst war alles ruhig. Dann hörte ich das Schießen der Flak. Nach etwa einer Stunde wurde ich befreit. Rund um Braunschweig war die 8,8 cm-Flak stationiert. Auf dem Feldschlößchenturm befand sich eine 2 cm-Flak. Aber beide konnten gegen die Bomber nichts ausrichten, weil sie zu hoch flogen.

Als die erste Bombe einschlug, stand ich mit zwei anderen noch auf dem Hof. Der eine, der Hauswart, war durch den Luftdruck sofort tot. Die andere, ein junges Mädchen, lebte noch, starb aber später im Krankenhaus. Meine Beine »schliefen« mir ein. Ein großer Eisenträger konnte einen großen Teil der Kellerdecke abhalten. Wir waren nicht sofort in den Keller gegangen, weil wir glaubten, die fallenden Bomben hören zu können. In diesem Fall hatten sie aber schon abgeworfen.

[Kuhn]

Wir wurden am 22. 8. 1944 ausgebombt (Brandbombe). Zu der Zeit hielten wir uns im Bunker Kralenriede auf. Unser Nachbarhaus war schon im Januar von einer Sprengbombe getroffen worden.

Als unser Haus brannte, durfte die Feuerwehr nicht löschen, weil sie bereitstehen musste, um nötigenfalls bei der Nimo, einem kriegswichtigen Betrieb in der Nachbarschaft, eingesetzt zu werden. Wir selbst durften auch nicht aus dem Bunker heraus, weil die Gefahr eines zweiten Angriffs bestand. So brannte unser Haus völlig aus.

Bis zum Bunker brauchten wir immer 10 Minuten. Mein Onkel musste auf einem Handwagen transportiert werden, weil er körperbehindert war. Im Bunker bekam mein schwerbeschädigter Onkel einen eigenen Raum.

[Hanna Gerloff]

Gegenüber an der Ecke Schöppenstedter Straße, das ist so eine rein persönliche Sache, da wohnte auf dem Eckgrundstück Fallersleber Straße / Wilhelmstraße ein Kriegskamerad meines Vaters, dessen Frau – auch in späteren Jahren – persönlichen Kontakt mit meiner Mutter hatte. Das Haus war auch restlos ausgebrannt, alles verschwunden. Und der war gerade auf Urlaub. Da ist auch er verschwunden, verbrannt, man hat nie wieder was von ihm gehört oder gefunden. Und die Frau hat nie wieder was von ihrem Mann erfahren. Das einzige, was sie erfahren hat, war, dass ihr Mann wegen Fahnenflucht verurteilt war und sie deswegen keinen Pfennig Unterhalt bekam.

[Gerschler]

Wir mussten keine Notunterkunft beziehen und konnten in unserer Wohnung bleiben. Es hat allerdings Schäden gegeben, die Decke hatte z. B. Risse. Dass die Wohnungen stehen geblieben sind, ist ein Wunder, sie waren anscheinend recht massiv gebaut, im Gegensatz zu den Häusern in der Innenstadt. Dort wohnte mein Großvater, er starb, als er einmal vor der Entwarnung aus dem Bunker in seine Wohnung gegangen war und weitere Angriffe kamen. Als wir anschließend dorthin gekommen sind, haben wir uns gefragt, wo denn eigentlich welche Straße war. Wir sahen nur den Bunker, und in diesem Bereich musste es gewesen sein.

[Triebel]

Es war bei uns in Windeseile rum, dass auf der Schöppenstedter Straße ein öffentlicher Luftschutzraum war. Jetzt muss ich lügen, ich weiß nicht wie viele, aber es waren etwa 100, 120 oder 150 Tote, die alle nicht mehr gerettet werden konnten, bis auf einen Säugling, der mit Decken abgedeckt irgendwo in einem Korb war. Den haben sie als einzigen lebend

rausgeholt. Alle anderen waren erstickt. Wahrscheinlich wegen Sauerstoffmangel und Hitze.
[Gerschler]

Als am 19. 5. 1944 der Brackehof schwer getroffen wurde, sollen bei dem Angriff auf die Firma Bremer & Brückmann fast alle Mitarbeiter getötet worden sein. Der Vater meiner Bekannten überlebte nur, weil er mittags zum Essen nach Hause gegangen war. [Dreßler]

In Melverode wurde der »Kammerkrug« getroffen. Zwei Luftminen waren hineingefallen. Die Druckwelle war so stark, dass man dachte, jetzt bricht alles zusammen. Ich hörte das Heulen der Bomben. Und da wohnte noch ein älterer Herr bei uns, der kam immer erst, wenn man schon die »Christbäume« am Himmel sah.
[Diedrich]

Mit den Angriffen hat man nicht gerechnet. Ich habe alles verloren im Hause. Oben in der Straße Volltreffer und unten große Brandkanister. Das war hart. Da waren wir gerade in der Stadt. Da musste ich zum Bohlweg wegen meiner Rente. Und was habe ich da gehabt? Da haben die schon gewusst, in der Schiffweierstraße brennt es. Ich sagte: »Wo denn da?« »Ja, oben und unten.« Da war ich schon fertig.
[Campe]

Auf der Virchowstraße war ein Volltreffer. Alle zwölf Frauen, die dort in dem Keller waren, waren getötet worden durch den Luftdruck einer Bombe. Ihnen waren die Lungen geplatzt.

Eine junge Frau sagte zu ihrem 5/6-jährigen Jungen, er solle nach Hause zur Oma gehen. Ich weiß nicht, was die noch vorhatte. Der Junge ist dann in diesem Haus umgekommen.

Durch die Brandbomben sind die Menschen ganz klein geworden. In dem Haus in der Weststraße wurden alle Frauen getötet.
[Loormann]

Versorgung der Bevölkerung, der Ausgebombten

Wir sind durch die brennende Stadt über den Steinweg in den Museumspark gegangen. Hier wurde aus einer Gulaschkanone Essen verteilt, das uns nach den Anstrengungen sehr gut schmeckte. Uns wurde erst hier bewusst, dass ganz Braunschweig kaputt war. Wir überlegten nun, wo wir hin sollten, und erinnerten uns an eine Tante in der Karlstraße. Unsere Tante

nahm uns auf, wir wohnten dort ein halbes Jahr.
[Stock]

Ausgebombte bekamen aus der »Goebbels-Spende« Bezugsscheine für Schuhe und Kleidung.

Also wir waren hier am Franzschen Feld, damals hieß das noch SA-Feld. Da standen Wagen bzw. Baracken. Dort mussten wir hin und bekamen aus der »Goebbels-Spende« eben Kleider und Schuhe.
[S. Demann]

Die Versorgung nach einem Angriff war nicht besser als sonst. Aber mein Vater, der Sanitäter am Bunker Madamenweg war, hat immer Sonderrationen nach Hause gebracht.
[Stecher]

Am nächsten Morgen musste ich in das Krankenhaus Celler Straße, wo damals meine Schwester lag. Außerdem sagte uns der Luftschutzwart, dass im Garten des Hauses in der Freisestraße - heute Georg-Eckert-Institut, damals eine Bibliothek - Brot, Milch, Margarine und Wurst an die Leute verteilt wurden. Die Organisation dort und in dem Lichtspielhaus war sehr gut. Da draußen noch überall brennende Trümmer lagen und ich nur meine leichten Sommerschuhe hatte, gab mir der Filmvorführer ein paar Männerschuhe. So konnte ich über die Trümmer laufen, zum Krankenhaus und in die Freisestraße, um Lebensmittel zu holen.

Am Morgen nach so einem Luftangriff wurde gleich mit den Aufräumarbeiten angefangen.
[Hartwig]

Wir mussten mal zu einem Amt bei der Miag, da haben die uns gleich gefragt: »Sind sie Flüchtlinge?« Flüchtlinge haben was bekommen und die anderen konnten zugucken. Wir haben Bretter vom Holze geholt, damit wir unsere Türen zunageln konnten. Bei der Burg (anderes Amt), da habe ich auf den Knien gelegen und gesagt: »Bitte, bitte macht mir wenigstens die Tür ins Haus rein!« Im Nachbarhaus über die Straße rüber haben sie die Wäsche aus dem Kessel geklaut. Und das ging alles bei mir durch den Garten. [Campe]

Meine Mutter hat 150 RM als Ausgebombte erhalten für den Haushalt. Und dann haben wir einen Bombenpass bekommen. [Mecke]

Am 15. Oktober 1944 habe ich nach der Entwarnung bei uns an der Ecke gestanden und das Schauspiel von weitem angesehen.

Der Himmel über der Stadt war knallrot; man konnte es richtig lodern sehen.

Der Saal der Gaststätte wurde mit ausgebombten Leuten gefüllt. Unsere Familie leistete Erste Hilfe, vor allem mit Borwasser, damit sich die Leute ihre entzündeten Augen waschen konnten. Alle rochen ganz stark nach Rauch. Sie blieben bei uns, bis sie eine Unterkunft fanden ...

Unser Haus wurde nicht getroffen. Natürlich waren die Fensterscheiben dauernd kaputt. Es war ein Gaststättenbetrieb, der einen großen, gewölbten Keller hatte. Auch die Nachbarn kamen dorthin.

Mein Vater hatte ein Pferd, das sollte eingezogen werden. Aber er brauchte das und hat sich gewehrt. Da musste er sich verpflichten, dass er nach jedem Angriff mit dem Pferd nach Braunschweig kommen sollte. Er bekam einen heizbaren Kastenwagen, den er mit Wasser füllte und anfeuerte. Bis er an der Mittelschule am Augustplatz war, war das Wasser heiß, und dann wurde Kaffee und Tee gekocht und an die Ausgebombten verteilt.

Selbst die Ausgebombten erhielten noch kräftige Ermahnungen mit auf den Weg, damit auch sie zum Endsieg beitragen konnten (aus einem Bombenpass).

Einsatz in der Hitlerjugend (Jungvolk, Jungmädels, HJ, BDM)

Wir waren ja beim Jungvolk bzw. bei den Jungmädels und hatten normalerweise mittwochs und sonnabends den Jungmädelsnachmittag. Bei Zerstörungen durch Angriffe mussten wir aber auch an Einsätzen teilnehmen.

Als die Innenstadt bombardiert wurde in dem Bereich Schuhstraße, Sack, Neue Straße,

wurde das Kaufhaus Schuchhard getroffen. Es stand dort, wo heute der City Point ist. Es war ein dreistöckiges Gebäude. Wir bekamen dann den Auftrag, nach dem Angriff in unserer Jungmädels-Kleidung in die Stadt zu fahren; wir mussten die Uniform anziehen, damit wir erkennbar waren, es durfte ja nicht jeder dorthin. Wir haben uns dann die Gasmasken geschnappt und sind mit dem Bus in die Stadt gefahren. Die Busfahrt mussten wir in diesem Falle auch nicht bezahlen. Vom alten Bahnhof gingen wir über den Kohlmarkt und sahen dort

schon, dass alles schwarz war. In diesem Kaufhaus brannte es im oberen Stockwerk. Man konnte überhaupt nichts sehen, es war alles kohlrabenschwarz. Wir wussten gar nicht, wo es überall brannte. Es war nur eine schwarze Rauchwolke. Wir sollten den Laden dann mit räumen. Es waren Mitglieder des Jungvolks, BDM usw. dort vertreten. Wir mussten alles rausräumen, und gegenüber war ein kleines Geschäft für Spitzen und Tischdecken, da wurde alles reingeschleppt. Die Dinge, die wir dort herausholten, gab es normalerweise gar nicht zu kaufen, wir haben uns

sehr gewundert. Wir sind gerannt und haben alles herübergetragen, alles mit der Gasmaske. Dann, als wir alles heraus hatten, durften wir wieder gehen. Das war der größte Einsatz den wir gemacht haben ...

Einmal, als ein Angriff gewesen war, da kam der Luftschutzwart und sagte: »Es brennt in Haus Nr. 55, dort sind Phosphorbomben hineingeworfen wurden.« Wir kannten das nicht anders, wir Größeren, wir waren ja so gedrillt von den Jungmädels aus, dass wir helfen mussten. Wir haben uns dann Decken übergehängt und sind raus. Als wir im Haus Nr. 55 ankamen, waren schon alle aus dem Keller gekommen. Wir haben dann versucht das Feuer bzw. den Phosphor zu löschen. Uns wurde damals eingedrillt, dass wir nicht auf den Phosphor treten sollten, es waren aber überall diese Phosphorflecken. [Triebel]

Merkblatt für Fliegergeschädigte

Volksgenossen und Volksgenossinnen!

Die Volksgenossen des Aufnahmekreises heißen Euch herzlich willkommen. Sie haben in voller Würdigung Eures schweren Geschickes sich gerne bereit erklärt, Euch in ihren Häusern und Wohnungen gastfreundlich aufzunehmen.

So hart Euer durchlebtes Schicksal auch ist, so bitten wir doch, folgendes zu berücksichtigen und Euer Verhalten im Gastkreis danach auszurichten:

1. Ihr kommt aus dem Luftkriegsgebiet und habt dort eine vorbildliche Haltung gezeigt. Seid auch in Eurem Gastkreis tapfer und treu und helft mit Eurer Zuversicht, die innere Front der mutigen Herzen aufrecht zu erhalten.
2. Hütet Euch vor Uebertreibungen, denn die Erfahrung lehrt, daß Ihr damit der wilden Gerüchsbildung Tor und Tür öffnet und unendlich zahlreichen Volksgenossen das Herz schwer macht, die Ihre Kraft und Zuversicht dringend für Ihre Arbeit benötigen, die auch für Euch und Eure Angehörigen geleistet wird.
3. Verlangt nicht besondere Vorteile, die anderen Volksgenossen nicht zustehen. Zeigt Euch korrekt in allen Pflichten der kriegswirtschaftlichen Ordnung und beweist auch dadurch das Soldatentum, das Ihr durch Euren mutigen Einsatz in Eurer Heimat vorgelebt habt.
4. Achtet Eigenheiten Eurer Gastgeber. Sie sind vielleicht an andere Verhältnisse gewöhnt, als sie bei Euch zu Hause üblich sind. Klagen über fremde Bedingungen der neuen Umgebung führen zu Spannungen mit den Quartierleuten, die bei gutem Willen zu vermeiden sind.
5. Alle unsere Volksgenossen sind heute durch die vermehrten Leistungspflichten für den Kampf der Front und die Ernährung der Heimat in überreichem Maße in Anspruch genommen. Laßt Euch deshalb nicht bedienen, sondern helft Euch in allen Dingen Eurer Lebens- und Wohnungsordnung selbst. Denkt auch daran, daß Eure Gastgeber in allen Haushaltsgegenständen überaus beschränkt sind. Deshalb geht mit den Gegenständen, die Euch Eure Gastgeber zur Verfügung stellen, sorgsam um und bringt selbst Haushaltsgegenstände, die täglich gebraucht werden, soweit solche noch in Eurem Besitz sind, mit.
6. Versucht, soweit Ihr nicht einer eigenen beruflichen Tätigkeit nachgeht, zu helfen und Euch nützlich zu machen, wo Ihr könnt. Dadurch nützt Ihr Euch selbst am meisten, denn nur ein ausgefülltes Dasein befriedigt und hilft Euch über alles Schwere hinweg, das aus dem Schicksal der vergangenen Wochen und Monate Euer Denken und Sorgen erfüllt.
7. Wenn Ihr Euch in berechtigten Forderungen benachteiligt fühlt, wendet Euch an die Hohensträger der Partei. Sie sind die Vollstrecker der Gemeinschaftshilfe, die Euch in Eurer Not zu teil wird. Sie werden alle begründeten Beschwerden abstellen, so gut es unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist.
8. Vergesst nie, daß Ihr zur großen Front der Kämpfer um eine bessere Zukunft unseres deutschen Volkes gehört.

Das Bild Eurer Haltung ist mitbestimmend für den Sieg!

Kinderlandverschickung (KLV), Evakuierungen

Nach dem Bombenangriff im September 1943. war meine Mutter mit den beiden Kindern nach Winkel bei Gifhorn gezogen. Dort haben wir ein Zimmer gemietet. Ich musste nun täglich von Winkel nach Braunschweig in die Hoffmann -von -Fallersleben -Schule Hintern Brüdern. Die Gaußschule war Lazarett, und so hatten wir Schichtunterricht: eine Woche vormittags, eine Woche nachmittags, immer im Wechsel mit der Gaußschule. Um am Unterricht teilnehmen zu können, fuhr ich zuerst mit dem Fahrrad nach Gifhorn-Isenbüttel. Von da mit dem Zug nach Braunschweig, vom Hauptbahnhof zu Fuß in die Schule. Wenn ich am Braunschweiger Hauptbahnhof ausstieg, war meistens schon Alarm. Dann erreichte ich gerade noch den Keller in der Schule. Hatte ich früh Unterricht, war es morgens auf der Hin-fahrt noch dunkel. Kam ich nachmittags vom Unterricht, musste ich im Dunkeln am Aller-kanal entlang fahren. Am Fahrrad hatte ich eine Karbidlampe, die so abgedunkelt war, dass nur aus einem schmalen Schlitz eine Ah-nung von Licht fiel.

Bald hieß es, die HvF kommt nach Zorge. Meine Mutter zog mit uns nach Zorge / Süd-harz. Das war immer schwierig. Die Geneh-migung dazu musste sie bei der NSV (National-sozialistische Volkswohlfahrt) durchbekom-men. Sie hat immer Druck gemacht und sagte: »Mein Mann steht im Feld und ist bei der Waffen-SS.« Dann nahmen die Haltung an. Die HvF kam aber nicht nach Zorge. Ich mus-te also nach Nordhausen zum Gymnasium fah-ren. Mit der Kleinbahn von Zorge bis Ellrich, dort umsteigen, um 5 Uhr mit der Bimmel-bahn, dann war ich so um 7 Uhr in Nordhau-sen. An der Bahnstrecke Ellrich - Nordhausen kommt man bei Niedersachswerfen (heute Gedenkstätte) vorbei. Die Bahnstrecke hatte Schäden gehabt, und dort habe ich die ersten KZ-Häftlinge arbeiten gesehen.

Uns hat man dann mit den Lastwagen nach Gardessen gebracht. Dort wurden wir auf sämtliche Bauernhöfe verteilt. Da wir Ver-wandte in Weddel hatten, haben wir von Gar-dessen sofort in Weddel angerufen. Meine Tante hat den Arzt aus Schandelah mobilisiert, der immer zu ihnen kam, und der hat uns dort abgeholt und nach Weddel gebracht. Den Rest des Krieges haben wir dann in Weddel ver-bracht. Meine Eltern mussten wieder in die

Stadt, meine Mutter war dienstverpflichtet, mein Vater musste arbeiten, und die sind dann wieder bei anderen Verwandten in Braun-schweig untergekommen. Ich bin mit meiner Großmutter in Weddel geblieben bis zum Ende des Krieges ...

Unser KLV-Lager löste sich zu Ostern 1945 auf. Ich bin eher abgehauen, weil das Lyzeum Braunschweig in Hohegeiß war. Die ganzen Gymnasien und das Lyzeum waren geschlossen evakuiert. Die Realschulen wur-den nach Vienenburg evakuiert. In kleineren Orten, wo Realschulen waren, kamen die Mädchen zu Familien. Das war auch nicht immer positiv. Mit den Kleinkindern konnten die Mütter fahren, wohin sie wollten, raus aus der Stadt.

Im Januar wurde ich mit der HvF in ein KLV-Lager nach Tanne evakuiert. Im Februar zog meine Mutter ebenfalls nach Tanne. Ich wohnte bei ihr und besuchte nur noch den Un-terricht im Lager. Im November übersiedelte meine Mutter mit meiner Schwester nach Wienrode bei Blankenburg. Da die HvF zuvor nach Altenbrak verlagert worden war, kam ich bis zur Auflösung in ein Lager der Gaußschule in Tanne. [W. Demann]

Meine Mutter, mein Neffe und ich wurden nach Eschede bei Celle evakuiert. Dort waren wir bei einem uns bekannten Bauern unterge-bracht.

Die Züge waren, wenn sie mal fuhren, total überfüllt. Ich selber musste einmal nach Augs-burg fahren. Die ganze Strecke über saß ich auf den Puffern. Bei dem Bauern haben meine Schwester und ich einige Tiefflüge erlebt. Wir haben geholfen Rüben zu ziehen. Wenn die Tiefflieger dann kamen, haben wir uns immer in die Furchen fallen lassen. Uns hat das alles nicht viel ausgemacht. Wir sind mit der ganzen Situation gut zurechtgekommen, wahrschein-lich, weil wir noch so jung waren. [Hartwig]

Ich war zu diesem Zeitpunkt in Gliesmarode stationiert, erhielt Urlaub. Ich verscheuchte die Neugierigen, die um mein Haus standen. Mei-ne Frau sollte nach Lutter am Barenberge eva-kuiert werden, hätte aber nur zwei Kinder mitnehmen dürfen. Sie zog es vor, zu Ver-wandten nach Thüringen zu gehen. Es gab keinerlei Hilfe von staatlichen Institutionen für die Ausgebombten. [Bonewald]

Später wurde ich dann als Hochschwängere evakuiert. Wessen Geburt unmittelbar bevorstand, die kamen nach Hahnenklee, ich allerdings nach Nordhausen und dann nach Zorge, später nach Ellrich. Von hier mussten wir allerdings bald wieder weg, weil man glaubte, »Dora« (die unterirdische V2-Fabrik) könne angegriffen werden.

Unsere Rückkehr nach Braunschweig bei Kriegsende geschah zu Fuß. Viele Brücken waren zerstört, Züge fuhren kaum. Wir liefen 135 Kilometer, weil wir Angst hatten, dass unsere Wohnung weggegeben werden könnte.
[Dreßler]

Mit der Begründung der schwerer werdenden Angriffe wurden viele Menschen evakuiert. Oft handelte es sich um Zwangsevakuierung von Kindern, die ohne ihre Eltern in die umliegenden Dörfer gebracht wurden.

Wir wurden auch evakuiert, wir mussten aufs Dorf, nach Beuchte bei Goslar / Schladen. Wir mussten unsere Wohnung abschließen, packten unsere Rucksäcke und zogen los. Dort im Dorf bekamen wir zwei kleine Zimmer. Zu diesem Zeitpunkt bin ich aus der Schule gekommen.

Im März 1944 wurde ich entlassen und musste dann ins Pflichtjahr. Ich habe mich damals für die Arbeit beim Bauern beworben, obwohl ich ziemlich zierlich war, doch mochte ich die Arbeit dort so gern. Ich kam nach Blumenhagen hinter Edemissen bei Peine. Die Arbeit bei dem Bauern war nicht gerade leicht, aber ich habe mir niemals was anmerken lassen. Nach Beuchte zu meiner Mutter und meinen Geschwistern kam ich erst wieder, als der Krieg fast vorbei war, im April 1945. [Triebel]

Kriegsgefangene, Zwangs- und FremdarbeiterInnen in Braunschweig

Ich habe bei Karges & Hammer zusammen mit einem Ukrainer gearbeitet. Wenn ich den Russen da heimlich was mitgebracht habe, ein paar Kartoffeln, hatten wir einen großen Gasbrenner, da haben wir die gar gemacht. Der Ukrainer hat geschimpft, dass ich dem Russen was gegeben habe. Da hat der geschimpft! Das wurde sogar zum Teil mit Todesstrafe belegt. Aber die Menschlichkeit war doch noch immer da ... da krächte kein Hahn danach.

Ich bin so manches Risiko eingegangen. Berufsbedingt konnte ich mir vom Lagerraum die Schlüssel nehmen. Da war hinten eine Klappe, da habe ich die Klappe hoch gezogen und hab' ein paar Steckrüben rausgeschmissen. Das Dumme war: In dem Augenblick, wo die das bemerkten, da ließen sie Arbeit Arbeit sein und stürzten drauf los. Ich durfte ja noch nicht einmal einem Kriegsgefangenen ein Stück Brot abgeben. Das waren da Russen, die in einem erbarmenswürdigen Zustand waren.
[Gerschler]

Während des Krieges (Datierung unsicher, wahrscheinlich nachdem die Ausgebombten vom Oktober 1944 gegangen waren), waren Polen bei uns in der Kegelbahn einquartiert. Das waren Kriegsgefangene, die tagsüber bei Bauern arbeiteten oder bei Geschäftsleuten (z.B. beim Kohlenhändler). Es gab auch Tschechen und Badoglios (italienische Mussolinigegner). Die durften bei Angriffen nicht in den Keller. Da hatten sie natürlich Angst.

Dann kamen noch 120 Russenfrauen, die in den Hüttenwerken gearbeitet haben. Ich habe mit allen gesprochen, da war niemand, der aufpasste. Wir haben ihnen oft etwas Zusätzliches zu essen gegeben. Sie blieben bis Kriegsende.
[Diedrich]

In einer Nacht wurde ein viermotoriger Bomber beim Überfliegen des Ortes Wolfshagen abgeschossen. Der Bomber flog brennend sehr niedrig über die Dächer und zerschellte kurz hinter dem Ort an einem Schräghang. Am nächsten Tag sahen wir weit verstreut herumliegende Flugzeugteile und Körperteile von den Besatzungsmitgliedern (Bein mit Stiefel usw.). Wir waren sehr betroffen. Kriegsgefangene aus einem in der Nähe gelegenen Russenlager trugen die Körperteile unter entsprechender Bewachung zusammen. Ich konnte einige Tage kein Essen zu mir nehmen, so sehr war ich mitgenommen. Nach ca. 1 Woche wurde die Besatzung ehrenvoll beerdigt.
[Langkopf]

Im Schlosspark haben damals Tschechen den Feuerlöschteich gebaut. Ich habe denen manchmal heimlich Essen gebracht. Die waren sehr nett. Auch in den Bunkern waren einige Ausländer. Ob das Kriegsgefangene waren, weiß ich nicht. Die hatten aber kleine Anstecknadeln mit irgendeinem Zeichen drin.
[Hartwig]

Wir hatten in der Miag Kriegsgefangene zur Arbeit, hauptsächlich Russen. Diese Russen sind an der Grenze durch den deutschen Angriff überrascht worden. Wir hatten 500 Russen in der Miag. Später bekamen wir noch Franzosen und noch später italienische Kriegsgefangene. Aber wir hatten ab 1939 auch Zivilisten aus den Ostgebieten, aus Holland und aus Italien. Wir hatten also Zivilisten und Kriegsgefangene. Ich habe so 40 Mann gehabt, Russen, Holländer, alles. Und in diesen verschiedenen Sprachen musste ich Zeichnungen und andere Sachen erklären. Da habe ich festgestellt: Die Holländer und Franzosen haben viel Sabotage gemacht, die Russen haben gearbeitet wie die Wilden, die waren auch viel intelligenter, die anderen waren schon schwerfälliger. Das war auch eine Belastung. Haben Sie mal so viele Leute und jeder spricht eine andere Sprache! Nun konnte ich ja etwas Französisch, weil ich im Ersten Weltkrieg in Gefangenschaft war, und Italienisch war wohl am leichtesten.

Mittagessen bekamen alle im Werk. Die Italiener bekamen dann auch ihre Makkaroni, Spaghetti usw., wir bekamen Kartoffeln oder so. Und dann sind die Italiener zu uns gekommen, um die Essen zu tauschen.

Die Frauen brachten Mittagbrot. Die gefangenen Russen sahen ja erbärmlich aus. Da war eine Frau, die hat einem Russen einen Apfel gegeben. Das hat einer oben vom Büro gesehen. Die ist vier Wochen ins Straflager gekommen. [Loormann]

Und dann erinnere ich mich an die Gefangenen, die bei der Miag arbeiteten. Bei jedem Alarm waren sie in den Gräben, alles war voll bis hinauf zum Raffteich. Überall in der Feldmark waren die Gefangenen. Wir haben sie vom Garten aus gesehen. Sie durften ja nicht in die Bunker, und da sind sie aus der Stadt hinausgelaufen, weil sie Angst hatten, lebendig begraben zu werden. Es waren Hunderte, Männer und Frauen. Sie hatten schmutzige Kleidung an. Einer hat sich herangetraut, dem gaben meine Eltern heimlich Suppe, ich durfte nichts davon wissen, sonst hätte ich es vielleicht irgendwo erzählt. [Buchheister]

Auf der Freyastraße / Siegmundstraße haben wir Kriegsgefangene gehabt ... Wir hatten drei, vier Kriegsgefangene, die mussten immer die Straßen fegen und aufräumen. Denen haben wir immer ein bisschen Verpflegung zukom-

men lassen. Die Reupers hatten einen Zigarrengroßladen, und da haben die Leute Zigarren und ein bisschen Brot bekommen. Wir haben ein paar Brote geschnitten, gut eingepackt und denen zu verstehen gegeben, dass wir die auf die Mülltonnen legen. Dann haben die sich das eingesteckt. Das haben wir also lange gemacht. [A. Ahrens]

Ich habe den Bunkerbau Kaiserstraße miterlebt. Der ist vorwiegend von französischen Kriegsgefangenen gebaut worden. Die haben Tag und Nacht ihre Schichten geschuftet. Sie kamen bei Alarm nicht in den Bunker. Es gab aber bei Kriegsgefangenenlagern Splittergräben. Solche gab es auch in der Stadt, am Theaterwall zum Beispiel, wo sich heute ein Kinderspielplatz befindet. Ebenfalls an der Katharinenstraße auf einem Teil des alten Friedhofs.

An der Brucknerstraße, wo heute der katholische Kindergarten ist, war früher die Gaststätte »Ostheim«. Die hatte einen großen Saal. Bis etwa 1943 war da auch Vergnügen. Dort verkehrten viele Luftwaffensoldaten vom Flugplatz Waggum. Meine Großmutter arbeitete dort als Garderobiere. Sie wohnte gleich nebenan.

Spätestens Anfang 1943 wurde diese Gaststätte Kriegsgefangenenlager für Russen. Das waren lange, schlanke Kerls. Die kamen vom Langen Kamp durch die Wiesen, wo jetzt die Hans-Sommer-Straße ist. Von irgendeiner Gemeinschaftsküche holten sie in großen Metallkübeln zu je zwei Mann durch die Drasewitzwete das Essen. Die hatten brave Wachmänner, das waren so 50/60-jährige Soldaten, die sie bewachten. Ich habe sie auch einmal angesprochen. Da der Kübel offen war, konnte ich sehen, dass in einer Kartoffelsuppe Steckrüben schwammen. Ich fragte den Russen: »Das müssen Sie essen?« Er antwortete mir auf Deutsch: »Hier ist das Essen gut. Ich war schon in schlechteren Lagern.« Diese Begegnung werde ich nie vergessen. Wo sie arbeiteten, das weiß ich nicht. Sie sahen immer ein wenig schmutzlig aus und stanken nach Läusepulver.

Französische Kriegsgefangene, die ich kennenlernte, waren hingegen immer erstklassig angezogen. Sie bekamen auch Rotkreuz-Pakete. Als ich gegen Ende des Krieges in Wienrode bei Blankenburg war, war neben unserem Wohnhaus in einer ehemaligen Gaststätte solch ein französisches Gefangenenlager. Die Gefangenen arbeiteten in den herzog-

lichen Wäldern. Der Herzog von Braunschweig achtete sehr darauf, dass sie anständig behandelt wurden.

Bis zu einem bestimmten Tag musste das alte Care-Paket weg sein. Dann kam Robert (so hieß ein Gefangener) immer hinten über die Mauer und brachte seine Care-Sachen zu uns. Ich habe ihn Onkel genannt. Er ist vor zwei Jahren gestorben.

Und diese französischen Kriegsgefangenen wurden fast regelmäßig vom Herzog von Braunschweig besucht. Der Herzog war ja ein Gegner der Nazis. Diese Kriegsgefangenen hatten auch Ausgang in schicker französischer Uniform mit Käppi und allem. [W. Demann]

Einmal wurde ein feindlicher Flieger von der Flak in der Nähe des Stadions abgeschossen. Was aus dem Mann wurde, weiß ich nicht. Aus dem Tuch der Fallschirmseide wurde Unterwäsche gemacht. Einmal habe ich auch Kriegsgefangene gesehen, die die Trümmer wegräumen mussten. Die wurden mit der Peitsche angetrieben.

Meine Mutter hatte einmal ein schreckliches Erlebnis: Auf der Hamburger Straße hat sie einen Lastwagen mit Anhänger gesehen, wie man ihn zum Viehtransport benutzt. Darin waren Leute, die wie verrückt schrieten. Erst später hat meine Mutter erfahren, dass es sich um Gefangene handelte, die nach Bergen-Belsen gebracht wurden. Sie durfte nicht darüber reden. [Stecher]

Nicht weit von uns, am Schreiberweg, gab es ein Frauenlager. Diese ausländischen Frauen waren im Flugzeug-Motorenbau in der Nimo tätig (Russinnen). Dort gab es ebenfalls eine Entlausungsanstalt.

Die Russinnen durften nicht in den Bunker. Sie mussten sich bei Alarm auf dem Exerzierplatz versammeln. Deshalb kamen sie uns immer entgegen, wenn wir zum Bunker gingen. [Hanna Gerloff]

Wir hatten vier Fremdarbeiterinnen in der Firma. Das waren Ukrainerinnen. Sie hätten abends wieder ins Lager zurück gemusst, aber der Chef war großzügig, der ließ sie über Nacht hier. Da mussten sie dann oben in der Firma eingeschlossen werden. [Mecke]

Juden in Braunschweig, Widerstand

Ich bin Viertel-Jüdin. Ich bin auch nie im BdM (Bund deutscher Mädel) gewesen. Zu Anfang war das so, dass man sich freiwillig zum BdM melden konnte. Ich war auch nicht an der Front. Am Anfang konnte man freiwillig an die Front gehen.

Ich hatte im Sommer gerade mein Staatsexamen gemacht, und Herbst 1939 brach der Krieg aus. Dass ich mich nicht freiwillig an die Front meldete - es gab eine ganze Menge, die das begeisternd fanden - das war klar. Und nachher, wie man gezogen wurde, da hatte ich das Alter nicht mehr; die wollten an der Front junge Frauen haben, damit die Soldaten da ihre Frauen hatten. Da war ich dann schon über 20 Jahre.

Ich war ein paar Wochen im Lager 21 (Salzgitter-Drütte). Weil ich damals heiraten wollte, kam das dann raus. Mein Vater ist beim Arbeitsdienst gewesen. Er war Halbjude, aber gewusst hat das keiner von uns vorher. Anfang des Krieges, ich musste meine Papiere zusammenkriegen, hat er ein paar Ärzte gefunden, die ihn tauglich geschrieben haben. Sonst hätte er ja irgendwann seinen arischen Nachweis erbringen müssen. Mein Vater ist nach dem Krieg gestorben.

Ich hatte auch wieder Glück gehabt: Ich brauchte zur Heirat ja Papiere, das war 1941. 3 Wochen war ich im Lager 21. Ich hatte ihm geschrieben, dass ich meine Papiere brauche. Ob er das nun irgendjemandem erzählt hat, weiß der Himmel. Er wurde dann sofort an die Front geschickt.

Er hatte aber einen Freund, der war hier bei der SS, ich kannte den auch sehr gut. Da hat er dem geschrieben, falls ihm was passierte, möchte er sich um mich kümmern. Der war bei der SS, die die Leute in diese Lager verfrachteten. Ich hatte mich vorher schon ein paar Mal mit ihm getroffen, und dann hat er zufällig bei sich im Büro meine Papiere gefunden. Der hat dafür gesorgt, dass das auf seinem Schreibtisch landete. Dann hat er mir wirklich in diesem Fall geholfen, und der Kumpel, der mit bei ihm im Zimmer war, dem hat er gesagt: »Gehst du mal einen Moment raus; ich wollte mal ein bisschen mit ihr reden«. Und dann sagte er mir: »Hör zu, mach kein Theater. Du könntest Widerspruch einlegen. Mach das nicht. Solange ich dich hier habe, kann ich was für dich tun. Aber sowie es jemand anders in

die Finger kriegt, habe ich keinen Einfluss mehr.« Und daraufhin habe ich auch nichts unternommen. Er sagte: »Ich hole dich nach ein paar Wochen wieder raus«, und das hat er auch gemacht ...

Ich war auch auf dem Wall. Da steht ja noch so ein Bunker, aus dem man Wohnungen gemacht hat. Aus dem in der Methfesselstraße hat man ja auch Wohnungen gemacht. Da war ich auch mal drin. Da war auch so ein Biest, so ein Bunkerwart. Mein Vater sagte manchmal: »Mensch, halt deine Klappe, du fällst noch mal rein!« Ich habe mir eigentlich nie was gefallen lassen. Es hat mich auch nicht gestört, ich bin nun mal nicht arisch. Was soll's. Mich hat ja keiner gefragt, ob ich geboren werden wollte. Zumal mein Großvater ein getaufter Jude war, daher hat das kein Mensch gewusst. Erst nachdem wir die Papiere wollten, da kam das natürlich raus ...

Der erste Polizeichef in Braunschweig nach Kriegsende hatte vor Kriegsende eine jüdische Frau. Sie wohnten auf der Fasanenstraße. In der Nachbarschaft wurden Lebensmittel verteilt. Ich habe auch manchmal was hingebacht. Diese Frau bekam keine Lebensmittelmarken. Eine Frau auf der Straße hat das dann noch verraten. Ein Vierteljahr vor Kriegsende sollte die noch abgeholt werden. Da hat sie gebeten, ob sie sich umziehen dürfe, ist nach oben gegangen und aus dem Fenster gesprungen und war tot. Und ihr Mann war wohl auch bei der Polizei gewesen, den hat man dann nach Kriegsende als Polizeichef hier eingesetzt. Der sagte: »Ich übernehme den Posten. Aber ich räche mich.« Das hat den Engländern aber nichts ausgemacht. Diese Frau, die Verräterin, und andere haben gesagt: »Der holt uns weg«. Und die wurden weggeholt. [A. Ahrens]

Der Umgang mit Juden war verboten. Meine Großmutter mütterlicherseits hatte viele jüdische Bekannte. Einer von ihnen war noch Anfang der 30er Jahre Einkäufer bei den »Reichswerken Hermann Göring« in Salzgitter-Watenstedt. Dieser Herr Krettingen hatte große Tapferkeitsauszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg. Er ging bei meinen Großeltern ein und aus.

Mein Großvater hatte mit Juden nicht so viel am Hut. Meine Großmutter hat nur positive Erfahrungen mit jüdischen Kaufleuten gemacht. Wegen des Kontaktes mit jüdischen Bekannten, zum Teil bis 1938, wurde meine Großmutter auch einmal von einem mir be-

kannten Malermeister in SA-Uniform vor dem Haus meiner Großeltern gestellt und beschimpft: »Frau ..., ich werde Sie anzeigen. Sie verkehren mit Juden in ihrem Haus«.

Als meine Großeltern ausgebombt waren und nach dem Kriege in einem Zimmer zur Untermiete wohnten, kam dieser bekannte Jude noch einmal zu meiner Großmutter und bedankte sich bei ihr für ihr Verhalten in der NS-Zeit.

Am Morgen nach der Reichspogromnacht bin ich sehr wahrscheinlich zufällig mit meiner Großmutter in die Stadt gegangen. In den jüdischen Geschäften mussten die Vandalen gehaust haben. Die Mehrheit der Bevölkerung ist eisig schweigend daran vorbei gegangen, ein deutliches Zeichen, dass sie sich nicht mit diesen Untaten identifizierte. [W. Demann]

Aber was mich bedrückt hat, waren die Juden, die durch die Stadt getrieben wurden. Das war schon einige Jahre früher. Hinter dem Lyzeum (Kleine Burg) war ein Gartengrundstück, dort waren die Geräte aufbewahrt. Von dort aus wurden dann die Juden zur Arbeit getrieben. Mein Vater war gegen die Nazis, der wollte die Fahne nicht grüßen. Oft hat er mit mir einen Umweg gemacht, damit er nicht an der Fahne vorbei musste. [Mecke]

Zum Beispiel: Hielt eine Frau ihren Judenstern zu, als sie bei uns einkaufte, habe ich ihr mehr Geld herausgegeben, als sie mit gegeben hatte. [Labus]

Empfindungen und Gefühle während der Angriffe und danach

Ich hatte Angst, meine Angst nahm zu, wenn die Luftlagemeldungen für Braunschweig über Drahtfunk kamen ...

Ich hatte das Gefühl: So wie es war, wird es nicht wieder. Meine Eltern haben während der Inflation geheiratet und hatten bis zu meiner Konfirmation ihren Haushalt schön eingerichtet. Dann kam der Krieg. Ich habe sehr viel geweint, weil ich das Gefühl hatte, meine Jugend ist vorbei ...

Mein Zorn und meine Wut richteten sich gegen die Menschen, die diese Angriffe flogen:

Die Amerikaner bei Tag und die Engländer bei Nacht. [Stock]

Da hatte man keine Gedanken und Gefühle mehr. Ich kann auch nicht sagen, dass ich wahnsinnige Angst gehabt hätte. Man war, wahrscheinlich durch unsere Erziehung, sehr diszipliniert. Man hatte zwar Angst, aber man hat es nicht gezeigt ...

Im Grunde genommen haben erst mal alle unter einem gewissen Schock gestanden. Das ist eine wunderschöne natürliche Reaktion. So ein Schock schirmt davor ab ins Feuer zu laufen. [W. Demann]

Wut? Kann man nicht sagen, Angst schon eher. »Hoffentlich passiert nichts« und so. Wir sind darauf geschult worden, dass was passierte, wir hatten Krieg! Und: »Opfer müssen sein!« [Gerschler]

Ich hatte eigentlich nie Zeit, Angst zu haben. Ich hatte mehr Wut. Die meisten hatten Wut. [A. Ahrens]

Meine Einstellung war: Die armen, armen Menschen! Wann endlich geht dieser Krieg zuende? Vielleicht wurde er deswegen so verlängert, weil die Führung selbst nur überleben wollte. [Dreßler]

Die Leute haben sich gefreut, dass sie überlebt haben. Deswegen konnte ich gar nicht an Wut denken, Sachwerte waren damals nicht so wichtig. [Kuhn]

Meine Einstellung gegenüber den feindlichen Bombern: Man soll nicht nach rückwärts sehen. [Mecke]

Glaube an den Endsieg: Da gab es ein unheimliches Gerücht, nachdem die Amerikaner schon da waren. Es hieß, vor Magdeburg wird die Wunderwaffe eingesetzt. Von dort hörten wir auch ein merkwürdiges Grummeln. Aber dann war es doch nichts. [Diedrich]

Meine Gedanken beim Angriff waren folgendermaßen: Ich habe schon den Ersten Weltkrieg mitgemacht und wusste schon mit solchen Sachen Bescheid. Ich habe mir nur gesagt: »Wie ist so etwas möglich? Wie kann das jetzt wieder kommen?« Und das ist so furchtbar, wie die das gemacht haben. Die haben erst Brandbomben geschmissen. Wenn dann die Menschen löschen wollten, dann kamen die Flugzeuge mit den Sprengbomben. [Loormann]

Ich war beim Jungvolk und hielt dies für eine tolle Truppe. Aber Hass gegen die bombardierenden Alliierten hatte ich nicht ...

Die Luftangriffe waren sinnlos wie der ganze Krieg. Schließlich dürfen wir nicht vergessen, dass wir angefangen haben. Der erste Angriff auf London war ja auch gegen die Vorschriften gewesen. [Kuhn]

Ich fing an, auf die Verantwortlichen in der Regierung böse zu werden. Besonders nach dem Angriff des 14./15. Oktober habe ich gedacht: Das kann doch alles nicht in Ordnung sein. Man muss dazu wissen, dass wir ja ganz anders erzogen waren. Als damals 14-jähriges Mädchen stellte ich mich sogar einmal gegen meine Mutter, indem ich ihr sagte: »Ich zeige dich an, wenn du mich dort nicht hingehen lässt.« [Knörich]

Was soll ich zum Endsieg sagen, darüber haben wir uns eigentlich kein Kopfzerbrechen gemacht. Als es dann hieß: »Kämpfen bis zum letzten Mann« und die Amerikaner waren schon im Rheinland, da war es praktisch schon zu Ende. Und die haben immer noch gekämpft in Berlin, das war Blödsinn. Wir haben erlebt, wie sie die 14-jährigen Jungen noch losgeschickt haben aus dem Dorf. [Triebel]

Mein Vater hat immer über den Wahnsinn geschimpft, so dass einmal bei einem Spaziergang Frau Kesselring (die Frau eines Cousins des gleichnamigen Generals) an der Kehrbeeke zu ihm gesagt hat: »Reden Sie leise!«

Wir kannten folgenden Gedicht:

Lieber Tommy, fliege weiter,
lass in Ruh die Ruhrarbeiter,
fliege weiter nach Berlin,
denn die haben JA geschrien! *
[Labus]

(* Bei der Goebbels-Rede im Sportpalast in Berlin auf die Frage: »Wollt Ihr den totalen Krieg?«)

Beispiele für das Verhalten in Ausnahmesituationen

Am Rudolfplatz habe ich einmal etwas Schreckliches erlebt. Ich fuhr mit einer Nachbarin zum Bunker Madamenweg. Ihr kleines Kind hatte ich auf dem Arm. Plötzlich stürzte

ich, das Kind fiel auf den Boden. Die Nachbarin schimpfte ganz fürchterlich, weil ich das Kind hatte fallen lassen. Und dann fuhr sie einfach weiter, ohne sich um mich zu kümmern. Das war nicht richtig von ihr, ich war doch erst 13 oder 14 Jahre alt. Ich stand da und konnte mein Fahrrad nicht bewegen. Zum Glück kam ein Soldat vorbei, der hat mit seiner Taschenlampe geleuchtet und gesehen, dass da ein Draht war, der sich um mein Fahrrad gewickelt hatte. Den hat er abgemacht, und dann hat er mir gesagt, ich solle zum Okerbunker fahren, zum Bunker am Madamenweg war es schon zu spät. [Buchheister]

Im Querumer Forst ist ein Flugzeug nach einem Luftkampf abgestürzt. Am nächsten Morgen war ich gleich am Ort und habe die Toten und das Wrack gesehen. Ich habe es fotografiert, aber nur die abgebrochenen Bäume, nicht die Toten. [Labus]

Mein Vater war im Ersten Weltkrieg verletzt worden, wurde deshalb nicht eingezogen. Er half immer, wenn Brandbomben in die Häuser gefallen waren, bei den Aufräumarbeiten. [Buchheister]

Mein Mann kam auf Urlaub, als wir ausgebombt waren. Er hat den Keller ausgegraben, weil da noch unsere Kohlen für den Winter lagen. Einen Handwagen voll konnte er mitnehmen; als er am nächsten Tag wiederkam, war der Keller leergeräumt.

Meine Schwester habe ich nach Hahnenklee gebracht, damit sie dort entbinden konnte. Ihr Mann war kurz vorher gefallen. Wir haben dann alle in einer Einzimmerwohnung in Lehndorf gewohnt bis 1949. Dort sind wir immer in den Keller des Aufbauhauses gegangen, ich habe Angst gehabt. [Mecke]

Durch meine schnelle Reaktion habe ich oft mithelfen können, Gefahren abzuwenden, z.B. bei der Räumung von Brandbomben oder der Rettung von Verschütteten. Mit meinen 14 Jahren habe ich die Gefahren, in die ich mich begab, gar nicht gesehen. Ich hatte immer den Ehrgeiz noch etwas zu ändern. Bei einer Hilfsaktion bin ich aus dem 4. Stock abgestürzt. Wie durch ein Wunder wurde ich nur leicht verletzt. Ich habe eine Auszeichnung in Form eines Buches dafür erhalten. Auch heute bin ich noch über jeden Menschen froh, dem ich als junger Mensch habe helfen können.

[Knörich]

Da war ein altes Ehepaar, das ganz oben wohnte. Und die ganze Vorderwand war weggerissen, man sah das Schlafzimmer, und die alten Leute saßen zitternd vor Angst auf ihren Betten. Kein Mensch wusste, wie man die da runterholen konnte, keine Feuerwehrleiter war so lang, um die herunter zu bekommen. Das hat ziemlich lange gedauert, bis die Feuerwehr was gefunden hatte. Wie sie die dann heruntergebracht haben, hatte ich meine Umhängetasche mit den Lebensmittelmarken und ein bisschen Geld drin an einen Gartenzaun gehängt. Dann kamen die Alten in Woldecken gewickelt, sie waren nicht verletzt, aber natürlich geschockt. Da hat mir einer die Tasche geklaut. Das Geld war nicht so wichtig, aber die Marken, da hatte ich 4 Wochen keine Lebensmittelmarken. Das war schlimm.

Ich habe mir das dann bestätigen lassen und habe mir immer irgendwo etwas holen können. Wenn gerade Bombenangriffe waren, konnte man als Schwester hingehen und sich ein bisschen Zusatzverpflegung holen. Im Lazarett haben wir auch etwas bekommen, aber wir konnten unseren Soldaten das doch nicht wegessen. Mit Rizinusöl haben wir Puffer gebacken. [A. Ahrens]

Als ich 1945 Soldat war, bekam ich ein Telegramm von meiner Mutter: »Sind ausgebombt«. Ich lag in Hannover, das war ja nur ein Katzensprung. Urlaubssperre, war gar nicht dran zu denken. Aber der Chef, der sagte: »Passen Sie auf: Ich darf Ihnen keinen Urlaub geben. Wenn ich Sie jetzt freilasse, wegschicke, Sie werden auf dem Bahnhof erwischt, sind Sie dran, bin ich dran. Aber wenn Sie mit dem Fahrrad kommen und Sie zeigen mir das Fahrrad, dann gebe ich Ihnen Wochenend-Auslauf für Hannover. Aber ich gebe Ihnen keinen Urlaub nach Braunschweig rüber.« Dann habe ich mir von einem Bauern für eine Viertelstunde das Fahrrad geliehen, habe dem das gezeigt. Dann bin ich zu Fuß zur Autobahn und per Anhalter übergekommen und wieder per Anhalter zurückgefahren. Das war über die Osterfeiertage, dass ich dann hier war, praktisch die letzten Tage im Krieg. [Gerschler]

Das Räumkommando der Feuerwehr hat Vermisste gesucht. Die älteren Männer, die nicht eingezogen waren, gehörten dem Volkssturm an und mussten sich an den Sucharbeiten beteiligen. [Triebel]

Ausländer durften doch nicht in die Keller - da habe ich nicht nach gefragt. Es hat mir auch nie einer was gesagt. Wenn wir Krankenschwestern unterwegs waren, hatten wir immer eine Tasche mit Verbandmaterial mit. Mir passierte auch, dass unterwegs jemand fragte, ob ich nicht eine Kopfschmerztablette habe. Ich habe schon gewusst, dass das Ausländer waren, schon wegen der Kleidung. Aber daraus habe ich mir nichts gemacht.

Auf der Wendenstraße wohnte ein Ärztehepaar, die haben viele dieser Ausländer behandelt. Die hatten dann wirkliche Schwierigkeiten. Beide haben sich vor Kriegsende das Leben genommen, die hätten die Nazis wohl weggeholt. Ich weiß leider den Namen nicht mehr. (Dr. Salomon, Hg.) [A. Ahrens]

In den letzten Wochen des Krieges kamen Männer, die immer in Uniform rumliefen, in die Werkstatt. Da mussten wir zusammenkommen und die sagten: »Leute, lasst euch nicht beirren! Adolf Hitler, der siegt! Wir haben Geheimwaffen, die setzen wir zuletzt ein.« So wurde geredet. Wir durften nichts sagen. Man konnte nicht mal dem Nachbarn trauen. Ich habe Kollegen gehabt, die kamen in Uniform zur Arbeit. Ein Kollege kam auf einmal in Zivil. Er wollte die Uniform nicht mehr anziehen, weil er ausgebombt war.

In der Werkstatt durfte man nicht sagen: »Wir verlieren« oder dass man solche Nachrichten gehört hat. Sogar im Haus war das so. Da war mal ein Gespräch im Luftschutzkeller, da hatte eine Frau gesagt: »Vorige Woche haben sie ja da und dort bombardiert.« Da sprang eine andere Frau gleich vor und sagte: »Woher wissen Sie das, Feindradio gehört? Machen Sie das nicht wieder, sonst melde ich das!« So war das im Hause ...

Meinen Jungen wollten sie mir auch wegnehmen. Der war 15 Jahre alt. Meine Frau ging nicht gern in den Bunker. Mein Junge ging damals noch zur Schule, der ging dann mit ihr zum Bunker. Ich war im Werk. Da kommt er mit seiner Mutter in den Bunker rein, da sagt der Bunkerwart zu ihm: »Du kommst hier nicht rein! Du scherst dich nach oben!« Mein Junge sagte, er würde bei seiner Mutter bleiben. Dann ist der Wart tötlich geworden und mein Junge hat sich gewehrt. Meine Frau und mein Sohn mussten dann sofort während des Angriffs diesen Bunker verlassen. Dieser Bunkerwart war von mir ein Arbeitskollege, wir haben immer sehr gut zusammen gearbeitet.

Wie meine Frau mir das erzählte bin ich zu ihm gegangen und wollte eine Erklärung. »Das ist dein Sohn?« sagte der, »ich habe die Papiere schon hier. Der kommt weg.« Er hat es dann aber nicht gemacht, sonst hätten sie meinen Sohn weggeholt, nur weil er mit seiner Mutter zusammensein wollte. [Loormann]

Von deutschen Luftangriffen auf andere Länder und Städte gewusst / nichts gewusst

Auch ohne Radio London waren uns Luftangriffe auf andere Länder bekannt. Schon vorher in den 30er Jahren, vor dem Krieg, der Luftangriff der deutschen Luftwaffe auf Guernica, Spanien. Das war die »Legion Kondor«. Meine Tante, die hatte einen Freund, auch ihre Freundinnen irgendwelche von der »Legion Kondor«, das war damals hier. Und Coventry, das ist ja auch von Goebbels laut ausposaunt worden. Der hat dann auch gesagt, da kam dieses böse Verb auf, »Wir werden jede englische Stadt coventrieren.«

Nachher konnte man immer den Wehrmachtsbericht hören. Ein stereotyper Satz war: »Unsere Luftwaffe bombardierte erfolgreich La Valetta auf Malta.« Die haben solange »erfolgreich bombardiert«, bis wir den Krieg verloren haben. [W. Demann]

Über deutsche Luftangriffe auf andere Länder weiß ich nicht viel, nur über England. Göring hat damit angefangen. Der hat sich hingestellt und gesagt: »Wir radieren die Städte in England weg. Und wenn ein Flugzeug über Deutschland kommt, will ich Meier heißen.« [Loormann]

Heute denke ich, Luftangriffe sind ein Verbrechen, welches sich die Bomberbesatzungen immer ins Gedächtnis rufen sollten. Die deutschen Luftangriffe auf England waren ebenso ein Verbrechen gegen die Menschen, besonders gegen die Zivilbevölkerung. [Langkopf]

Wir hatten kein Radio, es gab eigentlich gar nichts. Bei meiner Freundin, bei der ich täglich war, stand ein Volksempfänger, und da kam es dann immer durch, dass jetzt Luftangriffe über England usw. waren und wie dort alles zerbombt wurde. [Triebel]

Erst nach dem Krieg habe ich von den Luftangriffen auf England, von dieser Schweinerei erfahren, als wir uns einen Fernseher kauften. Vorher wurde nicht davon gesprochen.

[Buchheister]

Schon im Jungvolk gesungenes Lied, so oder ähnlich der Refrain:

Hört ihr die Motoren singen,
ran an den Feind.
Hört ihr's in den Ohren klingen,
ran an den Feind.
Bomben, Bomben,
Bomben auf Engeland.

[Friedrich]

Spätfolgen der Bombenangriffe

Ich habe das total sublimiert. Am Anfang haben mich die Sirenen schon gestört, aber da ich immer auf meinen Schulen eine Sirene hatte, habe ich mich daran gewöhnt, genauso wie ich im Krieg daran gewöhnt war.

Ich hatte mal eine Aversion, ich bin im Februar 1945 noch am Karabiner und am leichten Maschinengewehr ausgebildet worden, wir sollten ja Großdeutschland retten. Ich

bin seit über 10 Jahren Jäger. Ich habe viele Waffen und schieße gerne, also ich habe das überwunden, aber es kommt manchmal vor, dass ich nachts noch von Angriffen träume. Ich träume manchmal noch, wie ich im Zug war, eine Kleinbahn von Braunschweig Nordost, hinter Voigtländer lang, durch die Buchhorst, und es war Alarm. Bei Voigtländer kriegten wir dann furchtbar Zunder. Der Lokführer fuhr glücklicherweise weiter, es gab ein paar Sprengbomben und dann lagen wir unter den Bänken, über uns ein paar Scherben und es ballerte, da habe ich mal so richtig Schiss gehabt.

[W. Demann]

Ich kriege heute oft noch Träume. Die Füße, die bleiben im Traum immer noch stecken. Ich will fliehen, kann nicht! Schleppe mich so ganz ...

[Gerschler]

Beim ersten Probealarm nach dem Krieg bin ich in den Keller gerannt.

[Stecher]

Lange Zeit habe ich geträumt, vor allem, wenn es etwas Derartiges im Fernsehen gab. Ich hatte dann im Traum meine Kinder auf dem Arm und habe meinen Mann gesucht. Wir wurden von Bombern verfolgt, die uns zerschmettern wollten.

Ich wollte als junges Mädchen vier Kinder

Der Bombenkrieg 1940

Verhältnis der Verluste

(Nur einwandfrei feststehende Abschüsse sind hier berücksichtigt)



	Flugzeuge			Mannschaften		
	Deutsch	Britisch	Verhältnis	Deutsch	Britisch	Verhältnis
16. Juni–7. Aug.	285	53	5,4:1	738	53	13,9:1
8.–31. Aug.	1079	295	3,7:1	2230	153	14,6:1
Zusammen:	1364	348	3,9:1	2968	206	14,4:1

haben, damit mir immer noch Kinder bleiben, wenn welche im Krieg umkommen. Ich wollte auch keine Jungens haben, das hatte ich ja erlebt, dass Jungens nicht wieder nach Hause kommen. Ich wollte auch den Führerschein so bald wie möglich machen, damit ich fliehen könnte, wenn die Russen kommen. Und mein Mann sollte auch nicht in den Krieg müssen.

[Buchheister]

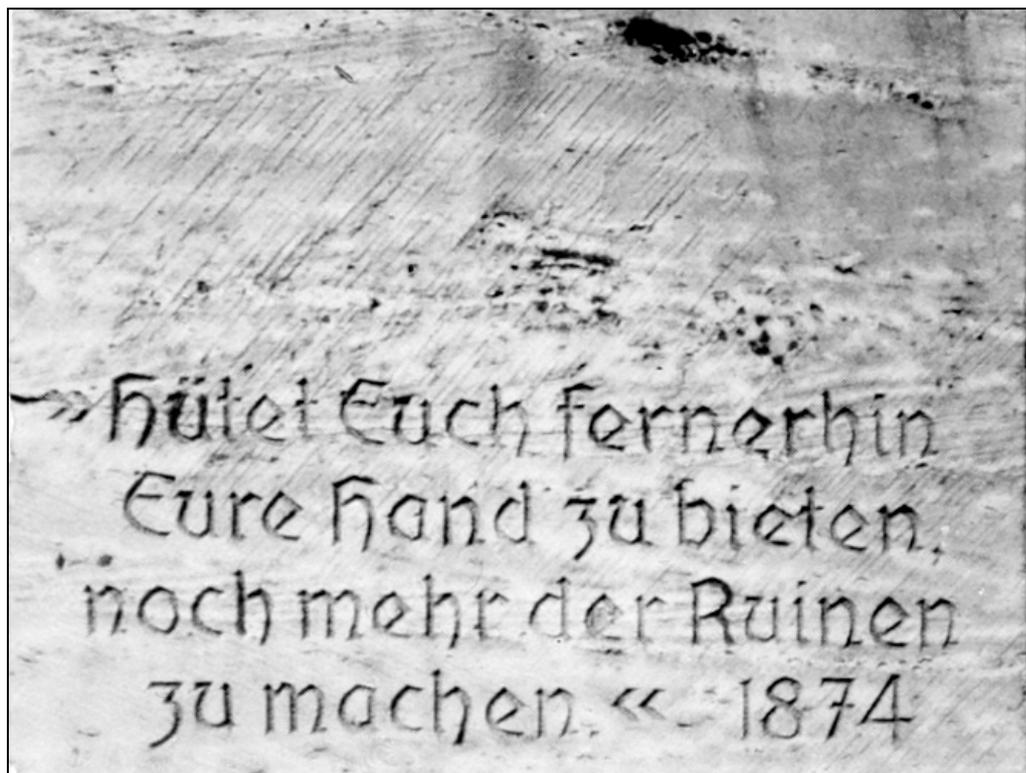
Ich verurteile alle Bombardierungen. Grundsätzlicher Standpunkt: Nie wieder Krieg. Ich bin aber pessimistisch, was die künftige Entwicklung anbetrifft.

[Bonewald]

Natürlich hatten wir Angst, wir hatten immer Angst, das ist gar keine Frage. Meine ältere Schwester ist während dieser Zeit gemütskrank geworden. Sie war dem Ganzen völlig hilflos ausgesetzt.

[Knörich]

Wilhelm-Raabe-Gedenkstein auf dem Magnikirchplatz



Reichsgesetzblatt

Teil I

1939

Ausgegeben zu Berlin, den 6. September 1939

Nr. 168

Tag

Inhalt

Seite

5. 9. 39

Verordnung gegen Volksschädlinge.....

1679

Verordnung gegen Volksschädlinge. Vom 5. September 1939.

Der Ministerrat für die Reichsverteidigung verordnet mit Gesetzeskraft:

§ 1

Plünderung im frei gemachten Gebiet.

(1) Wer im frei gemachten Gebiet oder in freiwillig geräumten Gebäuden oder Räumen plündert, wird mit dem Tode bestraft.

(2) Die Aburteilung erfolgt, soweit nicht die Feldkriegsgerichte zuständig sind, durch die Sondergerichte.

(3) Die Todesstrafe kann durch Erhängen vollzogen werden.

§ 2

Verbrechen bei Fliegergefahr

Wer unter Ausnutzung der zur Abwehr von Fliegergefahr getroffenen Maßnahmen ein Verbrechen oder Vergehen gegen Leib, Leben oder Eigentum begeht, wird mit Zuchthaus bis zu 15 Jahren oder mit lebenslangem Zuchthaus, in besonders schweren Fällen mit dem Tode bestraft.

§ 3

Gemeingefährliche Verbrechen

Wer eine Brandstiftung oder ein sonstiges gemeingefährliches Verbrechen begeht und dadurch die Widerstandskraft des deutschen Volkes schädigt, wird mit dem Tode bestraft.

Berlin, den 5. September 1939.

Der Vorsitzende
des Ministerrats für die Reichsverteidigung

Görring
Generalfeldmarschall

Der Generalbeauftragte für die Reichsverwaltung
Fried

Der Reichsminister und Chef der Reichskanzlei
Dr. Lammers

§ 4

Ausnutzung des Kriegszustandes als Straffähigung

Wer vorsätzlich unter Ausnutzung der durch den Kriegszustand verursachten außergewöhnlichen Verhältnisse eine sonstige Straftat begeht, wird unter Überschreitung des regelmäßigen Strafrahmens mit Zuchthaus bis zu 15 Jahren, mit lebenslangem Zuchthaus oder mit dem Tode bestraft, wenn dies das gesunde Volksempfinden wegen der besonderen Verwerflichkeit der Straftat erfordert.

§ 5

Beschleunigung des sondergerichtlichen Verfahrens

In allen Verfahren vor den Sondergerichten muß die Aburteilung sofort ohne Einhaltung von Fristen erfolgen, wenn der Täter auf frischer Tat betroffen ist oder sonst seine Schuld offen zugab liegt.

§ 6

Geltungsbereich

Die Vorschriften dieser Verordnung gelten auch im Protektorat Böhmen und Mähren, und zwar auch für Personen, die nicht deutsche Staatsangehörige sind.

§ 7

Schlußbestimmungen

Der Reichsminister der Justiz erläßt die zur Durchführung und Ergänzung dieser Verordnung erforderlichen Rechts- und Verwaltungsvorschriften.

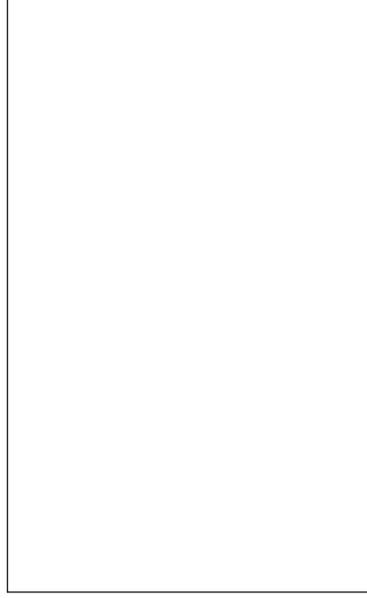
Wir über uns:

Das Friedenszentrum Braunschweig wurde am 20. März 1987 gegründet. Seit 1988 arbeiten wir in mehreren von der Stadt gemieteten Räumen.

Unser Symbol, die über ein Haus fliegende Taube, macht deutlich, dass wir uns langfristig die Errichtung eines Braunschweiger Friedenshauses erhoffen. Ein solches Haus ist in einigen Orten der Bundesrepublik Deutschland bereits Wirklichkeit geworden.

Sie können bei uns Literatur und Videos (Dokumentationen und Filme) ausleihen.

Wir haben bislang 32 Ausstellungen zu Krieg und Frieden gezeigt.



Unsere Arbeitsschwerpunkte:

- Vortragsreihe „Wege zu einer Kultur des Friedens“ in der Volkshochschule
- Ausstellungen über Kriege und Friedensarbeit
- Vorträge „Globalisierung und ihre Folgen“
- AG Gedenkpunkte in Braunschweig
- Mitarbeit im Braunschweiger Bündnis für Frieden
- Dokumentation der Geschichte der Friedensbewegung

Wir setzen uns ein für:

- die Förderung des Zivilen Friedensdienstes zur Verhinderung von militärischen Konflikten
- den Abbau von Militär und Rüstung
- die Abschaffung von Atomwaffen und Atomindustrie
- den Abbau bzw. das Verbot von Waffenexporten
- Friedenserziehung
- Völkerverständigung



Unsere Ziele:

- Einhaltung der Menschenrechte
- Kontinuierliche Friedensarbeit
- Förderung von Toleranz und Gerechtigkeit
- Abbau militärischen Denkens
- eine Welt für alle

Sie können helfen:

Besuchen Sie die unsere Vorträge, Seminare und Gesprächsabende. Für Interessierte bieten wir jeden Dienstag von 17 bis 19 Uhr einen Kennenlerntermin in unserem Büro an.

Wir benötigen dringend Spenden oder Ihre Mitgliedschaft. Wir sind als gemeinnütziger Verein anerkannt.

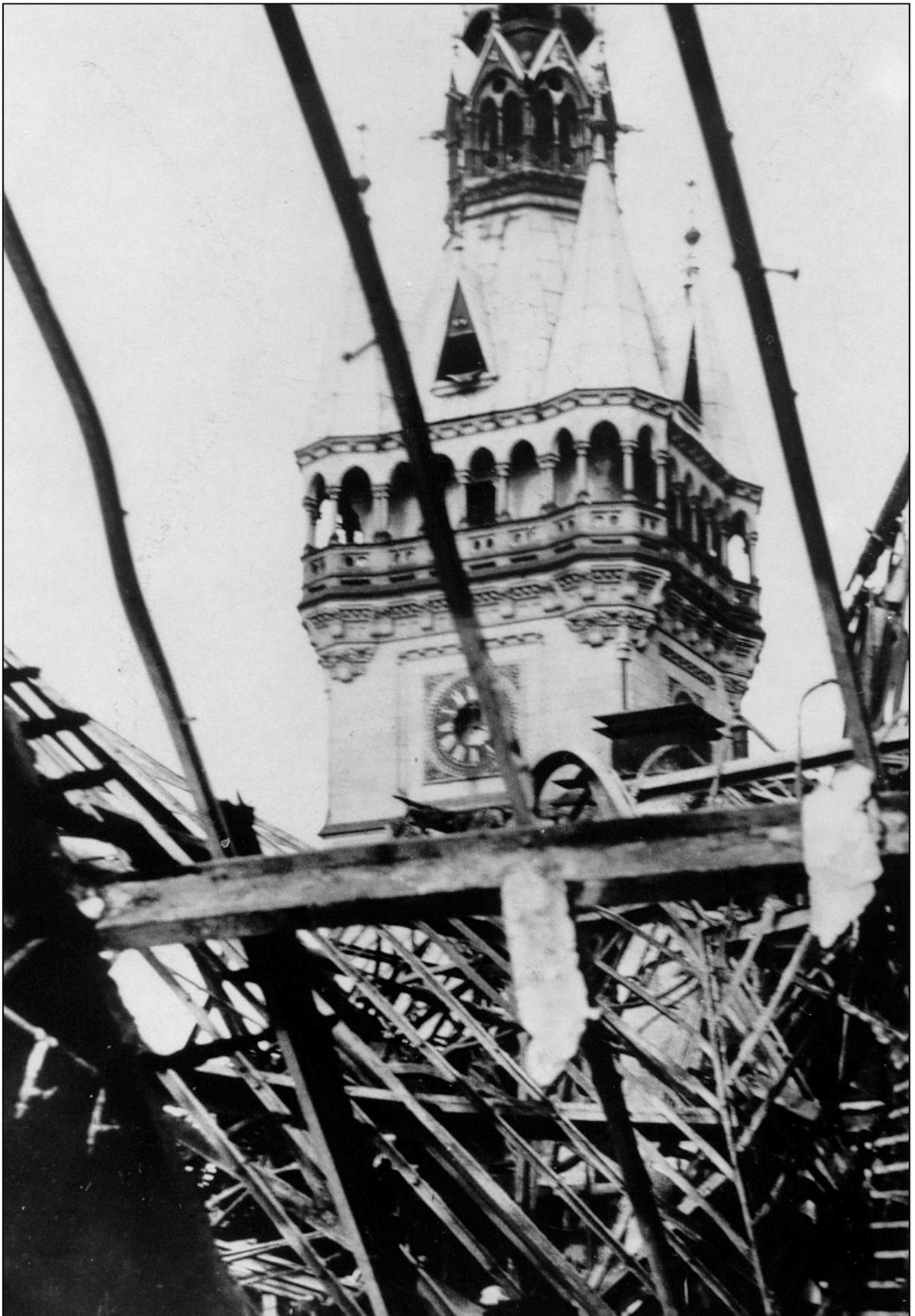
Veröffentlichungen:

Braunschweig im Bombenkrieg,
3 Bände, 1993 - 95, je 13 Euro
Frauen und Krieg, 2000, 8 Euro

Bildteil



Wasserkette in der Wiesenstraße



Rathaus



Bohlweg, Katharinenkirche, Hagenmarkt-Apotheke (noch leicht zerstört)



Hagenmarkt-Apotheke, Wendenstraße, 1946

Markthalle, vom Hagenmarkt aus, schon aufgeräumt





Andreaskirche (Nachkriegsaufnahme)



Alte Waage und Haus Wollmarkt 1 vor der völligen Zerstörung



Sack / Vor der Burg (heute steht dort der Ringerbrunnen)

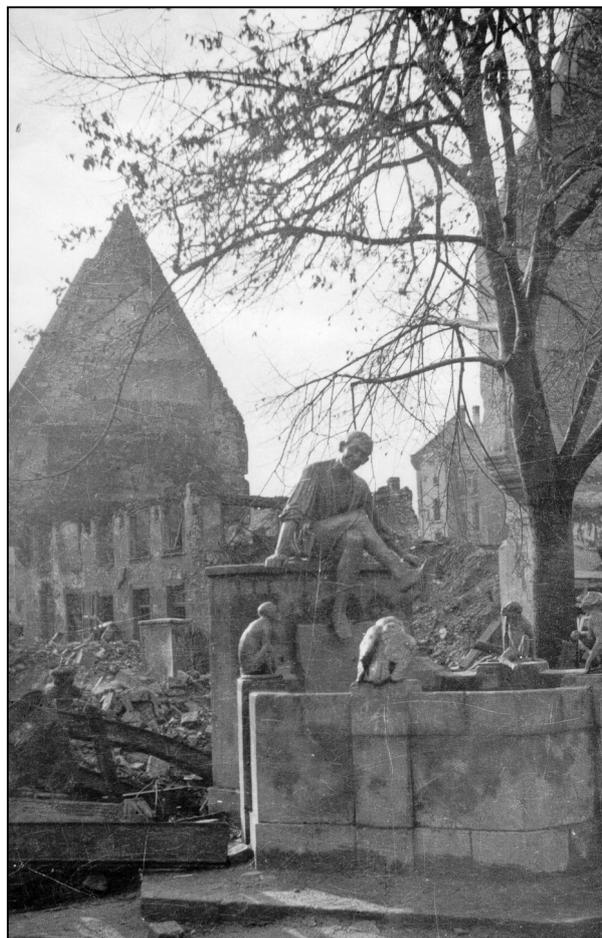
Lange Straße, vom Radeklint aus (Nachkriegsaufnahme)





Neue Straße / Ecke Sack, Fa. Schuchhard

Till-Eulenspiegel-Brunnen mit Blick auf die Scharnstraße (Oktober 1944)





Radeclint, Petrikirche, Luftaufnahme aus der Nachkriegszeit

Gewandhaus, Altstadtmarkt, Altstadtrathaus (Nachkriegsaufnahme)





Magnikirche



Riddagshausen, Klostergang, 27.9.1943

Herzogin-Elisabeth-Straße 26/27, Blick auf Schillerstraße (heute Schlegelstraße)



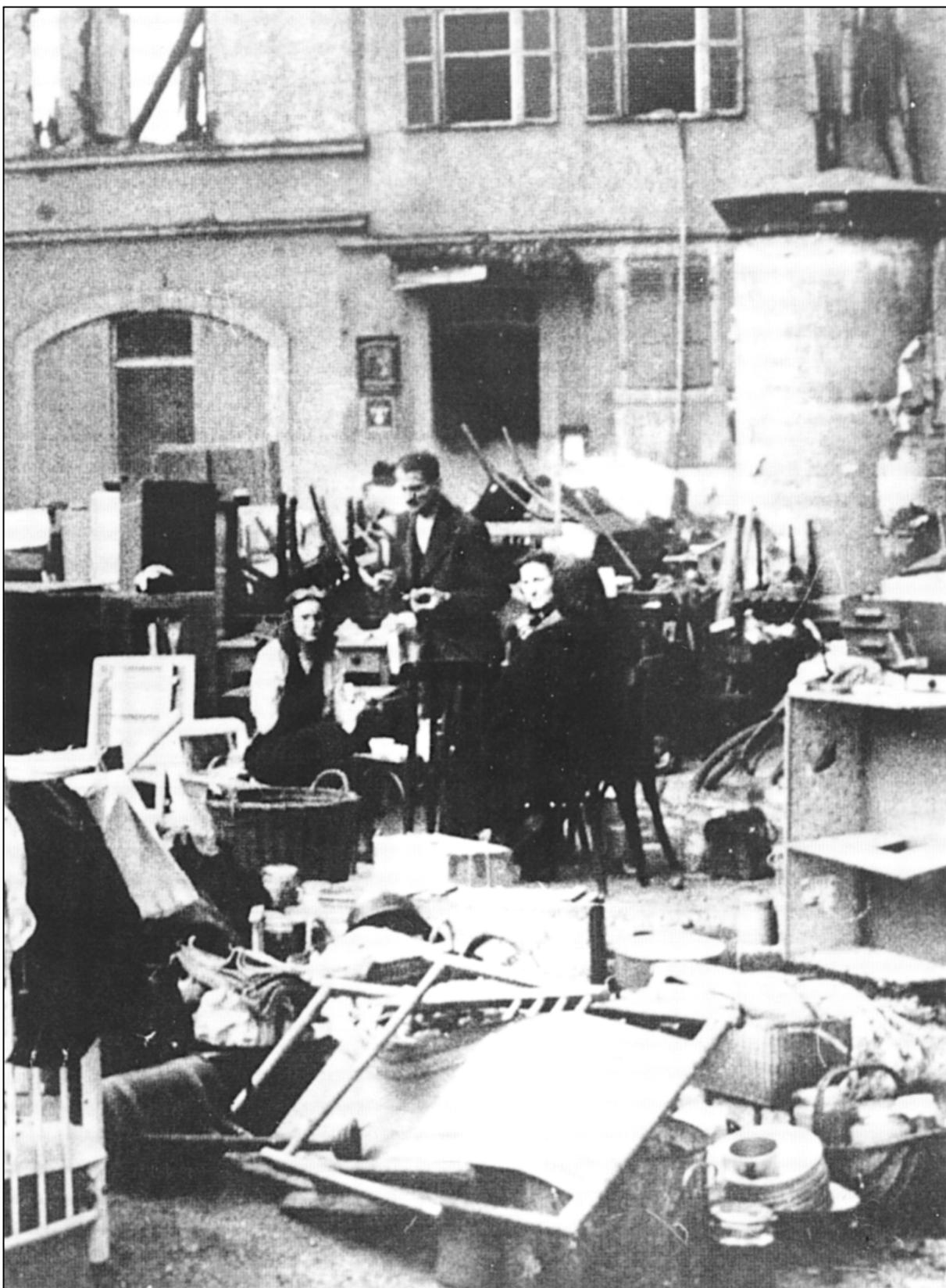


Blick vom Damm / Bohlweg zum Rathaus

Riddagshausen, Einfahrt Klostergang

Riddagshausen, An der Wabe 2 A (heute Friedensallee 69)





Hans Kilian: »Letzte Habe«, Stuttgart 1944
(Diese und nächste Seite: Fotos der Berliner Friedensbibliothek)



Verzeichnis der AutorInnen (Interviews, Berichte, Briefe)

Die Adressen sind den Herausgebern bekannt

Abeken, Marliese	Jg. 1920	Ehemalige Lehrerin in Salzgitter-Bad, wohnte Sack 3
Ahrens, Anna	Jg. 1929	Rotkreuz-Helferin in dem Lazarett Bernhard-Rust-Hochschule (heute Kanthochschule), wohnte Freyastraße
Ahrens, Renate	Jg. 1933	wohnte in Lehndorf und ging dort zur Schule
Bahn, Else	Jg. 1920	lebte in Salzgitter-Thiede
Behrenroth, Erika	Jg. 1921	arbeitete im Marienstift
Bonewald, Gustav	Jg. 1908	ehem. Lehrer, Familie lebte in Riddagshausen
Buchheister, Harri	Jg. 1931	erlebte alle Bombenangriffe, Bunker Madamenweg
Campe, Alwine	Jg. 1905	lebte im Krieg in Lehndorf, Schiffweilerstraße
Demann, Sigrid geb. Müller	Jg. 1931	wohnte Fallersleber Straße
Demann, Wolfgang	1932-2000	wohnte Langer Kamp 22
Diedrich, Ingeborg	Jg. 1922	Gaststätte in Stöckheim
Dreßler, Felicitas	Jg. 1921	lebte im Krieg im Bracke-Hof, Broitzemer Straße
Fröde, Magrit	Jg. 1938	wurde im Keller verschüttet
Gebser, Hannelore geb. Stier	Jg. 1928	besuchte die Kleine Burg
Gerloff, Haide geb. Kassel	Jg. 1892	Lehrerin, lebte Schreberweg 14, viele Tagebücher
Gerloff, Hanna	1910-1994	stellte die Tagebücher von Haide Gerloff und Luise Kassel zur Verfügung
Gerloff, Paul	Jg. 1876	Besitzer der Zuckerfabrik, Villa am Löwenwall
Gerschler, Kurt	Jg. 1927	als Hitlerjunge Kradmelder für den Luftschutz
Hartwig, Marga	Jg. 1928	wohnte Kattrepeln, Telefonistin im Fernmeldeamt
Karsten, Günter	Jg. 1931	wohnte Turmstraße und war im Jungvolk als Luftschutzmelder im Einsatz
Kassel, Luise	Jg. 1886	wohnte Andreeplatz, Sekretärin im Fernmeldeamt
Klapproth, Heinrich	Jg. 1896	Pastor Lehndorf-Ort, schrieb Chronik über diesen Stadtteil
Knörich, Elfride geb. Giers	Jg. 1928	stellte Dokumente, Briefe und Fotos zur Verfügung
Köneke, Arno	Jg. 1932	wohnte Husarenstraße, Schüler
Kuhn, Horst	Jg. 1927	wohnte Bäckerklint, Kaufmannslehre, Bunker Petritorwall
Labus, Erika geb. Oppelt	1920-2002	stellte Dokumente, Briefe und Fotos zur Verfügung
Langkopf, Heinz	Jg. 1933	lebte in der Fritz-Alpers-Allee (heute Friedensallee)
Loormann, Otto	Jg. 1900	wohnte Virchowstraße, Facharbeiter in der Miag
Mackamul, Ulrike		wohnte Sack 3 mit M. Abeken (s.o.)
Mecke, Gerda	Jg. 1921	wohnte bis Okt. 1944 Kannengießereistraße, dann in Lehndorf
Oppelt, Trude	Jg. 1894	Gärtnerei Schuntersiedlung, Mutter von E. Labus
Röttger, Gerhard	Jg. 1927	wohnte in Lehndorf, Lehre als Elektriker in der Gliesmaroder Straße
Rümenapf-Sievers, Rosemarie	Jg. 1929	erlebte mehrere Angriffe im Bunker Okerstraße
Starke, Günter	Jg. 1928	an Löscharbeiten beteiligt, früher BZ-Redakteur
Stecher, Helga	Jg. 1938	Bunker Madamenweg
Stock, Irmgard	Jg. 1925	wohnte Bohlweg, lernte Rechtswahrgelhilfin
Triebel, Ursula	Jg. 1929	wohnte in Lehndorf, Saarstraße
Vogt, Rosemarie geb. Hopp	Jg. 1928	war Schülerin der Kleinen Burg
Witte, Hedwig	Jg. 1925	wohnte Henschelstraße, dann Robert-Ley-Straße, jetzt Griegstraße, Telefonistin bei Büssing NAG
Eine Ukrainerin	Jg. 1914	wurde als Zwangsarbeiterin nach hier verschleppt und blieb

Für die Ausstellung stellten außerdem Bilder zur Verfügung:

Ute Beyer, Wiegand Bohlmann, Peter Former, Walter Kaesewieter, Andreas Linhardt, Frieder Schöbel, Friedensbibliothek Berlin

Übersicht Ausstellung des Friedenszentrums Vor 50 Jahren – Braunschweig im Bombenkrieg

28. 9. - 31. 10. 1993 im Keller des Altstadtrathauses

- Tafel 1: Bomben auf die Zivilbevölkerung - Radikalisierung des Krieges
Flugzeug als Waffe (Bomber) – Kündigung des Versailler Friedensvertrags durch die Nazis - Spanischer Bürgerkrieg (Guernica 1937: Eine heimtückische Erprobung)
Bilder: Bomber, Guernica-Gemälde
- Tafel 2: Braunschweig - ein Zentrum der Rüstung
Rüstungsindustrie - »Stadt der Flieger« - Garnisonsstadt
- Tafel 3: Luftschutz (LS)
Reichsluftschutzbund - Verordnungen (Verdunklung) - Schutzräume (Hausluftschutzraum, Splittergräben, Bunker) - Luftschutz in Braunschweig
Bilder: Bebelhofbunker, LS-Utensilien
Gegenstände: Gasmaske, LS-Apotheke, Pumpe, Sandeimer, Patsche, Reißhaken, Helm, Blau-Lampe, Handpumpe
- Tafel 4: Deutschland beginnt den Zweiten Weltkrieg
Militarisierung des Alltags – Hitlers Erziehungsziele – Ursachen des Krieges – Der Krieg beginnt
Bilder: Kinderkriegsspiel, Beschießung der Danziger Post
- Tafel 5: Deutsche Bombenangriffe
Luftangriff auf Warschau – deutscher Fehlabwurf auf Freiburg i. Br. – Bombenangriffe auf Rotterdam, Coventry, London
- Tafel 6: Die Steigerung des Terrors
»Ich will Meier heißen ...« (Göring) – Aussagen Hitlers (Vergeltung) – Churchill, Harris (Demoralisierung) – Essen, Lübeck, Rostock – Exeter, Bath – Köln, Bremen, Hamburg, Dresden – Hiroshima und Nagasaki
- Tafel 7: Deutschlands zerstörte Städte
Bilanz: 570.000 Tote – Ein schauriges Gegenstück: Weißrusslands ausradierte Dörfer, Chatyn-Gedenkstätte
- Tafel 8: Der Mensch im Bombenterror I
Frauen geben ihre letzte Habe aus – Der Alltag – Leiden und Angst, Gleichgültigkeit, Erschöpfung, Hilflosigkeit, Widerstandswillen? – Leben im Bunker
- Tafel 9: Der Mensch im Bombenterror II
Staatsterror – Tod für »Plünderung« – Erna Wazinski - »Die Braunschweigische Johanna« – Fremdarbeiterinnen
- Tafel 10: Der Mensch im Bombenterror III
Wasserkette – Leichen – Suche nach Verschütteten – Ernährungslage
- Tafel 11: Die Angriffe auf Braunschweig
- Tafeln 12-18: Bilder der Verwüstungen
Burgplatz / Schloss / Theater – Steinweg / Östliches Ringgebiet – St. Katharinen / Hagenmarkt / Fallersleber Straße – St. Andreas / Alte Waage / Pestalozzistraße – Radeklint / Bäckerklint – Altstadtmarkt / Eiermarkt / Alte Knochenhauerstraße – Magniviertel / St. Aegidien
- Tafeln 19-20: Trümmerkarte (Bollmann)
- Tafel 21: Die Sinnlosigkeit des Bombenterrors
Zielstatistik - Das »Rüstungswunder« von 1944: Unterirdische Produktion

- Dresden: Flüchtlingsmord
- Tafel 22: Spuren des Bombenkriegs heute
Bildgänger: Bomben- und Munitionsfunde – Behelfsbauten – Was wird aus den alten Bunkern?
- Tafel 23: Nie wieder Krieg? - Was kann ich tun?
Remilitarisierung Deutschlands – Noch immer Krieg! – Douhet und Harris leben! - Friedensbewegung
- Tafel 24: Literaturhinweise, Bildquellen, Videos
- Tafel 25: Ihre Meinung ist uns wichtig!

Vitrinen und Schautischchen:

Fotoalbum: Wissen Sie, wo das war?

1: Kontroverse um Luftschutz vor 1933: »Volksfreund“-Artikel

2: Bunker: Was Dir passieren kann / Bilder von Bunkern

3: Leben im Luftschutzraum: Bunkerspiele / Zeichnung »Szene im Luftschutzkeller«

4: Luftschutz im Haus: LS-Apotheke / Einstellspritze und Eimer / Sandsäcke / Schild »Zum Luftschutzraum«

5: Luftschutzutensilien: Helm / Gasmasken / Bescheid über Heranziehung zum Luftschutzdienst

6: Kriegsalltag I: Sparrezepte / Der Mangel

7: Kriegsalltag II: Lebensmittelkarten und Berechtigungsscheine / Spendenplaketten des »Winterhilfswerks« / Der Kontrast: Das süße Leben der politischen Führung

8: Eine ausgelöschte Familie: Briefe und Bilder / Ein Durchhaltebrief

9: Deserteure: Zahlen / Gräber auf dem Katharinenfriedhof (heute Nähe alte TU-Mensa)

Ferner:

Kopien über Braunschweig abgeworfener britischer Flugblätter

Zeitungshalter mit Artikeln aus der »Braunschweiger Tageszeitung« (1944)

Klarsichtmappe: Wissen Sie, wo das war?

Vorträge: (jeweils um 20.15 Uhr)

Dietrich Kuessner: BS im Bombenkrieg - Ursachen, Stimmungsberichte, Folgen

29. 9.1993, Altstadtrathaus

Andreas Linhardt: Luftschutz im II. Weltkrieg - Notwendigkeit oder Illusion

6. 10.1993, Altstadtrathaus

Eckart Grote: Das zerstörte Braunschweig: Film und Dias

11. 10.1993, Freizeit- und Bildungszentrum

Helmut Kramer: NS-Strafjustiz im II. Weltkrieg

19. 10.1993, Altstadtrathaus

John Wickham: 50 Jahre danach - haben wir Engländer uns geirrt?

25. 10.1993, Altstadtrathaus

Wolfgang Borchert: Dann gibt es nur eins!

Du. Mann an der Maschine und Mann in der Werkstatt.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst keine Wasserrohre und keine Kochtöpfe
mehr machen – sondern
Stahlhelme und Maschinengewehre,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Mädchen hinterm Ladentisch und Mädchen im Büro.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst Granaten füllen und Zielfernrohre für
Scharfschützengewehre montieren,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Besitzer der Fabrik.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst statt Puder und Kakao Schießpulver verkaufen,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Forscher im Laboratorium.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst einen neuen Tod erfinden gegen das alte
Leben,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Dichter in deiner Stube.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst keine Liebeslieder, du sollst Haßlieder
singen,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Arzt am Krankenbett.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst die Männer kriegstauglich schreiben,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Pfarrer auf der Kanzel.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst den Mord segnen und den Krieg heilig
sprechen,
dann gibt es nur eins: Sag NEIN!

Du. Kapitän auf dem Dampfer.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst keinen Weizen mehr fahren – sondern

Kanonen und Panzer,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Pilot auf dem Flugfeld.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst Bomben und Phosphor über die Städte
tragen,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Schneider auf deinem Brett.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst Uniformen zuschneiden,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Richter im Talar.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst zum Kriegsgericht gehen,
dann gibt es nur eins:
Sag Nein!

Du. Mann auf dem Bahnhof.

Wenn sie dir morgen befehlen,
du sollst das Signal zur Abfahrt geben für den Mu-
nitionszug und für den Truppentransporter,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Mann auf dem Dorf und Mann in der Stadt.

Wenn sie morgen kommen und dir den Gestel-
lungsbefehl bringen,
dann gibt es nur eins:
Sag NEIN!

Du. Mutter in der Normandie und Mutter in der
Ukraine,

du, Mutter in Frisko und London,
du, am Hoangho und am Mississippi,
du, Mutter in Neapel und Hamburg und Kairo und
Oslo – Mütter in allen Erdteilen, Mütter in der
Welt,
wenn sie morgen befehlen, ihr sollt Kinder gebären,
Krankenschwestern für Kriegslazarette und neue
Soldaten für neue Schlachten,
Mütter in der Welt,
dann gibt es nur eins:
Sagt NEIN!

Mütter, sagt NEIN!